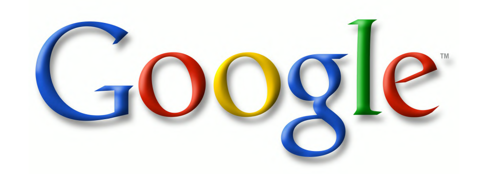
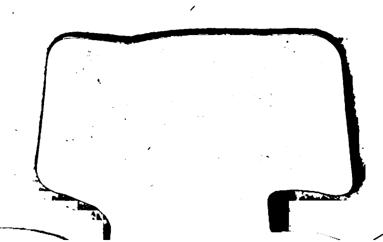
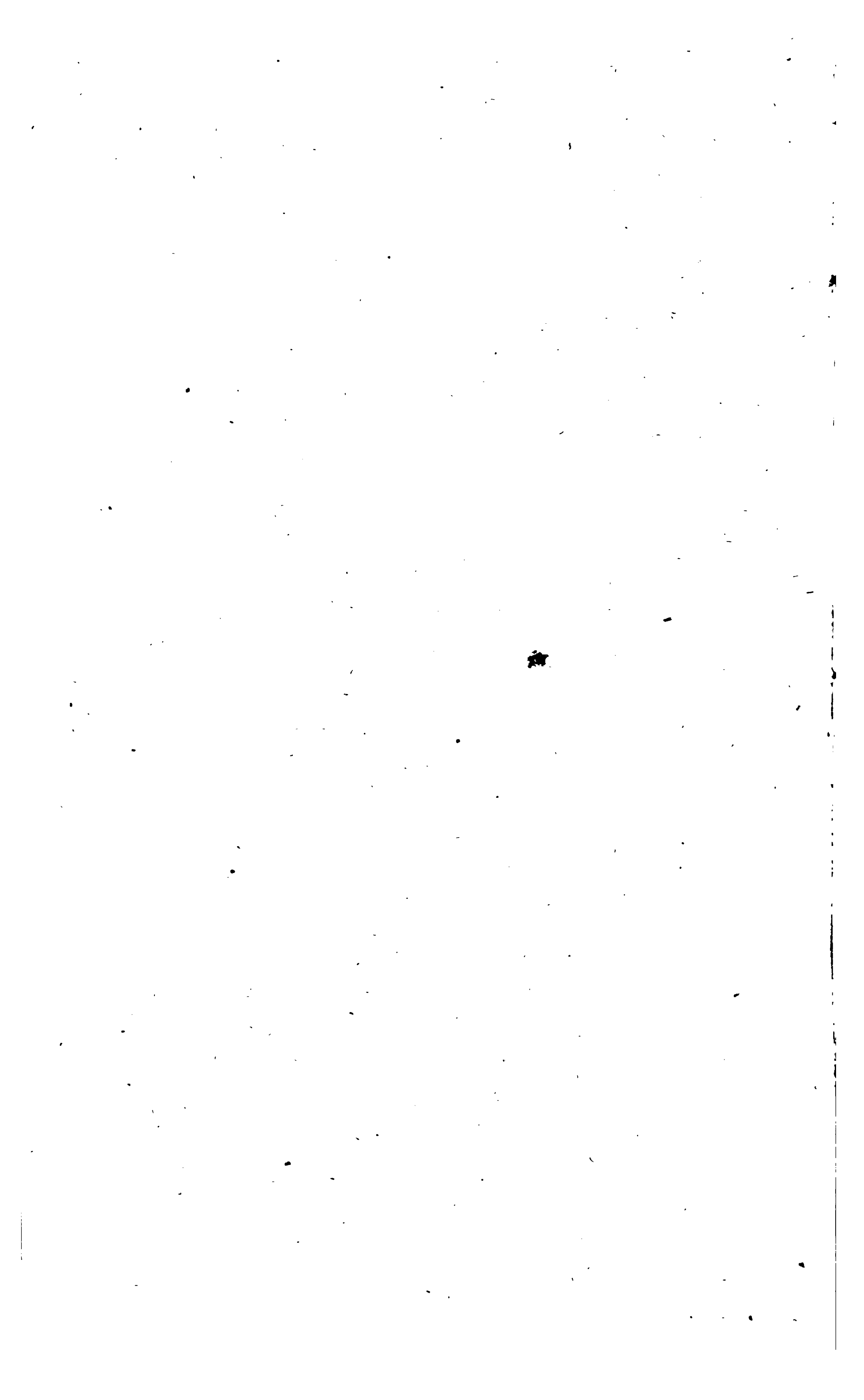



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1863





Badisches Sagenbuch

von

August Schnezler.

Badisches
Sagen-Buch.

Eine Sammlung

der

schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden

des Badischen Landes

aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter.

Herausgegeben

von

August Schnezler.

Erste Abtheilung:

Vom Bodensee bis zur Ortenau.

Karlsruhe.

Druck und Verlag von Creuzbauer und Hasper.

1846.



Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzog

Leopold I. von Baden,

Dem erhabenen Freunde und Pfleger der vaterländischen Geschichte und Sagenkunde

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorwort des Herausgebers.

Der Entschluß, die mythischen und historischen Sagen des Badischen Landes, wie dieselben theils noch im Munde des Volkes fortleben, theils in metrischer und prosaischer Form von zahlreichen Schriftstellern dargestellt, theils in alten Chroniken, Kirchenbüchern und neueren Geschichtswerken rc. zerstreut sind, in eine geordnete Sammlung zu bringen und herauszugeben, wurde zunächst durch das Erscheinen des großen „Oberrheinischen Sagenbuches", von August Stöber, (Straßburg, 1842. Verlag von J. Schuler.) hervorgerufen. War nun in diesem Werke der reiche Sagenschatz der einen Hälfte des Oberrheinischen Stromgebietes, des, seinen Stammwurzeln und Hauptzweigen nach, uns Teutschen noch immer geistig verbrüderten Elsaßes, in ziemlicher Vollständigkeit durch seine und auswärtige Dichter herauf gefördert und in bunterlei rhythmischer Fassung vor den Augen der Lesewelt passend geordnet aufgereiht, — so mußte wohl das Verlangen rege werden, auch die andere Hälfte dieses unvergleichlichen Thales, unser mit romantischen Reizen so gesegnetes Baden, im vollen Märchen-Zauberglanze seines allmälig aufgedeckten

und zu Tage geschürften Sagenhortes leuchten und mit seinem transrhenanischen Nachbarn darin wetteifern zu sehen.

Bereits vor längerer Zeit aber war von den achtungswerthesten Stimmen in einheimischen Zeitschriften, u. A. auch von Aloys Schreiber in der „Badischen Wochenschrift" (1807), der Wunsch laut geworden, es möchte sich recht bald eine kundige Hand der Sammlung unserer Volkssagen unterziehen, ehe dieselben mit der älteren Generation, in deren Munde sie noch großentheils fortleben, zu Grabe sinken, oder von den politischen Stürmen neuerer Zeiten verweht, von den Lebensinteressen moderner Zustände verdrängt werden; eine Besorgniß, die auch mehrere Schriftsteller anderer teutschen Landestheile angetrieben zu haben scheint, die Sagen ihrer Heimath zu sammeln und durch den Druck vor dem Untergange zu retten. So erhielten wir, nach dem Vorgange von G. Grimm's „Teutschen Sagen", seit dem letzten Jahrzehnt eine schon bedeutende Anzahl von Sagensammlungen aus verschiedener Herren Ländern; von L. Bechstein und von J. N. Vogl sind Oesterreichs Sagen erschienen; Ersterer hat, außer diesen und seinem „teutschen Märchenbuche" sich durch Herausgabe des „Thüringischen Sagenschatzes," ferner des von Franken, verdient gemacht; von Tettau und Temme wurden wir mit Preußens Volkssagen, von W. Ziehnert mit denen Sachsens, von Uhland, G. Schwab, J. Scherr &c. mit den schönsten Sagen Schwabens beschenkt, und erst neulich trat K. Müllenhoff mit denen von Schleßwig-Holstein-Lauenburg, und Henninger mit den „Sagen und Geschichten von Nassau," hervor. Sollte nun Baden, der schönste Garten unter teutschem Himmelsstriche, nicht auch seinen üppigen Sagenflor entfalten? Einen Flor, in dessen Knospen eine Menge der schönsten Märchen und Legenden, die sich im übrigen Teutschland vorfinden, ja die bedeutendsten derselben, wie z. B. die vom treuen Eckart,

vom Tanhuser, vom wilden Heer, von der Melusine, der weißen Frau rc. im anmuthigsten, nur mehr dem südlichen Lokal und Leben angepaßten, Gewande sich wiederholen.

Der Erste, welcher Badische Sagen bei uns sammelte, war der verstorbene Oberst Medicus; eine schriftliche Sammlung derselben aus dem Munde des Volkes von seiner Hand soll sich im Besitze S. K. H. des Großherzogs befinden. Herr Archivdirektor Mone veröffentlichte in seinem „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit rc." und, in derselben Zeitschrift, Herr Finanzrath Bernh. Baader dahier, eine bedeutende Serie solcher Sagen; Aloys Schreiber gab eine ansehnliche Folge derselben in eigenen, zum Theil sehr gelungenen, novellistischen und metrischen Rahmen, in seinen „Sagen des Rheines, der Voghesen und des Schwarzwalds rc.," ferner in seinen „Sagen von Baden-Baden und der Umgegend," und in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen; der treffliche Alterthumsforscher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg bearbeitete mehrere der schönsten Oberländischen Volkssagen auf musterhafte Weise; dieselben bilden eine Hauptzierde unseres Buches. K. Simrock und K. Geib in ihren „Rheinsagen rc." mehrten den Vorrath durch manche neue Beiträge aus dem Munde teutscher Dichter; in neuester Zeit erschienen die „Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwaldes" von Cand. jur. Bader, und das Werkchen von Eduard Brauer: „Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgebung rc. in poetischem Gewande;" lauter schätzbare Vorsammlungen zu dem einstweiligen Capitalstocke, den ich hier zuerst dem Umfange des Landes nach aufgestellt, nach allen mir zu Gebote stehenden Mitteln vermehrt, und nun, wiewohl nicht ohne Schüchternheit, der noch ziemlich fühlbaren Lückenhaftigkeit seines Inhalts wohl bewußt, meinen lieben Landsleuten zu übergeben wage.

Während meines jahrelangen, mit Eifer und warmer Liebe betriebenen Sammelns gewährte mir eine Hauptaufmunterung der rege Anklang, den mein Unternehmen bei allen Denjenigen, welchen ich den Plan mittheilte oder Einladungen zu Beiträgen zustellte, gefunden hat. Von den achtungswerthesten Seiten kamen mir reichliche Spenden an Materialien, Notizen und Quellenangaben zu; die Großh. Hofbibliothek und das General-Landesarchiv unterstützten mich aufs Bereitwilligste, und auch für den zweiten Band dieses Werkes, welcher zur nächsten Herbstmesse vollendet wird, sind mir noch mancherlei der schätzbarsten Originalbeiträge zugesichert worden.

Was die verschiedenen Bearbeitungen anbelangt, welche das Badische Sagenbuch enthält, so mußte ich dabei möglichst darauf sehen, durch bunte Abwechslung in Form und Stylweise, in Versen und Prosa, und durch Vereinigung zahlreicher Schriftstellernamen das Eintönige zu vermeiden, welches gar oft den dauernden Genuß solcher Sammlungen entleidet und sie ermüdend macht, besonders wenn ihr Inhalt aus lauter Versen, worunter häufig ein großer Theil nur bloße Reimerei, besteht. Das „Badische Sagenbuch" sollte, abgesehen von seinem Werthe in poetischer und historischer Hinsicht als Erste größere Sammlung dieser Art, auch zugleich ein angenehmes Unterhaltungsbuch für Alt und Jung, für den mehr wie für den minder Gebildeten, so zu sagen eine romantische Hauspostille für unser Volk abgeben, die man, bald auf Ausflügen durch unsre reizenden Berg- und Thalgegenden, bald an langen Winterabenden, gerne zur Hand nimmt, um sich nach ernsten Berufsarbeiten oder geistesanstrengender Lektüre gemüthlich darin zu erholen. Bei der Wahl und Aufnahme der theils Büchern und Zeitschriften entlehnten Stoffe, theils eingesandt erhaltenen verschiedenen Originalbeiträge, namentlich bei der

Ersten Aufstellung eines Werkes dieser Art, wo es vor Allem darauf ankommt, erst die Hauptgrundlage herbeizuschaffen und möglichst jeden einigermaßen namhaften Ort des Großherzogthums durch irgend eine Sage, Legende, oder romantische Geschichtsscene zu repräsentiren, war es übrigens nicht wohl ausführbar, eine so strenge Auswahl und Sichtung zu treffen, daß nicht auch manches Mittelmäßige und Gehaltarme, aus Mangel an Besserm, mit unterlaufen mußte. Den Vorwurf jedoch, ich habe mich darauf beschränkt, durch bloßen Nachdruck von Sagen aus bereits vorhandenen Specialsammlungen, Zeitschriften rc. ein gewöhnliches Compilationswerk zu liefern, ohne Rücksicht auf äußere Form noch innern Gehalt zu nehmen, wird mir gewiß kein unparteiischer Beurtheiler meiner Leistung machen können. Im Gegentheile darf ich mit ruhiger Zuversicht behaupten, daß ich an jeden einzelnen Beitrag oder entlehnten Stoff, der mir es zu bedürfen schien, aufs Gewissenhafteste Hand angelegt habe, um ihn in angemessener Gestalt und würdiger, glattlesbarer Form auftreten zu lassen. Man vergleiche nur z. B. die meisten anderen Werken entlehnten Sagen mit dem Originaltexte, der gar häufig an Unklarheit der Sätze, schleppender Breite und manchen stylistischen Nachlässigkeiten leidet, und man wird sich leicht überzeugen, daß durch die hierin von mir, wenn gleich eigenmächtig, vorgenommenen Aenderungen und Abkürzungen, das Gewand jener Sagen sich ihnen nur um so einfacher und vortheilhafter anschmiegt. Auch die metrischen Verstöße in manchen dichterischen Bearbeitungen suchte ich möglichst zu beseitigen, was mir hoffentlich von Seiten der Herrn Einsender nicht verargt werden wird.

So tritt nun deinen Gang an, Badisches Sagenbuch, durch die blühenden Gauen des lieben Vaterlandes! Sey dem

sinnigen Wanderer willkommene Begleitung als freundlicher Wegweiser durch unsre zauberische Märchen- und Legendenwelt, und dem Lesefreund in Stadt und Dorf ein gemüthlicher Abendgesellschafter, der ihn zur heiteren Erholung von häuslichen Sorgen oder politischen Wirrnissen mit dem poetischen Firnewein aus den Bergen und Thälern der eigenen Heimath bewirthet.

Baden.

Die Sonne lacht, wohin wir schauen,
Der Erde Gottes freundlich zu.
Wie herrlich glänzen deine Gauen,
O Vaterland, wie schön bist du!
Am ausgeschmückten Seegestade,
Wo sich der Alpen Kette zeigt
Und blühend aus dem Wellenbade
Die wunderholde Mainau steigt; —

Wo Salems Friede lilienhelle
Aus einem Paradiese blickt;
Wo an der Donau Silberquelle
Die ährenblonde Baar sich schmückt,
Und, eine perlengleiche Gabe,
Die edelste der Würzen lacht,
Vom schöpferischen Zauberstabe
Des Zepters an das Licht gebracht; —

Wo in das Land der Alemannen
Der stolzen Eiche Wipfel weht,
Und, überschirmt von schwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes steht.

Der uns des Weines goldne Flamme
Voll Blumenduft entgegen hält,
Und manchen Ast dem Blüthenstamme
Des edlen Vaters Rhein gesellt; —

Wo um die Reize stiller Auen
Die rasche Wiese zögernd schlüpft;
Wo durch des Felsenthores Grauen
Die Dreisam in ein Eden hüpft;
Wo in des Himmels blauen Aether
Des Thurmes Spitze sich verliert,
Der, schlank und kühn wie eine Ceder,
Des Münsters Kunstgebirge ziert; —

Am Kaiserstuhl, wo jeder Hügel
Im grünen Rebengürtel prangt,
Und in des Rheines klaren Spiegel
Der Limburg Epheu niederrankt.
Wo durch Gebirge, Thal und Haide
Der Kinzig Wellenmelodien
Ins lächelnde Revier der Freude,
Der Liebe und der Schönheit ziehn; —

Wo deine wärmste Segensquelle,
O Alemannia! entspringt;
Wo deiner Sprache Wohllautwelle
Am Blumenrand der Oos verklingt;
Der lieblichsten Natur im Schooße
In holder Anmuth Baden blüht,
Frisch wie die junge Purpurrose
Am mütterlichen Zweige glüht; —

Wo aus des Waldes Dämmerungen
Die Murg die blauen Augen hebt
Und um ihr süßes Thal geschlungen
Beseligt jede Welle bebt;
Des Fürstenschlosses milder Schimmer
Sich über Rastatt freundlich neigt,
Und, der Erinnerung Heiligthümer,
Vergißmeinnicht und Lorbeern zeigt; —

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
Wo um der Kunstgebilde Pracht
Der Lustgebüsche Schleier wallen
Und eine Flur von Gärten lacht,
Die frischer Wohlgerüche Wogen
Der zierdereichen Hauptstadt bringt
Und einen bunten Regenbogen
Um ihren Sonnenfächer schlingt. —

Wo, freudestolz ob ihrem Ruhme,
Der Schwarzwald seine Pforte grüßt.
Wo Mannheims holde Uferblume
Des Rheines edle Wogen küßt.
Wo um erhabene Ruinen,
Des Lebens Frühlingskränze wehn,
Die schönsten Musenhaine grünen
Und liebend in den Neckar sehn.

Wo in des Odenwaldes Frische
Das sonnenwarme Leben ruht;
Wo Rebenhügel, Feld und Büsche
Sich baden in der Tauber Fluth;

Wo sie nach dem geliebten Maine
Erröthend ihre Blicke hebt,
Und Wertheims Bild im Wiederscheine
Der silberklaren Wellen schwebt.

Wie lächeln sich in holdem Bunde
O Baden, deine Gauen zu!
Wo blühet auf dem Erdenrunde
Ein Land, das schöner ist als du?
Entzückt von deinem Zauberglanze
Und deinen Reizen jubeln wir:
Heil dir, im teutschen Blüthenkranze
Du schönste Rose, Baden, dir!

Kling' an einander, Gold der Rebe,
Welch' grüner Busen dich auch trug!
Es wiederholet: Baden lebe!
Das Herz mit jedem Wonnezug.
Dies süße Wort tönt nah und ferne,
Der Freude Becher wird geleert,
Bis, angelacht vom Morgensterne,
Die goldne Sonne wiederkehrt.

Heinrich Heß.

Vorspiel.

Kennt ihr den Wundergarten,
Den Götterhände warten,
Wo Alles grünt und blüht
Und kaum den Gärtner müht?
Gesäumt vom Silberbande,
Vom Stolz der teutschen Lande,
Vom königlichen Rhein,
Ins fernste Blau hinein;

Und rechts von Berg und Thalen
Voll goldner Segensstrahlen,
Hercynia's Hügelreih'n
Voll Frucht und edlem Wein!
Wie braußt dort auf dem Strome
Vorüber Erwin's Dome,
Dampfschnaubend aus dem Schlot
Das schmucke Räderboot!

Und vom Gebirge wieder
Wie jubelnd klingt hernieder
Des Hirtenknaben Sang!
Gelehnt auf grünen Hang,

Die Burgruinen schauen
Mit heiterem Vertrauen
Ins Aug' der neuen Zeit,
Voll Friedensseligkeit!

In sommerlicher Schwüle
Wie labt der Wälder Kühle!
Wie lacht der Matten Grün
Mit glänzend fetten Küh'n!
Wie tröstlich wehn die Tannen,
Aus kranker Brust zu bannen
Mit ihrem Balsamhauch,
Was sie mag quälen auch!

Dort laden die Najaden
Zum Trinken oder Baden
An der Genesung Born
Aus ihrem Wunderhorn.
Es strotzen Felsenquadern
Von reichen Erzesadern,
Kein schlimmer Gnom verlacht
Des Knappen Fleiß im Schacht.

Und Städte rings voll Leben
Und schmucke Dörfer weben
Zum Himmel von Saphir
Die schönste Teppichzier.
Landbau, Gewerbe, Handlung,
In immer höhrer Wandlung
Und Kunst und Wissenschaft
Voll reger Triebe Kraft!

Des Volkes Herzen flammen
In Liebesgluth zusammen
Für Freiheit, Licht und Recht;
Ein kerniges Geschlecht! —
Sey's auf den glanzumgebnen,
Goldährenvollen Ebnen,
Sey's, wo der Wasserfall
Sich stürzt mit Donnerhall:

Millionen Reize laden
Zum Paradies von Baden
Der Gäste buntes Meer
Aus Näh' und Ferne her.
Doch ganz es zu genießen,
Laßt euch nun auch erschließen
Durch Sängers Zauberwort
Der Sagen Wunderhort!

Die Märchen und Balladen
Aus den geheimsten Pfaden,
Die Geister der Natur
Aus Berg- und Thalesflur;
In Liedern und Romanzen
Umgaukeln und umtanzen
Sie jedes Sonntagskind,
Das nicht für Wunder blind.

Von steiler Klippe Stufen,
Aus tiefen Stromeskufen,
Aus felskristallnem Schacht,
Aus grüner Waldesnacht;

Aus blauen Seees Wellen,
Aus stillen Klosterzellen,
Zerfallner Burgen Wall —
Sind sie berufen all'.

Sie singen Freud' und Schmerzen
Tief aus des Volkes Herzen,
Und halten wach darin
Den kindlich frommen Sinn;
Mit Poesie durchweben
Sie manches arme Leben,
Und bieten ihm Ersatz
Für einen andern Schatz.

Die Gnomen und die Elfen,
Sie kommen gern und helfen
Dem braven Bauer aus
In Feld und Hof und Haus.
Die Riesen und die Zwerge
Durchwandeln noch die Berge,
Die Nixen blühn im See;
Doch thun sie Niemand weh.

Ein heilger Gottesfrieden
Hat allen Haß geschieden,
Und gute Geister nur
Umschweben unsre Flur! —
Drum lauscht nun gern den Sagen
Aus den vergangnen Tagen;
Dann erst im wahren Glanz
Erblickt ihr Badens Kranz!

A. Schnezler.

Einleitung

von Josef Bader.

Entwicklungsbild der heimischen Sagenwelt.

Die herrlichen, gesegneten, reichbevölkerten Gefilde am stolzen Rheinstrom, herab vom Bodensee zum Neckar, zum Main und weiterhin, die gleich einem prangenden Teppich seine Ufer schmücken und den Kranz der Vorhügel des Schwarzwalds und der Voghesen; diese Gefilde, wo Alles in üppiger Fülle blüht und in buntgestaltetem, fröhlichem Leben sich bewegt — sie lagen einst als todter Grund tief unter weiten, ungeregelten Wassern, wie verdammt zum ewigen Fluthengrab. Das Rheinthal, das ganze, große, füllte ein einziger See, im Kreise kahler Berghäupter und düsterer Wälder.

Aber der mächtige Stromgott, der „am Busen der Gletscher-Ammen gesäugte", fand kein Gefallen an der weiten Oede — er suchte das heitere Leben der Menschen. Da sanken die Wasser und theilten sich die Fluthen. In immer engeren Schranken, immer geregelteren Betten, nahmen sie den Lauf. Breite Bergwände, zahlreiche Vorhügel, traten an den belebenden Sonnenstrahl, bedeckten sich mit munterem Grün

und lockten aus dem dunkeln Urwald — den Menschen herbei, den götterähnlichen.

Rhenus lächelte, und die Geister der Flüsse, der Bäche und Quellen, die das hercynische Waldgebirg ihm sendete und das voghesische, sie schwebten freudig von Ufer zu Ufer, wo der Mensch sich niederließ — schüzende, pflegende, beglückende Genien.

Da milderte sich des Menschen Gemüth, erweiterte sich sein Aug, übte sich mannigfaltiger seine Hand. Die schirmende Hütte hatt' er längst gebaut, und der schnelle Fuß trug ihn leicht zum befreundeten Nachbarn; aber jenseits der Fluthen, am blauen, dämmernden Gestade — hatte dort sein Blick nicht gleiches Leben erspäht? Es regte sich die Sehnsucht — sie reichte weiter als die Kraft des Schwimmers, doch nicht weiter als der sinnende Kopf und die Kunst der geübten Hand. Bald befuhren Flöße und Kähne die Ufer und landeten am fremden Gestade, das dem kühnen Schiffer gastliche Ruhe bot und Erfrischung. Oder, hat auch damals schon die Habsucht den leichten Kahn mit blutiger Beute gefüllt [1]?

Dies war die Kindheit der Schiff-Fahrt auf dem Rheine, wo jezt der stolze Dämpfer einher braußt und sich das schwere Frachtboot durch die Wogen drängt. Heute noch zeigt man längs der Vorhügel hin, hoch oben an Felswänden, die eingekeilten Eisenringe, welche einst statt des Ankers zum Anhacken der Schiffe gedient [2].

---

1) Vergleiche die Sage von den Seeräubern auf dem Thurmberg, unter den Sagen von Durlach im zweiten Bande dieses Werkes. Anm. des Herausg.

2) Z. B. an den Felswänden beim Kukuks-Bad, zwischen Bollsweil und Kirchhofen im Breisgau. An den Thurmsteinen mehrerer Kirchen, die auf dem Hochufer des alten Rheinbettes liegen, will man ebenfalls solche Ringe gefunden haben. — — Uralte Sagen sprechen aber auch von einer Zeit, als lange, lange vor der Periode der Sündfluth, in unsern Gegenden und bis in den tiefsten Norden hinab, ein Klima, wie das der üppigen südlichen Himmelsstriche, waltete, und mit den Blumen und Früchten jener glücklichen Zone auch unsere Heimath gesegnet war. Ueberreste von Palmen, Datteln und anderen tropischen Erzeugnissen, von Säugethieren und Amphibien, die wir jezt nur noch im Süden finden, sind aus den Tiefen unseres

Rhenus, der menschenfreundliche, als er dies Gedeihen sah, drängte seine Fluthen noch weiter zurück vom Thalgelände, dämmte sie ein in noch engere Betten. Es verschwand der große See — nur blieb, zum ewigen Merkmal, das Becken des Bodensee's [3]).

Aus dem Schoos der Erde aber hatte Vulkan, kühn durch das Rheinbette herauf, den Kaiserstuhl getrieben, der — ein feuersprühender Inselberg, jetzt mächtigeren Fuß in den Fluthen faßte, bis seine Gluht erloschen war und seine Wände sich begrünten, um das eine bald und bald das andere Ufer zu zieren.

Mehr und mehr, von frisch fließenden Wassern getränkt, von der Sonne Strahlen erheitert und erwärmt, von freundlichen Geistern gehütet, bedeckten sich die Ebenen des Rheinthals mit dem Schmucke des Grases, des Strauches, der Eiche und Buche; üppige Wiesen und Wälder dehnten sich aus; der Thalbewohner rückte seine Hütten und Dörfer bis an die Ufer vor — die Morgenröthe freundlicherer Zeiten ging auf über das weite, im ersten Jugendtrieb schwellende Thal.

Der schwarzgelockte, leichte, gesellige Kelte aber war's, ein Sohn des Morgenlandes, welcher zuerst an den großen Rhein-See gekommen, welcher ihn zuerst befahren, an seinen Ufern die ersten Dörfer und Städte gegründet, den Bergen, Flüßen, Forsten und Fluren die ersten Namen gegeben. Und mit ihm sind die Genien seiner Heimath eingezogen in das Rheinthal, die unsterblichen Pfleger und Beschützer seines Erdendaseyns, holde, zarte weibliche Wesen — die Göttin Berchte

Bodens zu Tage geschürft worden und geben uns dunkle Kunde von einer paradiesischen Vorwelt, die auch von einem götterähnlichen Menschengeschlechte bevölkert gewesen seyn und erst durch die (von manchen Geologen angenommene) Verrückung der Erdachse sich in die uns bekannte, rauhere Welt umgewandelt haben mag.

Anm. des Herausg.

3) Siehe das schöne Gedicht von Gustav Schwab: „Die Schöpfung des Bodensee's", Seite 1 dieses Bandes.

und jene wundersamen Fee'n, welche in Felsgrotten, an See'n und Quellen, auf lichten Hügeln und in dämmernden Hainen ihre Zauberschlösser und Wundergärten bewohnten.

So, unter dem Schirme seiner Götter und Genien, hatte der Kelte, mit erfinderischem Geist, mit betriebsamer, kunstfertiger Hand, das Rheinthal bevölkert und bebaut — ungezählte Jahrhunderte lang. Und wie er nun gealtert war und geschwächt an Kraft, da trat aus den östlichen Wäldern ein Jüngling hervor, hochgewachsen, mit schwellenden Muskeln, von blondem Haar und blauem Aug, über der Schulter das Fell des erlegten Wildes, in der Faust den leichten Wurfspieß, neben sich den bejochten Ochsen und das getreue Wind. Es gefiel ihm an den sonnigen Halden und Vorhügeln und Thalgeländen, wo nie gesehene Pflanzstätten, Weiler und Dörfer, im Kranze zierlicher Gärten und blühender Fruchtgefilde, seinem erstaunten Blick entgegen lachten.

Wir erkennen den blonden, blauäugigen Riesenjüngling — es ist der Germane, auch ein Sohn des Orients, aber rauh geworden und abgehärtet auf der langen, gefahrvollen Wanderung. Ueppiges Leben ist ihm fremd, und doch — in die finstern Wälder will er nicht mehr zurück. Er ringt mit dem Kelten um den Besitz des schönen Rheinthals; er bewältigt und unterjocht ihn — er ist des Landes Herr, theilt und genießt die Früchte seines Siegs.

Aber so leichten Kampfes sollte ihm seine neue Heimath nicht zu Theil werden; ein zweiter, weit erfahrner, vielgeübter, listiger Kriegsmann erschien — der stolze Römer. Ihm gehorcht eine eroberte halbe Welt; wird die germanische Kraft, die jugendliche, ungelehrte, ihm widerstehen? Sie muß weichen, und der sieggewohnte Eroberer macht das schöne Rheinthal mit dem friedlichen, fleißigen, dienstgewohnten Kelten, zu einem Vorlande seines Reichs.

Schnell mehrten sich fortan die Dörfer, die Städte; sichere Straßen, von Thürmen und Kastellen beschützt, verbanden sie, prächtige Bäder und reiche Tempel schmückten ihre Umgebung. Denn neue, stolzere Götter und Genien herrschten jetzt. Hier durchzog Diana mit Pfeil und Bogen die Forste; dort, im Kriegslager, gebot Mars mit dem blinkenden Schwert, und in Städten und Dörfern lockte der geflügelte Merkur mit Stab und Säckel zu Handel, Gewerk und Künsten — zu wachsendem Gewinn. Ein großes, vielbewegtes, freudiges Leben durchströmte das Rheinthal.

Und vertrauter näherten sich die Götter und Genien der Kelten jetzt den römischen; bald unterschied man sie nicht mehr, sah Berg und Thal froh bevölkert mit Fee'n und Elfen, Dryaden, Najaden und Nymphen. Ihre Unschuld aber war nicht mehr die reine, ihr Wesen nicht mehr das immer gute, menschenerfreuende. Wohl schützten sie das Volk ihrer Kreise noch, halfen ihm und beschenkten es; aber falsch auch und tückisch verlockten sie schmeichlerisch ihre Günstlinge zur Sünde, rißen sie bald in Gefahr und Verderben.

Und so war's schlimmer geworden mit dem Menschen. Lüstern nach stets neuem Genuß, begann er selbst mit seinen Göttern zu buhlen. Was war ihm heilig noch, nachdem Merkur das Füllhorn seiner Schäze über ihn ausgegossen? Das Leben im Rheinthal, jenem gleich in der römischen Weltstadt, versank in Reichthum und Ueppigkeit; Uebermuth und Schwelgerei hatten es vergiftet und angefäult — es verdiente den Untergang.

Abermals erschien jetzt der Germane, unverdorben noch und ungeschwächt, wie das erstemal — doch reicher an Erfahrung und fester an Entschlossenheit. Denn des Römers Eroberungssucht hatte auch ihn aufgestört in seiner stillen Heimath, auch ihm das Joch der Knechtschaft geschworen. Mächtig

jetzt und rachedürstend warf er sich dem Feind entgegen, dem unersättlichen, und es änderten sich die Geschicke.

Der Germane, gestärkt durch das alemanische Brüderband, geschirmt von seinem Wodan[4]), seinem Thor, seinen Walküren, stund an den Pforten des Weltreichs. Was nützten die Mauern und Thürme, womit der Römer das Rheinthal umzogen? Sie fielen, und zu Ende war die stolze Herrschaft Roms an den Ufern des Rheines!

Nicht aber wurde das Land jetzt eine Wüste voll Blut und Asche. Die verhaßten Zwingburgen, die schirmenden Städte, die üppigen Bäder und prächtigen Tempel allein wurden ein Raub der Zerstörung — die Hütte, der Pflug des Landbewohners blieben dem Sieger heilig, nur waltete fortan Er als Herr über Alles.

Und auch die alten Götter blieben dem Besiegten. Die Fee'n, die Nymphen, sie bewohnten ihre Felsen, Haine und

---

4) Allmächtig, Alles durchdringend und beherrschend thront Wuotan über der germanischen Götterwelt; als Lenker der Schlachten und Erkämpfer des Siegs sprengt er auf sprühendem Wolkenroß oder fährt auf rasselndem Wagen über die Kriegsstätten dahin; den nächsten Rang nach ihm nimmt der rothbärtige Thor, der Gott des Donners ein; einen wuchtigen Hammer schwingend schmettert er aus dem zusammengeballten Gewölk sengende Schlangenblitze hervor; Tyr, der germanische Mars, unterstützt den Wuotan in der Lenkung der Schlachten; in seinem Gefolge die Schlachtenjungfrauen: die Walkyren (aus deren Flügen über die Wahlstätte später wahrscheinlich die Sage vom wilden Heer sich gestaltete). Freyr, der Gott des Friedens, solchen Kriegsgöttern gegenüber, steht natürlich in schwächerem Lichte da; seine Schwester Freya, die germanische Diana, und Wuotan's Gattin Frea, (Hertha,) sind die weiblichen Hauptgottheiten. Der Raum verbietet uns, alle übrigen, dem hohen Norden entsprossenen, Göttergestalten der urgermanischen Welt hier vorüberschreiten zu lassen; wir erwähnen nur noch der Helden und weisen Frauen, denen, als Halbgöttern, heilige Verehrung erwiesen wurde, wie z. B. dem erdgebornen Tuisko und seinem Sohne Mannus ꝛc. von denen die Helden der Nibelungen und des Heldenbuches, Siegfried, Dietrich, Wieland, Eckart (siehe die Breisacher Sagen) u. s. w. abstammten, die Priesterinen, Seherinen, z. B. Velleda ꝛc.

Der Germane bevölkerte die Wälder und Gewässer mit Druiden (Druten), Alraunen, Feien (Feen); die Gebirge mit Riesen, Zwergen, Kobolden und allerlei Gnomen, welche Letztere später, zum Theil bei Einführung des Bergbau's im Schwarzwalde, als Berg- oder Grubenmännlein, Verwandte des Erzgebirgsfürsten Rübezahl, auftreten. Der Lindwürmer, Drachen und anderer Ungeheuer, die zu bekämpfen waren, gab es in den Höhlen und Felsklüften die Menge.

Anm. des Herausg.

See'n, wie zuvor. Im Rauschen aber der hohen Eiche, im Tosen des schäumenden Wassersturzes verkündete der alemannische Gott seine gewaltigere Majestät.

Doch, was sind alle die stolzen Götter der Heiden gegen den Gekreuzigten! Einzelne, arme, wehrlose Männer und Frauen, von jenseits des Meeres, von dem grünen Erin, von dem felsigen Scotien, kamen herüber an den Rhein, predigten die Lehre des Weltheilands und besiegten die Herzen des Volks. Freilich erhoben sich verruchte Hände gegen die Frommen und rötheten mit ihrem Blute den heimathlichen Boden. Aber die Grabstätten der Märtyrer verherrlichten sich durch heilige Wunder; gläubig wallfahrte das Volk zu ihnen und überbaute sie mit Kirchen und Klöstern [5]).

Wo war jetzt die alte Götter- und Genienwelt? Hatten sie die Berge verlassen, und die Felsgrotten, die Haine, die See'n und Flüsse? Nein; aber ein vernichtender Krieg aus der Zelle des Mönchs, aus der Höhle des Waldbruders erhob sich gegen sie. Sein Fluch verwandelte ihr einst heilbringendes, dann gefallenes Wesen in die Natur des Bösen, und von dem an spuckten aus ihnen überall teuflische Künste zur Verlockung und zum Verderben des Menschen. Verdrängt und gestürzt, hausen sie seither im Schacht der Berge, im Grunde der See'n — als heidnischer Hofhalt, als Gnomen und Zwerge, Mummler und Nixen [6]).

So ist im Rheinthal die Welt des Kelten und des Römers untergegangen. Nur Namen sind noch übrig von ihr, und Burgtrümmer, und verschüttete Städte, und vergrabene

---

5) Siehe die Sagen vom heiligen Fribolin, Trutbert, Landolin, 2c. in diesem Bande.

6) Siehe z. B. die Sagen vom Venusberg bei Ufhausen und von der Haselhöhle in diesem Bande; sodann jene der Stadt Baden („Kellers Bild und Kreuz"), und die von Schiltach und Schappach im ersten, vom Mummel- und Wildsee im zweiten Bande.

Anm. des Herausg.

Schäze, die ein mißgünstiger Dämon hütet, bis etwa der Pflug des Landmanns sie erreicht und zu Tage fördert. Reich und gewaltig war diese Welt; aber die neue des christlichen Teutschen wurde herrlicher.

Wer weiß es nicht, wie die Klöster geblüht an Gelehrsamkeit und frommer Zucht? Wie die Ritter geglänzt an Ehre und Tapferkeit, ihre Frauen und Töchter an Schönheit und keuscher Sitte? Wer hat nicht von den Liedern gehört, die auf Burgen, an Fürstenhöfen, an Kaiserlagern, die Harfe des Sängers begleitete? Und von der prangenden Waffenkunst des Turniers, und von den kühnen Heldenthaten der Fahrten ins heilige Land? Ja, die Begeisterung für den Gekreuzigten, und seiner unbefleckten Mutter inbrünstige Verehrung — sie schufen eine Welt voll reinen, hocherhabenen, wunderherrlichen Lebens!

Aber der Böse, mit den gestürzten Göttern und Genien der alten Welt, vergiftete dies Leben bald genug. Sie schlichen umher nach Opfern ihrer Rache. Da vergaß ein Mönch sich in den frevlerischen Gelüsten geheimer Wissenschaft [7]), ein anderer dort mit der gottgeweihten Schwester in den Fesseln unreiner Liebe [8]), und büßte dann dafür auf dem Scheiterhaufen oder lebendig eingemauert, oder stürzte sich herab von der Felsspize in den wogenden Strom! Noch bezeichnet schauerliches Gestöhn zur Mitternachtsstunde die Todesstätten dieser Verführten.

Es überschüttete der Böse die Klöster mit der Fülle des Reichthums, auf daß er sie ablocke von der Dornenbahn strenger Zucht auf den schlüpfrigen Weg der Ueppigkeit. Uebermüthige, schwelgerische Aebte, führten sie nicht das blutige Schwert, statt des friedlichen Krummstabs? Haben sie nicht zerstört, gesengt

---

7) Siehe z. B. Berthold Schwarz, S. 374 dieses Bandes.

8) Siehe z. B. die Sagen vom Höllenhacken, S. 172, und Nonnenmattweiher, S. 237 dieses Bandes ꝛc. Von Tiefenau, im zweiten Bande ꝛc.

Anm. des Herausg.

und gebrannt, anstatt auferbaut und gesegnet? Und wie der Hirt, so die Heerde. Wie manches Kloster, reichbegütert in den vaterländischen Gauen, lud Sünden auf Sünden und sank von seinem Reichthum in Armuth und Verachtung! Jetzt liegen die Trümmer dieser einst geheiligten Mauern verödet unter Disteln und Dornen, und wenn die Nacht ihren schwarzen Schleier über sie ausgebreitet hat, erheben sich die Geister jener Aebte und Mönche aus den verschütteten Grüften und wandeln ewig büßend über den Schauplatz ihrer Frevel und Verbrechen hin [9]).

Von den Klosterzellen aber schlich der Böse auf die Burgen der Ritter, in die Schlösser der Fürsten. Er fand Eingang leider, fast überall. An wie manche dieser stolzen, kühnen Bauten klebte das Blut und der Schweiß des armen, gepeinigten Volkes! Habt ihr nie die Ketten gesehen mit den vermoderten Knochen in aufgegrabenen Burgverließen, wo einst die gefangene Unschuld verkümmerte? Oder nie die blutbesprizte Stelle, wo die verfolgte Jungfrau, freiwillig herabgestürzt in die rettende Tiefe, ihren Geist verhauchte?

Ja, von Sünden und Lastern genug sind diese Burgen und Schlösser Zeuge gewesen. Noch sucht der Schatzgräber die Stellen auf, wo einst ein hartherziger Burgherr den Raub von Wittwen und Waisen in eiserner Kiste unter das Erdreich seines Keller's verbarg. Noch zeigt man die dunkle Hohlgasse, wo einst der freche Junker mit seinen Gesellen auf Beute gelauert [10]). Keine Gegend könnt ihr nennen in unserem schönen Heimathlande, wo die Hand des Landmanns dem Wanderer nicht von einem Raubschlosse die Trümmer weist. Und überall in finsterer Mitternacht gehen sie noch um, die Burggeister, denen der strafende Himmel keine Ruhe des Grabes gönnt.

---

9) Siehe z. B. die Sage von den Mönchen in Gottesau; Uhland's „Das versunkene Kloster" ꝛc. im zweiten Bande dieses Werkes.

10) Siehe z. B. die Sagen vom Falkenstein. S. 409 dieses Bandes, und andere.

Anm. des Herausg.

Und die zarte, keusche, milde Frauenwelt in den Burgen und Schlössern? Den Ruhm der Sittsamkeit, der Frömmigkeit, der Treue, der Armenpflege hatten Frauen und Töchter in reichem Maß erworben, und er hatte sie verklärt wie ein Heiligenschein. Aber wie bald verblendete der eitle Stolz das junge Gemüth der Maid, wie bald der süße Reiz verbotener Liebe das Herz des Weibes! Vom Hunger verzehrt flehte der Arme — vergeblich, er ward mit Hunden von der Pforte getrieben. Und fand nicht der gläubige Ritter, heimgekehrt vom fröhlichen Waidwerk, sein Gemahl, zum Entsetzen — in des Buhlen Arm? Traf nicht der gläubige Ritter, zurückgekehrt von den Mühen der langen Kreuzfahrt — einen neuen Herrn seines Weibes, oder statt des eigenen Bluts, einen Bastarden, auf der heimischen Burg? Noch kennt der Landmann die Stelle, wo das treulose Weib, getroffen vom Schlage der rächenden Hand, jammervoll unterging [11]).

So war auch diese Welt, die einst hochbelobte und herrliche der Klöster und Burgen, dahin gesunken in ein trauriges, schmachbedecktes Verderben. Aber eine neue hatte sich jetzt aufgethan, eine reiche, kräftige, strebende — die Welt der Städte. Diese, oft das Asyl des gedrückten, gehetzten Landmanns, immer die Freistätten des Handels, des Gewerbes, der Wissenschaft, der Kunst, die Vesten des Rechts und der Freiheit — erzogen Bürger, welche stolz neben dem Ritter stunden, Männer, welche ruhmvoll kämpften für die geliebte Heimath auf dem Felde der Schlacht, wie im Rathe der Fürsten. Muth und Fleiß, sie belohnten sich auch hier [12]).

---

11) Siehe z. B. die Sage von der Frau von Bosenstein, das Edelfrauenloch ꝛc. im 2. Bande dieses Werkes.

12) Unser Buch enthält zahlreiche Sagen von den Ursprüngen Badischer Städte, von tapferen Thaten ihrer Bürger, (z. B. „der Fleischer von Constanz, Freiherr von Fahnenberg im ersten Bde. „Die vierhundert Pforzheimer“ ꝛc. im zweiten Bdc. ꝛc.) von originellen Charakterzügen ihrer Bewohner; von derben Kerngesellen, (wie z. B. Romaias) u. s. w.

Anm. des Herausg.

Was Prälat und Ritter seit Jahrhunderten eingebüßt, das gewannen die Städte.

Auch den teutschen Städten, wie vielen, wie herrlichen im schönen Rheinthal! auch ihnen lächelte Merkur, wie einst den keltischen und römischen. Ihre Schätze häuften sich, aber verblendet dadurch vergaßen sie ihrer Brüder — des Landvolks, welches im Joche der Knechtschaft schmachtete. Der Böse verschloß ihr Herz — der wimmernde Klagelaut des Armen, er erscholl vergeblich. Da drückte die Verzweiflung dem Verlassenen das Schwert, die Brandfackel in die Faust — und durch ganz Teutschland wälzte sich eine schwere, schwarze, verderbenschwangere Wolke des Aufruhrs!

Wo am Rheine ist ein Gau, dessen Bewohner dir nicht zu erzählen weiß von den Gräueln des Bauernkriegs? Da und dort zeigt man die Trümmer noch von einst stolzen Burgen, welche durch die Faust der Empörung in Schutt und Asche versunken. Und noch traurigere Stellen — wo der arme Besiegte seine Verzweiflung büßte unter dem Henkerschwert.

Und die Frucht dieses Sieges — war es eine bessere, friedlichere Zeit? Der Böse grinzte höhnisch über den Schauplatz des Menschentreibens hin, und unsere schöne Heimath ward ein Tummelplaz räuberischen, mordbrennerischen Gesindels. Der obdachlose Zigeuner, der gardende Landsknecht, der fahrende Adept, der hausirende Krämer, alle im Dienste des Bösen, und ausgerüstet mit höllischen Kräften und Künsten, trieben da ihr heillos Spiel.

Noch mehr aber übte Satan seine Tücke. Zu Mädchen und Frauen schlich er und lockte die Bethörten in seinen Bund. Da, bei stürmischen Nächten, auf Besen reitend, mit gelöstem Haar und Gewand, flogen sie hinauf, wo die Orgie ras'te — nach des Blocksbergs qualmender Kuppe! Und gesättigt alsdann von diabolischen Genüssen, kehrten sie heim, um den

Brei zu kochen, der mit Sturm und Hagel des Landmanns Hoffnung darnieder schlug — die blühende Saat, die sprossende Rebe.

Aber das Volk schrie Rache über den verderbenschwangern Hexenzauber. Der Folterstuhl erpreßte die Geständnisse des teuflischen Bundes, und nun fort zur Strafe mit den armen Besessenen, die der Böse zu Werkzeugen seines Menschenhasses gemacht — zur unerbittlichen Strafe! Da loderten durch alle Gaue der Heimath die Scheiterhaufen, um halbentseelte, folterbrüchige Leiber zu verzehren [13]).

Endlich schmetterte durch das Prasseln dieser Sanbenito-Flammen hindurch, die Trompete des schwedischen Reiters. Eine andere Mordgeschichte rollte sich auf. Vom wilden Heere des Schweden erzählt das Landvolk noch mit Grausen, und vom Schwedenkrieg und Schwedentrunk [14]). Der Böse hatte sein Meisterstück vollbracht; es schließt sich damit die heimische Sagenwelt, welche mit den Werken guter segenbringender Götter und Genien so herrlich begonnen.

---

13) Hexenthürme findet man noch in mehreren unserer Städte, z. B. in Burkheim, Bühl, ꝛc. und Hexensagen überall in Menge.

14) Siehe z. B. die Schwedensagen im Albgau, in der Baar ꝛc.

Anm. des Herausg.

Bodensee.

Die Schöpfung des Bodensee's.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem schöpfrischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt:
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In See'n sich schloß der Wasser Schatz:

Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoos,
Da brach der Strom im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geist getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hochausgebreitet
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des ersten Sabbaths Ruhe schlief,
Ließ sich der Bote Gottes schauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da scholl gleich donnernden Posaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd' und Fluth mit Staunen,
Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Gesegnet bist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß, nur stolz einher!
Ihr hüllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn — der Mensch, erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Thier;
Dann herrscht ein Fremdling stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Eröffnet Straßen, baut ein Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und schleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug' an's Ufer her;
Er hat noch Nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer;
Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten senden,
Die sagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern seinen Thron.

Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.

Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segensreiches Feld!
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwer beladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Hafen ein.

Und Die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir;
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Völker Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zwei Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob:
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth,
Und deine grünen Ufer traufen
Von langvergossnem Bürgerblut.

Sei nur getrost! du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr an deinem Strand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch still Genügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen seyn,
Dein Volk nährt sich von eignem Brote,
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen;
Wohlan, vollende dein Geschick!"

Der Engel sprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe sich zu münden,
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwer arbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land,
Und was verheißen ward, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

Gustav Schwab.

Die Prinzessin vom Bodensee.[1)]

Es sah die Insel aus dem See,
Mit weißer Brust zur blauen Höh';
Sie spiegelt sich im Wellenbade,
Sie winkt hinüber zum Gestade:
„Mein ist des Seees Diamant,
Wer mag ihn holen sich im Land?"

Und wie er glänzt vom Söller her,
Macht jedes Herz die Liebe schwer:
„„O Fürstenkind der Alemannen,
Wer darf dein schlankes Bild umspannen?""
Das darf die keusche Luft allein,
Der Wellen froher Silberschein.

Sie lächelt in das schöne Land:
„Wer freit die stolze Fürstinhand?
Mein ist der freie Inselhügel,
Mein dieses Meeres weiter Spiegel,
Mein ist der hohe Jugendleib;
Wo blüht umher ein reicher Weib?" —

Der See umwallt sie meilenweit,
Und höhnt der Freier heißes Leid.
Da reitet von den Alpenhöhen
Ein welscher Graf, sie zu erflehen.
Als Bote zieht sein Hund voraus,
Er schwimmet zu der Fürstin Haus.

Er beut ihr dar den Liebesbrief:
„„Sind deine Wellen trüglich tief,
Und kannst du treu und tiefer lieben,
So rüst' ich dir die Barke drüben,
Die hole dich zum Land so hold,
Zum Marmorschloß voll Lust und Gold!""

Sie knüpft ihr Wort dem Boten an:
„Dein Leib sey deiner Hoffnung Kahn,

Dein Segel sey die Lieb' alleine,
Dann will ich folgen als die Deine.“ —
Er reitet fort mit Spott und Schaam:
„„Nimm einen Fisch zum Bräutigam!““

Eine Taube fliegt auf ihre Hand
Und beut ein flehend Busenband:
„„Auf meinen grünen Schweizerauen
Laß uns die Bundeshütte bauen;
O komm zu mir, du Himmelslicht!
Ein treuer Herz beglückst du nicht!““ —

Die Taube kehrt zum Alpensohn:
„Was sucht der Hirt den Fürstenlohn?
In meinen grünen Wellengründen
Magst du die Bundeshütte finden.“ —
Da sinkt er in den tiefen See,
Mit seiner Liebe tiefem Weh. —

Es lagert im verheerten Feld
Ein Werber neu, der Frankenheld:
„„Ich habe ihrer Väter Marken,
Will nun im schönern Sieg erstarken.
Mein Edelfalke trage hin
Den Brautring meiner Königin!““

Hoch schwebt der Falk und unsichtbar,
Was schimmert durch die Luft so klar?
Es fällt mit stummen Siegergrüßen
Ein Demantring zu ihren Füßen;
Sie steckt ihn sinnend an die Hand
Und schaut erröthend nach dem Strand.

Dann kränzt sie ihren Ahnensaal
Und füllt den gastlichen Pokal;
Sie läßt den Pfad voll Blumen säen,
Die Thore auseinandergehen;
Sie steht im bräutlichen Talar,
Den Myrthenzweig im blonden Haar.

Und dort beschwört den See der Held:
„Besitzen will ich ihre Welt!
Sey mein, du frohes Reich der Wellen!
Ihr sollt euch meiner Liebe stellen,
Versäumt die Unterthanenpflicht,
Ihr hellen Geister, drunten nicht!"

Er schickt sich rasch zur Reise an,
Und furcht der Wogen klaren Plan,
Da summt und quillt es aus den Tiefen,
Als ob ihn Geisterstimmen riefen.
Er bannt sie mächtig aus der Gruft,
Denn droben ist, die ihn beruft.

Die Geister heben ihn empor;
Er tritt, den Blick voll Liebe, vor.
Er schreitet auf den Blumenwegen
Der Herrin durch das Thor entgegen.
Sie reicht ihm des Willkommens Trank
Und küßt vom Mund der Liebe Dank.

Sie blüh'n, ein friedlich Fürstenhaus,
Das dehnt sein Reich in Liebe aus. —
Die Wassergeister mit den Grotten,
Die Burgen und die Heldenflotten,
Die Insel, ihres Namens Klang, —
Verschwanden längst im Zeiten Drang.

Georg Rapp.

[1]) Als die Bewerber um die Hand der lieblichen allemanischen Prinzessin, als welche hier der Bodensee mit seinen umliegenden Gauen allegorisch dargestellt wird, denkt sich der Dichter wahrscheinlich unter dem welschen Grafen die Römer, unter dem Alpensohne die Helvetier, und unter dem Frankenhelden das Haus der jetzigen Herrscher.

Conradin am See.[1]

Kaum ist der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See[2], es blüht der Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein sinnend Auge, wellenblau,
Der Leyer, die er schlägt, entschwellen
Gesänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
Ihn kümmert nichts, als Liebesnoth.

Und wenn er Minne sich errungen,
So holt er sich dazu den Ruhm,
Und herrscht, vom Lorbeerkranz umschlungen,
In seiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du stehst im schwanken Kahne,
So rufet dich ein schwanker Thron,
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaßner, armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh' du's nur geglaubt,
Die Krone sitzt auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsstimme,
Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland!
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne selig Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe;
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an diesen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude satt gen Himmel schwebt!

Was ist's? Er läßt die Leyer fallen,
Er springt an's Ufer, greift zum Schwert;
O seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen —
Und wandelt auf das — Blutgerüst.

Was willst du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, seebespültes Land?
Was willst du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willst du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr wart geschmückt zu Freud' und Wonne,
Dem letzten Staufen dientet ihr:
Verhüllet euch, o Erd' und Sonne!
Denn es ist aus mit eurer Zier!

Gustav Schwab.

[1] Vom herrlichen Stamme der Hohenstaufen war zuletzt nur noch ein schwaches Reis übrig: Friedrichs II., des größten Kaisers Enkel, Konrads IV. Sohn: Conradin, den ihm Elisabeth von Bayern, die Schwester Herzogs Ludwig des Strengen, zu Landshut geboren hatte. Mit dem Titel „König in Jerusalem und Sicilien und Herzog in Schwaben“

erwuchs er länderlos am Hofe der Herzoge von Bayern, indessen Fürsten und Reichsvasallen dem reichen Richard von Cornwallis, Bruder des Königs von England, zu Worms huldigten, der zugleich mit Kaiser Philipps Enkel, Alphons von Castilien, die gierigen Hände nach Schwaben ausstreckte (1259 n. Ch.). Erst als die Beiden, doch nur Schattenkönige, vom Schauplatz abgetreten waren (1260), erhoben sich die Freunde der Staufen wieder und einige echt teutsch Gesinnte faßten nochmals den Gedanken, den letzten Hohenstaufen auf den Thron zu setzen. Vergebens schleuderte Papst Urban Verbote und Gegenerklärungen. Eberhard Truchseß von Waldburg, Bischof von Constanz, hatte sich erkühnt, die Vormundschaft und den Schutz Conradins zu übernehmen. Mit kleinem Gefolge war der eilfjährige Knabe in sein väterliches Erbe gekommen. Seine Freunde hatten ihn zu Ulm und Rotweil Fürstentage halten lassen. Dann lebte er einige Zeit in Ravensburg und stieg endlich herab an die Ufer des Bodensees. Zeitgenossen schildern ihn als einen lieblichen und wunderschönen Jüngling von gebildeter Erziehung und der lateinischen Sprache so kundig, daß er sich aufs Vollkommenste darin auszudrücken wußte.

Seinen edeln Geist entwickelte das tragische Schicksal seines Hauses, die Freundschaft, die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den blühenden Ufern des Sees tief empfand, und welche ihn vielleicht hier zu den, Jugendlust und doch ahnungsvolle Trauer athmenden Frühlingsgesängen in seiner schwäbischen Muttersprache begeisterten, wie wir sie gleich zu Anfange die Manesse'sche Minneliedersammlung schmücken sehen.

So zog er in seinem väterlichen Herzogthum umher, um aus den Trümmern des Hohenstaufischen Erbes Mittel zu seinem italienischen Kriegszuge zu sammeln. In Arbon, dicht am Gestade des See's, verlebte er ein halbes Jahr und verlieh, „wegen der langen Gegenwart Unsrer Diener und Unsrer Hoheit," den Bürgern das Gericht und den Blutbann. Armer Conradin! was für süße Hoffnungen sproßten damals in deiner jungen Brust auf, als du um diese Zeit, bei der kleinen Stadt Engen im Hegau, dem Grafen Rudolf von Habsburg die Anwartschaft auf die Kyburgischen Reichslehen gabst, „wenn du erwählt und ernannt, die höchste Stufe, den Thron des römischen Reichs erstiegen haben würdest!" Diesem Rudolf, der wenig Jahre nachher, auf dem Schutte der Hohenstaufen, sich und seinem Hause einen länger dauernden Thron errichtete; aber die Stufen, die du erstiegst, königlicher Jüngling, führten dich zu dem Mordblocke, auf welchem dein edles Haupt fiel!

(Aus des Freiherrn von Laßberg's Bildersaal, II. S. 89.)

[2]) Das Blühen des See's hat derselbe wohl mit mehreren Landseen gemein. Im März sind nämlich oft ganze Strecken seines Wassers mit einem gelben Staube bestreut, der sich bald schleimig zusammenhängt, und erst nach tagelangem Umherschwimmen verschwindet. Diese Erschei-

nung kann nicht vom Blühen der Wasserpflanzen herrühren, da der See deren nur wenige hat; es ist vielmehr nichts anders, als der männliche Samenstaub der an den Ufern wachsenden Obst- und Waldbäume.

(Siehe Gustav Schwabs: „Der Bodensee und das Rheinthal ꝛc.“)

Friedrich Otte, der Elsäßische Dichter, besingt dies Blühen wie folgt:

Wenn von dem Himmel nieder die Abenddämmrung steigt
Und sich das Haupt der Blume zu sanftem Schlummer neigt,

Da fängt, wenn Alles feiert, wenn Schiffer ruht und Kahn,
Im See ein andres Leben, ein andres Blühen an.

Die Welle, die so fröhlich das Ufer erst bespült,
Sie legt sich leise nieder, vom Abendwind gekühlt.

Und dunkle Purpurröthe steigt aus der Tiefe Quell
Und macht die Seefluth glänzen gleich einer Rose hell.

Gleich einer Rose duftig, von zart gewobnem Schein,
Es strahlen die Zauberfarben weit in die Nacht hinein.

— Das ist ein Werk der Feyen tief in des Wassers Grund;
Die treiben da ihr Wesen in stiller Abendstund'.

Beim hellen Sonnenschimmer kann nicht ihr Werk gedeih'n,
Der Mond in stillen Nächten begünstigt sie allein.

Da springen auf die Pforten des Schlosses von Kristall,
Es heben sich aus den Tiefen die leichten Wesen all;

Laut jubeln sie und schlingen den Reigen strandentlang
Und freuen sich des Zaubers, der ihnen gut gelang;

Kaum aber ruft den Morgen der muntre Wächter an,
Da fängt die schimmernde Rose sich zu entfärben an;

Und wenn der Alpen Stirne im Morgenstrahl erglüht,
Da feiern die Nixen wieder, da ist der See verblüht

(Siehe Gedichte von Friedrich Otte. Basel, 1845. Schweighauser. S. 157.)

Der Reiter und der Bodensee.[1]

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf's Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er treibet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Will heut noch erreichen den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd' in den sichern Kahn
Will drüben noch landen vor Nacht er an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Weit sieht er sich dehnen das Schneegewand.

Weit hinter ihm schwindet so Dorf wie Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andere Laute vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht denn das Wasser? wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, — wie weit mag's seyn?"

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„,Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.'"

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm in die Höh':
„„Herr Gott! so rittest du über den See!

„„An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

„„Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

„„Du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"" —

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„„„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

„„„Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"""

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinset noch die Gefahr.

Es sieht sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Im Geist versinkt er im schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein — trocken Grab.

Gustav Schwab.

[1]) Bekanntlich ist der Bodensee, bei all seiner großen Tiefe, schon mehrmals in strengen Wintern gänzlich zugefroren. Man berichtet solches von den Jahren 1277, 1435, 1560, 1573, 1587, 1695, 1788 und 1830.

Diese Gelegenheiten benützte man oft zu ausgedehnten Lustpartiheen auf dem Eise; so hielten 1573 zweihundert Constanzer Bürger zu Fuß und zu Pferd die Aschermittwochschlacht auf dem See. Im Jahr 1695 gab die Stadt Arbon ein Freischießen auf demselben. Auch im Jahr 1830 fanden mehrere Belustigungen darauf Statt; Krämerbuden, Schenkzelte waren aufgeschlagen, Musikbanden spielten auf, Kegel wurden geschoben und eine Menge Leute lustwandelten sorglos auf der glatten Fläche hin und her.

Constanz.

Petershausen.

Graf Gero von Montfort.[1]

Von Montfort war's der greise Graf,
Gesättigt von dem Leben,
Der sah den blauen See im Schlaf,
Und stille Kähne schweben,
Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh';
Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er seine Knechte,
Hat sie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abschied vom Geschlechte,
Verläßt die Herrschaft und das Schloß,
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er sausen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heiligen Petershausen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie sein Herz von Sehnsucht schwoll!

Sanct Peters Haus, die stille Statt,
Von Wellen leis bespület,
Sein Geist sich auserseshen hat
Vom Ird'schen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen;
Wohl bringt dem Kloster das Gewinn
Sie stoßen ab vom Hafen.
Schon schwimmt das Schiff auf blauer Fluth —
Wie wird dem Greise da zu Muth!

Er spricht gerührt: „O fühltet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes*) Riff
Geboren ward ich einst im Schiff.

„Und wenn ich in dem Nachen drin
So sanft geschaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Als ruht' ich in der Wiege;
Die Mutter lispelt in mein Ohr
Und singt ein Schlummerlied mir vor."

Derweil sie segeln frisch nach vorn,
Da übermannt's den Grafen;
Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu schlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüberzieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das süße Wiegenlied

*) Horn heißt am Bodensee so viel als Landzunge.

So hell in seinen Ohren;
Er schlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie so tief ich schlief!“

Er schließt die Augen wieder zu,
Noch tiefer fortzuschlafen:
Steh, Nachen, still! nicht eile du!
Dein Gast ist schon im Hafen.
Der Abt zu seinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Trost versieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauscht die Fluth, die einst ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
In süßem Frieden, frei von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

Gustav Schwab.

[1]) Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig und Herr von Pfullendorf, beschloß im höheren Alter, der Welt zu entsagen und in dem Kloster Petershausen dem Himmel zu leben. Voll Sehnsucht nach dieser Ruhestätte entdeckte er am See, auf einer Reise begriffen, sein Vorhaben dem Abte jenes Klosters; setzte sich mit ihm zu Schiffe und segelte dem Hafen zu; aber ihn sollte noch eine stillere Ruhestätte aufnehmen. Er ward noch auf der Fahrt schwer krank; und an der schmalen Landzunge, die unweit Constanz sich in's Wasser streckt und schon damals das Eich-Horn hieß, starb der Greis im Schiffe, das jetzt den Todten wiegte, wie es einst den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu Schiff auf dem Bodensee geboren. Seine Hülle ward an der Stätte seiner Sehnsucht, zu Petershausen, bestattet.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.“)

Tegelstein.

Auf der Burg Tegelstein am Bodensee lebte einst eine reiche Wittwe, Anna von Tegelstein, mit ihrem Sohne und drei Töchtern. Sie war eine überaus stolze Frau und gönnte den Armen kaum die Luft und das Brod. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächterin aus der Gegend, in Trauer ge-

kleidet und sprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, gestern ist meine einzige Tochter gestorben; sie war erst achtzehn Jahre alt und die Freude meines Lebens. Nun möcht ich gern um ihre schwarzen Locken einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie doch eine Braut des Himmels geworden. Vergönnt mir, daß ich welche in Eurem Schloßgarten breche, wo sie so schön und reichlich blühen!" — „„Was da!"" — fuhr sie die stolze Frau an — „„einen Kranz von Nesseln magst du für dein Mädel binden! Rosen geziemen sich nicht für so gemeines Volk; die sind nur für unsers Gleichen!"" „Nun," — versetzte mit feierlichem Tone und einem klagenden Blicke zum Himmel die arme Pächterin — „so mögen denn Eure Rosen zu Todtenkränzen für Eure Töchter werden!" — und verließ das Schloß. Aber ihren Wunsch hatte Gott vernommen. Noch vor Ablauf eines Jahres starben alle drei Töchter der Edelfrau, und jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Rosen aus dem Burggarten. Und so lange das Geschlecht der Tegelsteiner*) blühte, sah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, den Geist der hochmüthigen Frau Anna um Mitternacht im Schloßgarten sitzen und einen Kranz von weißen Rosen flechten.

(Aus Al. Schreibers: „Sagen aus den Rheingegenden rc.)

*) Wo ihr Schloß am Bodensee liegt oder lag, habe ich nirgends auffinden können; vielleicht ist Tegelstein nur ein willkürlich ersonnener Name, wie eben in Bezug auf Lokalitäten H. Aloys Schreiber es nicht besonders strenge zu nehmen pflegte. Der Herausgeber.

Auszüge aus Speths: „Constantzische dreibogige Ehrenporte etc." Constanz 1733 bei Conrad Waibel.

Constanz's Ursprung.

Der Syndicus Dr. J. F. Speth beginnt seine unter dem Titel „Der in der Constantinisch-dreybogigen Ehrenporte Constantzisch- mit dreifachem Ruhm prangend- Glor- Sieg- und Ehr-reiche Creutz-Schild. Oder Dreitheilige Beschreibung der, nach Alter Red-Arth Beständig in der That, Edlen, Böst- und Ehrsamen Stadt Constantz, rc. rc. erschienene Geschichte von Constanz folgendermaßen:

„Es ist zwar freylich kein Kinderspihl, wann ein altes Weib tantzet! Allein wann ein alter Mann nicht von älteren Sachen, als er selber ist, zu reden weist! so stehet er gleichsamb noch in Kinder-Schuechen, dann, wie Cicero de orat. perf. recht und wohl gesprochen, „nescire, quid ante te actum sit, est quasi semper puerum esse.“ —

Hierauf beweist unser geschmackvoller Chronist durch Citate aus Gabriel Buccelinus Descript. Constant. und anderen Quellen, „daß die Stadt Constantz ihre erste Aufferbauung urspringlich von des Noë Enklen nicht lange Zeit nach dem Sündfluß und allgemeinen Welt-Ueberschwämung herleiten, folglich einer weit älteren Herkunft, als die sonst älteste Städte in teutschen Landen, sich rühmen möge rc.“ „Genug ist es,“ — fährt Dr. Speth, (Seite 7) fort — „daß die Stadt Constantz bereits schon in dem Jahr nach Erschaffung der Welt 3820, von denen benachbart-Allemanischen Völckeren, Harudes genannt, nicht nur den Namen „Harudopolis“ getragen, sondern auch von dem negst-anligent-, damals sogenandt Moësischen See (Bodensee) „Moësopolis,“ und ferners von dem Röm. Heers-Führer Valerio eine geraume Zeit lang „Valeria,“ alsdann aber „Vitodurum,“ auch „Gannodurum“ und endlich von einer auff der negst angelegenen Insul deß Rheins, nach einer von denen Römern zur Erhaltung deß eroberten Volcks und Lands erbauten Burg, worinnen die Römische Landpfleger residierten und der H. Pelagius seiner Zeit gefangen lag, „Nider- oder Wasser-Burg“ benamset worden, welchen Namen sie nebst dem Schild oder Wappen, welches eine Burg vorstellte, so lang behalten, bis der Römische Kayser Flavius Constantius, mit dem Bey-Namen Chlorus, im Jahr n. C. G. 297 wider die aufgestandene Teutsche, so damahlen gegen die Römer sich empöret und die Stadt Constantz oder noch sogenandte Stadt Niderburg nebst der umliegendten Landschafft Allemannia dazumahls erschröcklich verherget hatten, einen herrlichen Sieg allernegst bei der Stadt Constantz erfochten, in welchem 60 biß 70,000 Teutsche auff dem Platz gebliben, und lange Zeit hernach die Felder mit Todten-Cörperen also angehaüffet waren, daß von denselben die Erden, wie mit einem Schnee bedeckt, und in späteren Zeiten sowohl in der Petershauser Vorstadt, als in dem Ziegel-

graben zu Constantz eine große Menge zerhauener Haupt-Schidelen und Menschen-Gebeiner in Nachgrabung zu denen Fundamenten, sammt einigen Römischen, des Kaysers Constantii Regierung andeutenden Müntzen, gefunden wurden. Derohalben ist zu ewiger Gedächtnuß dises Siegs, und in Ansehung der so rar- als annemlichen Orths-Situation auff die Rudera der von denen Teutschen zerbrochenen uralten Stadt Amtodurum (das ist anjetzo Constantz) von Constantius nicht nur eine neue Römische Reichs-Stadt gebauet, sondern auch dieselbe mit eingeführter Colonia einiger auserleßenen edlen Römeren besetzet, und nach seinem Namen Constantia genennet worden."

Den Grundstein zum Dome dieser adt soll Kaiser Karl der Große gelegt haben. Dr. Speth.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts starb zu Neidingen der deutsche König Carl der Dicke, der für Constanz mit besonderer Vorliebe eingenommen war und öfters in dieser Stadt oder auf der Insel Reichenau sein Hoflager aufschlug, in welcher letzteren er auch begraben liegt. Der Chronikschreiber Buccelinus meldet, Carls Leichnam sey von Neidingen (an der Donau) aus, von vom Himmel herabgeschwebten Lichtern bis in die Reichenau begleitet worden. Dr. Speth.

Der heilige Conrad und die Giftspinne.

Dieser H. Conrad, ein „gebohrner Graf von Altdorf," — erzählt Dr. Speth in seiner Chronick, — wurde im J. 938 n. C. G. zum Bischof von Constanz erwählt. Die Stadt hat ihm viele Schenkungen und wohlthätige Stiftungen, z. B. das St. Conrads-Armenspital, die Pfarrkirche zu St. Paul, die Nachbildung des heiligen Grabes in der Domkirche rc. zu verdanken. — „Wie Pet. Canisius in Martyrologio schreibet, ist dieser heilige Mann öffters mit truckenen Füssen über den Bodensee gegangen; er weißsagte künftige Dinge mit Prophetischem Geiste, würkte viele Wunderzeichen sowohl im Leben, als nach dem Todt und konnte vergifftetes Wesen ohne einigen Schaden oder Verletzung genießen; gestalten dann, als einstmals an

dem Heiligen Ostertag inwährender Celebrierung deß in der Thomb-Kirche zu Constanß gehaltenen Ambts der H. Meß eine abscheuliche Gifft-Spinne unversehens von oben herab in das Heilige Blut, nach dessen Consecration, gefallen, Er dasselbe sambt der Spinnen zu sich nahme, vor der Mittags-Mahlzeit aber, da Er bereiths zu Tische sasse, und das Haubt auff beyde Hände eine gute Weil unterstützend, zu denen eine Ihme anstossende Unpässlichkeit besorgenden Dieneren vermeldete, daß sie sich seinetwegen nicht bekümmeren sollten, indeme Er allein eines Gasts erwarte; worauff die vorangeregtermaßen genossene Gifft-Spinn unversehrt und lebendig Ihme auß dem Hals hervorkroche, worauf Er Gott Lob und Dank sagte, annebens denen Dienern erst den Verlauff und was Ihme begegnet, eröffnete."

Anno Christi 1294 erbauten Bischof Heinrich und der Reichsvogt Albrecht, die Gebrüder von Klingenberg, ein Haus, fünf Stockwerke hoch, zu welchem, nachdem es vom Boden an fertig dastand, auf eine unbegreifliche Weise hintennach erst das Fundament unterlegt wurde. Dr. Speth.

Anno Christi 1349 steckte ein in der sog. Mordgasse*) zu Constanz wohnender getaufter Jude, welcher aus Furcht der Feuerstrafe, wegen der seinen ehemaligen Glaubensgenossen zur Last gelegten Brunnenvergiftung, im vorigen Jahre zur christlichen Religion übergetreten war, aus freien Stücken und geflissentlich sein eigenes Haus in Brand und rief, während ihn und seine zwei Kinder die Flammen umloderten, zum Fenster hinaus, er habe sich entschlossen, als ein frommer Jude zu sterben. Sein Haus steckte mit rasch um sich greifender Brunst die Nebengebäude an, und es wurden in kurzer Zeit bei vierzig Bürgerhäuser vom Feuer verzehrt. So erzählt Stumphius pag. 340. Dr. Speth.

*) Diese Gasse hat ihren Namen von der, auf das Gerücht von dem Verkaufe der heiligen Hostie an Juden (Siehe S. 22) dort stattgefundenen Niedermetzlung.

Die Hand an Christi Nase.

„Anno Christi 1384 giengen etliche arme Knaben aus der Constanzer Vorstadt Stadelhofen in den eine Stunde davon entfernten Bernrainischen Wald, um Abfallholz zu lesen, und als sie nun mit den gesammelten Reisigbündeln bei dem auf der Bernrainer Höhe stehenden Christuskreuz ausruhen wollten, griff der Muthwilligste unter ihnen, Namens Schappeler, dem Bilde unsers Heilands unter die Nase und sprach mit spöttischen Gebärden: „Herr Gott, laß dir die Nase schneutzen, so küß ich dich desto lieber!“ worauf ihm augenblicklich die Hand erstarrte und also fest an der Nase des Christusbildes angeheftet blieb, daß er unbeweglich mit aufgestrecktem Arme allda stehen mußte. Voll Entsetzen eilten die anderen Kinder in die Stadt zurück und erzählten es den Leuten; worauf sogleich eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Personen sich in Prozession an jenen Ort verfügte und Gott den Allmächtigen um Gnade und Barmherzigkeit anrief, bis die Hand des Knaben sich wieder von der Nase des Bildes ablöste. Trotz dieser fürchterlichen Warnung aber blieb der Junge so gottlos und leichtfertig wie vor, namentlich war ihm das Fluchen und Lästern so zur zweiten Natur geworden, daß ihm zwei Jahre später, durch Urtheil des Stadt-Magistrats, die Zunge aus dem Hals geschnitten wurde. Das wunderbare Christusbild aber ist noch heutigen Tags (1733) in der zum Andenken dieser Begebenheit, auf städtische Kosten, auf dem Bernrainer Hügel, erbauten Kirche zu sehen und wird von zahlreichen Kranken und Nothleidenden, an denen es fortwährend Wunder thut, besucht und verehrt.“

Dr. Speth.

Eine Wundergeschichte von vier Gerbern.

Anno Domini 1290 an unser Frauen Tag zur Abendzeit, da waren vier Ledergerber von Stadelhofen außerhalb der Stadt Constanz Ringmauern; die waren also trunken in der Stadt worden, daß sie alle vier in den Galgenbrunnen fielen, der da vor St. Pauls Kirchen stund, keine Einfassung hatte und über 25 Schuh tief war. Der eine hieß Jakob Langwiler, der andre war sein Sohn, der dritte sein Tochtermann und der vierte sein

Nachbar. Sie fielen alle ganz auf den Grund und übereinander auf den Eimer, ohne daß sich einer beschädigte, und wurden endlich von den auf ihr Geschrei herbeigeeilten Leuten herausgezogen.

(Mitgetheilt nach einer handschriftlichen Constanzer Chronik, von Julius Leichtlin im Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1825. S. 247.)

Eine ander Geschicht zuo Costanz beschechen.

Anno Domini 1293 do was ein Burger zuo Costanz, der was eines guoten Geschlechts, der hieß Heinrich am Grieß, der fieng sich selbst, und beschloß sich in sin eigen Hus; das Hus heißt das Gmal-Hus am obern Markt, und der schluog sin Wib und Kind und all sin Gsind us dem Hus, und er thät das darumb, dann sin Wib wollt ihn nit lassen noch vergunnen, das Hus zu verkofen, dann er hat es ihr zuvor versetzt, und beleib (blieb) also im Hus einig (allein), daß er darus nie kam in zweien Jahren und zechen (zehn) Wochen, und war (wurde) ihm in das Hus zu essen bracht, so aß er, und wenn man ihm nünz (nichts) bracht, so irret er (that er wie verwirrt) und aß nünz. Und hernach, do ihm von dem Wib erloubt war, das Hus zu verkofen, do gieng er herus und verkoft es und gab das Hus um 30 Mark Silbers (etwa 700 fl. nach heutigem Werthe) und dasselbig verthät er gänzlich in zwei Jahren, und gieng darnach herumb und bettlet.

(Mitgetheilt aus einer handschriftlichen Constanzer Chronik, von Julius Leichtlin im Freiburger Wochenblatt 1825.)

Zur Geschichte der Judenverfolgung in Constanz.

Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts verbreitete sich in Constanz das Gerücht, ein Christ habe die heilige Hostie an Juden verkauft und eine fanatische Magd. schrie: „Der Leib Christi wird von den Juden entsetzlich gemartert!“ — Sogleich ergriff das rasende Volk die nächsten besten Hebräer und schlachtete sie mit dem Beile, wie Stiere; zwölf wurden verbrannt, zwölf in den Rhein geworfen. Einige vornehme Bürger von Con-

stanz hatten den Muth, sich der übrigen anzunehmen und sie zu retten. Man schalt sie von den Juden bestochen und der Geschichtschreiber erzählt, es sey ihnen im Leben nichts mehr geglückt und der Himmel habe ihre Vertheidigung der Verworfenen mit einem frühen Tode bestraft.

(Siehe Gustav Schwabs: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.“)

Am Rhein bei Constanz.

Die Sonne sinket roth hinab,
Taucht blutigen Flammenschein
In's feuchte Wolkengrab,
Dumpf rauscht der Rhein.

Die Weide seufzt im kalten Hauch
Des Abendwinds, vom Moor
Qualmt fahler Nebelrauch
Zur Höh' empor.

Was schäumst du an der Brücke auf,
O Strom, im Wirbeldrang?
Was braust dein wilder Lauf
Wie Hochgesang?

O wecke nicht die Helden dort,
Vergessen wie ihr Streit!
Wird einst zur That das Wort,
Dann ist es Zeit!

Was hemmst du deine rasche Flucht
So scheu am schilfigen Strand?
Erkennst du noch der Bucht
Befleckten Sand?

Enteil'! — Nicht Scheiterhaufenglut
Flammt prasselnd himmelan,
Nicht Asche stopft und Blut
Mehr deine Bahn!

Drum rausche hin, drückt manches Joch
Noch deinen Nacken schwer,
Eil' hin, bald schäumst du doch
In's freie Meer!

E. Kaiser.

Kaisers Wort, Gottes Wort.[1]

Was gilt ein Wort in dieser Zeit?
Das lohnte sich zu wissen,
Da sich die That in Worte breit
Recht fasrig hat verschlissen;
Ein Wort, ein Wort, sagt an, was gilts?
Kann man's noch brauchen statt des Schilds,
Vor Strolchen sich zu wehren?
Hei! redlich Wort
Find't schlechten Ort,
Man hälts nicht mehr in Ehren.

Da reiten Zwei, so frisch und frei,
Sie haben gut Vertrauen:
„Ein Kaiserwort, das hält wohl treu,
Darauf läßt sich wohl bauen?
Und ob die Pfaffheit uns bedräut,
Der Kaiser gab uns frei Geleit,
Der Kaiser wird's wohl halten.
Ein Kaiserwort
Ist guter Hort,
Wie Kaiser-Mantels Falten."

Zween Meister ihr aus Böhmerland,
Ihr solltet's besser wissen:
Ein's Mannes Wort zu Mannes Hand,
Das ist ein sichrer Kissen,
Kein Mann gab's, nur der Kaiser sprach's; —
Hei! schmilzt sein Wort wie schnödes Wachs
Am Kirchenlicht der Pfaffen?
O freies Wort,
Du einz'ger Hort!
Wer wird dein Recht dir schaffen?

Zu Costnitz war ein heißer Tag,
Die Sonn' stand just im Krebsen;
Wohl mancher Pfaff bei Tafel lag
Oder gar bei seiner Kebsen.
Aus Böhmerland die Meister beid',
Sie lagen in gar tiefem Leid,
Von aller Welt verlassen;
Im dunkeln Thurm
Bei Molch und Wurm,
In eisernen Ringen sie saßen.

Ha! ist das auch ein frei Geleit,
Geleit zum Scheiterhaufen?
O Zeit des Worts, o böse Zeit,
Worein wird Gott dich taufen?
Er wird's in Feuer und dann in Blut;
Das alte Uebel heilt nicht gut,
Als nur durch's letzte Mittel.
Die Asch verstäubt,
Die Wahrheit bleibt
Und bleibt im Ketzerkittel.

Hei! was ein frommer Mummenschanz
Zu Costniz vor den Thoren!
Der Aberwitz hielt Wallfahrtstanz
Und schüttelte die Ohren.
Sie schwenkten manches Weihrauchfaß,
Sie räucherten ohn' Unterlaß,
Bis daß man den Himmel nicht kannte,
Bis lichterloh
Wie leeres Stroh
Des Kaisers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meister beid',
Wichen nicht von einander,
Sie hielten aus in Lauterkeit,
Zween treue Salamander.
Und als die Flamme höher fraß,
Bis sie an Hußens Herzen saß,

Als wie ein hungriger Geier,
Da sprach der Huß
Den Abschiedsgruß,
Das Flammenwort aus dem Feuer:

„Die Flamme frißt ein Kaiserwort,
Man weiß nicht, ob's gewesen;
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
In Flammen steht's zu lesen.
Mein Vaterland, du herrlich Land!
Was Kaiserwort, hast du erkannt,
Es hält nicht gar beständig.
Doch Gott ist treu,
Drum werde frei,
Gott macht die Todten lebendig!"

Und als der Leib in Asch' zerfiel,
Frei athmeten die Pfaffen;
Sie ließen drauf ein böses Spiel
Von Henkers Händen schaffen;
Der Henker nahm im frechen Raub
Des edlen Hußen heil'gen Staub
Und blies ihn nach allen vier Winden;
An keinem Ort —
Wie Kaisers Wort —
Sollt er sein's Bleibens finden.

Doch Vöglein kamen allerhand
Geschäftig hergeflogen,
Sie wuschen rein am Seees Strand
Die Flüglein in den Wogen,
Und stahlen weg des Märt'rers Staub
Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim unter den Flügeln.
Sie luden ihn ab
In ein großes Grab,
Umschanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo ist das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?

Es ist das ganze Böhmerland,
An Grabesruh zu kennen.
Ja, Freiheit ist zu Grab gebracht;
Da kam eine linde Majennacht,
Recht gut zur Leichenfeier.
Manch Knösplein stand
Im Böhmerland,
Und seine Blüthe ward theuer. ꝛc. ꝛc.

Eduard Duller.

[1]) Ueber Huß sagt J. Bader in seiner „Badischen Landesgeschichte": Nach diesem glücklichen Erfolg (Gefangennehmung und Absetzung des Papstes Johann XXIII.) der Bemühungen des Kaisers und der Väter des Kirchenraths, geschah jetzt die Verurtheilung eines Mannes, dessen Scheiterhaufen ein unauslöschliches Brandmal in dem Andenken des Constanzer Conciliums zurückließ. Es war Johann Huß, (geboren am 6. Juli 1374 zu Hussinecz in Böhmen) Professor der Theologie an der Hochschule zu Prag, welchen der Papst als einen Ketzer mit dem Banne belegt und vor das Concilium zur Verantwortung seiner Irrlehren geladen hatte. Sein Verschulden aber war, daß der gelehrte, aufgeklärte und redliche Mann den Zerfall der christlichen Kirche, durch dessen allgemeine Anerkennung und Bedauerung eben dieses Concilium hervorgerufen worden, sich auf Ernstlichste zu Herzen nahm, die Ursachen dieses Verfalles erforschte, sie größtentheils in dem Oberhaupt und den Dienern der Kirche, in der Geistlichkeit selbst, fand, in deren Eigennutz und zügellosen Sitten, in dem Ablaßkram, in der Simonie, in dem Mißbrauch des Kirchenbannes und der päpstlichen Gewalt überhaupt, wie in dem blinden Glauben des Volkes an die Unfehlbarkeit des Papstes und an die vielen Heiligen, und daß er den Muth hatte, solche Mißbräuche und Irrthümer in öffentlichen Schriften zu beklagen und mit aller Kraft der Ueberzeugung zu bestreiten. Huß zählte schon viele Anhänger, und welcher wahrheitsliebende gute Kopf mußte seinem heiligen Eifer nicht Beifall zunicken? Aber er hatte den allgewaltigen Stand der Geistlichkeit durch öffentliche Darstellung von dessen eben so unbegrenzten Anmaßungen als tiefem Sittenverderbnisse zu bitter beleidigt; eben dieselben Väter des Concils, welche laut nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern schrieen, warfen den edlen Reformator in's Gefängniß, ohngeachtet ihm der Kaiser in einem Geleitsbrief persönliche Sicherheit zugesagt hatte. — „Wir haben ihn" — heißt es darin — „in Unsern und des Reiches Schutz aufgenommen, und wollen, daß er nach Nothdurft kommen, bleiben und gehen möge ohn alle Gefährde, bei Ehre und Ansehen Unserer Majestät." — Allein Kaiser Siegismund war schwach genug, sich von dem Concilium überreden zu lassen, daß kein Eid gegen Ketzer bindend sey, also auch kein kaiserlicher Schirmbrief. So wurde dem Angeklagten auch das Recht der Vertheidigung versagt. Er sollte nur widerrufen. Und da er dies ohne Ueberführung seiner vermeintlichen Irr-

thümer nicht that, verdammten ihn die Väter als einen verstockten Ketzer zum Flammentode und opferten (am 6. Juli 1415) sein schuldloses Leben ihrer Verblendung und ihren gefährdeten Interessen.

(Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 336. ff.)

Johann Huß.

Zu Costnitz, wo der alte Münster
In's Frühroth seine Glocken schwang,
Da hallt im Thurme bang und finster
Des Armensünderglöckleins Klang.
Ein Scheiterhaufen ist geschichtet
Und in den Herzen loht der Zwist;
Der heilge Vater hat gerichtet:
Ein Ketzer stirbt zu dieser Frist!

Wer ist der Mann? Gebunden führen
Sie ihn zum letzten Schmerzenpfühl,
Die Schergen nah'n, die Glut zu schüren —
Es wogt das Volk, ein bunt Gewühl.
Wer ist der Mann? Ich frag' auf's Neue,
Der solche Schmach erdulden muß?
Aus seinem Blick spricht keine Reue, —
Wer ist der Ketzer? — Johann Huß!

Und seine Schuld? Und seine Sünden? —
Er hat die Schrift geoffenbart,
Ihn trieb der Geist, das Wort zu künden,
Das ihm vom Herrn vertrauet ward.
Er riß die Bibel aus den Händen
Der feilgewortnen Priesterschaar;
Er riß die Götzen von den Wänden
Und stand, ein Lehrer, am Altar.

Sein Wort, es war kein eitles Dreuen,
Es war kein nüchterner Gesang;
Die Rede war es eines Leuen,
Der siegreich mit der Hölle rang;
Es war der Zorn des Gotterkornen
Der Trug und List verstummen ließ,

Und auch der Heerde, der verlornen,
Zum reinen Quell die Pfade wies.

Da traf ihn Rom mit seinem Fluche
Und Prag mit seinem Interdict:
„Er hat, o lest's in seinem Buche,
Den Aufruhr in die Welt geschickt!
Dich Ketzer, soll die Flamme taufen,
Nun ist's genug des sünd'gen Spiels!" —
Da schleppten ihn zum Scheiterhaufen
Die heil'gen Väter des Concils.

Und sieh, nun steht er vor Gerichte,
Ein Held, der keine Rachsucht hegt;
Die Flamme wird zum Siegeslichte,
Das ihn verklärt zum Himmel trägt.
Was bist du, düstrer Priester, kommen
Mit Kreuz und Hostie und Gesang?
Soll dein Gebet dem Sieger frommen
Der schon den Himmel sich errang?

„Dem Rhein die Asche!" — Laßt das Pochen,
Und stellt euch selber vor Gericht!
Zwar das Gefäß habt ihr zerbrochen,
Den Quell jedoch, den hemmt ihr nicht.
Mit Jubel braust er in die Lande,
Befreit aus langer Kerkerhaft,
Und schlagt ihr gleich den Leib in Bande,
Am Geist zersplittert eure Kraft!

Friedrich Otte.

Johannes Huß.

(1415.)

Erscheinst du mir aus Edens milder Zone,
Wo nicht der Bann dem frommen Denker droht,
O Huß, geschmückt mit einer Lorbeerkrone,
Wie kein Granikus [1]) sie dem Helden bot?
Bewährter Kämpfer an der Wahrheit Throne,
Du warst dem Ruf getreu bis in den Tod,

Warst Sieger, als dich blinde Wuth verdammte,
Dein Schutzherr log, die Opferstätte flammte.

Die Fackel, die am Jordan einst in Nächten
So herrlich strahlte, war verlöscht, entweiht,
War Feuerbrand in wilder Priester Rechten,
Nicht mehr Verkünderin der bessern Zeit;
Vor Götzen lag der Freie, gleich den Knechten,
Von Todesschuld durch schnödes Erz [2]) befreit;
Des Geistes Augen hüllten dichte Binden,
Sie willig tragen, hieß — den Himmel finden.

Du trugst sie nicht. Zu längst verlassnen Quellen
Erforschtest du die fremdgewordne Bahn,
Halfst, kühnen Muthes, dichte Schatten fällen,
Entlarvtest den Betrug im Lateran.
Und sieh! die Waldgebirge Böhmens hellen
Mit neuem Schimmer sich! Es flieht der Wahn,
Die Tugend jauchzt, und tief in seinem Staube
Erliegt, von dir bekämpft, der Aberglaube.

Doch weh! Constantia's Prälaten sitzen
Dort zu Gericht. Wirst du den Kampf bestehn,
Wie deiner heimathlichen Berge Spitzen,
Wenn Donner rollen und Orkane wehn?
Wer rettet, wer? Des Bannfluchs Strahlen blitzen
Die Kirche heißt den Ketzer untergehn. —
Er lacht des Kerkerthums, der wilden Rache,
Verficht sein Heiligthum auf treuer Wache.

Laßt Tausende sich wider ihn verbünden!
Nicht schreckt ihn ihrer Legionen Zahl.
Den Widerruf belohnen reiche Pfründen,
Der Treue harrt des Scheiterhaufens Pfahl.
Er wankt nicht. In des Thurmes feuchten Gründen
Erkrankend, freut der Dulder sich der Wahl,
Wie sein Messias einst auf Salem's Hügeln,
Mit edlem Blut das Wort des Herrn zu siegeln.

„Was rotten," — ruft er — „Papst und Cardinäle
Sich gegen mich, entbrannt von Rachbegier?

Mein Siegesfest beginnt! Die müde Seele
Des Dulders schwingt, Erhabner, sich zu Dir!
Gewollt hab' ich das Gute. Meine Fehle
Vergieb Du, milder als die Priester, mir!
O stärke mich zu meinem letzten Gange,
Daß ich, von Dir zu zeugen, nicht erbange!

„Ein hohes Amt hast Du für mich erkoren;
O Wonne mir! Dein Herold darf ich seyn!
Ob Hölle selbst sich gegen mich verschworen,
Ich zage nicht, bin, Vater, bin ja Dein!
Der Sämann sinkt, die Saat bleibt unverloren,
Was er nicht erndtet, Herr, wirst Du verleih'n!
Drum mögen Flammen diesen Leib verschlingen,
Ein Schwan wird einst auf Hußens Asche singen!

„O immer preist, ihr fernen Riesenberge,
Von euren Höh'n den Herrn mein Lobgebet;
In heilgem Boden ruhen Riesensärge,
Wenn in die Winde Hußens Staub verweht.
Gen Himmel thürmt den Holzstoß! Auf, o Scherge!
Mein Seraph winkt, der vor Jehova steht!
Ich komm', ich komme, will mein Opfer spenden,
Was ich vor Gott begann, vor Gott vollenden!"

Und sieh, errungen ist sein Siegsgepränge;
Die Stunde schlägt, der Todeszug beginnt.
Durch alle Gassen fluthet roh die Menge,
Kein Seufzer schallt und keine Thräne rinnt.
Gefesselt wandelt Huß und Lobgesänge
Beflügeln seine Seele hochgesinnt.
Der Heimath nahe fleht er für die Horden,
Die, Gott zu ehren, seinen Herold morden.

Die Richtstatt winkt, umkreist von tausend Speeren,
Und aufgeschichtet harren Pech und Kien,
Die Hülle des Gerechten zu verzehren,
Und Aller Augen starren wild auf ihn.
Mit Teufeln mögen sie sein Haupt entehren,
Sein Ohr vernimmt des Himmels Harmonie'n!

An Henkers Hand ersteigt mit festen Schritten
Er seinen Thron, durch heil'gen Kampf erstritten.

Entblößt, mit Strängen an den Pfahl geschlossen,
Besteht er glorreich noch den letzten Streit.
Ihn mahnt ein Ritterpaar auf hohen Rossen:
„„Bereu' den Wahn am Thor der Ewigkeit!""
Er wankt nicht, ist vom Fackelrauch umflossen,
Für seinen Gott zu sterben froh bereit;
Ein Bäuerlein wankt her mit schwerem Stamme, [3])
Daß heller, höher Hußen's Glutbett flamme.

Der lächelt; „Heil'ge Einfalt!" ruft der Hohe;
Der Holzstoß brennt. Er singt sein Schwanenlied, [4])
Erblickt sein Paradies, indeß das rohe,
Bethörte Volk Gehenna's Gluten sieht.
Und höher, dichter steigen Dampf und Lohe;
Die Stimme schweigt, des Dulders Seele flieht
In lichten Engelreih'n auf Sonnenwegen,
Und hört entzückt des Auferstandnen Segen.

W. N. Freudenthell.

[1]) Granikus hieß der Fluß in Phrygien (Klein-Asien) an welchem Alexander der Große die berühmte Schlacht gewann.

[2]) Durch Ablaßgeld nämlich.

[3]) Andere erzählen diese Scene von Hußens Freunde, Hieronymus von Prag (H. von Faulfisch) der ebenfalls zu Costnitz am 30. Mai 1416 den Feuertod starb. — Hieronymus von Prag ist besungen von Ed. Heinel, (Siehe Nro. 47 des Aehrenlesers, v. Jahr 1822). Siehe auch S. Schier's: Joh. Huß, dramat. Gemälde in 5 Akten. Gotha, 1825.

[4]) Nachdem Huß auf den Schindanger geführt worden war, um dort verbrannt zu werden, sprach er zu den Henkersknechten: „Heute bratet ihr mich, wie eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan erscheinen, den ihr wohl ungebraten lassen werdet." — Und als der edle Märtyrer den Scheiterhaufen bestiegen hatte und man ihn nochmals aufforderte, durch Widerrufung seiner Irrthümer sein Leben zu retten, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Irrthümer zu widerrufen. Zeitlebens war ich bemüht, Jesum Christum, den Weltheiland, zu predigen und dessen Lehren zu verbreiten, wie es seine Apostel gethan; und nun bin ich bereit, dieselben mit meinem Blute zu besiegeln!" — Hierauf wurde der Holzstoß angezündet; bald loderten die Flammen über Huß zusammen, der mit erhobener Stimme dreimal zum Himmel rief: „Jesus Christus, du Sohn Gottes, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" — Da

verbarg eine dichte Rauchwolke den sterbenden Helden der umstehenden Menge, und als das Feuer nachließ, sah man seinen Körper halbverbrannt an der noch glühenden Kette hangen. Er wurde sofort auf einen neuen Holzstoß gelegt und seine verglimmende Asche hernach in den Rhein geworfen.

(Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 337 ff.)

Dr. Speth über Huß's Ende.

Unser ehrenwerthe, aufgeklärte und geschmackvolle Chronist, Syndicus Dr. Speth, schließt die in dem S. 238 des 3. Theiles seiner „Constantzischen Ehrenporte" beginnenden Bericht über die dortige Kirchenversammlung erzählte Verurtheilung Huß's mit folgenden Worten:

„Als aber aller Zuspruch, seine Missethaten zu bereuen, zu beichten, und von der unsinnig ersunnenen Ketzerei abzustehen, bei dem verstockten Bösewicht widerumb fruchtlos ablieffe, da ergriffe ihn der Stadt-Constantzische Scharpffrichter auff Befelch deß Reichs oder Stadt-Vogts, und bande denselben mit nassen Säyleren an einen Pfahl, umb welchen Stroh und Holtz gelegt, zumahlen in disen Scheitterhauffen Pech geschüttet, und das Feuer angeflambt, mithin innerhalb etlich Minuten der elende Ketzer zu Aschen verbrennt, sodann dise in den Rhein geworffen, und an das Orth dises verbrennten Hussens ein dem Cardinal Ludwig Pancratio gehörig gewesenes verreckt- altes Maul-Thier gleich darauff unter abscheulichem, bei Eröffnung der warmen Erden verspührten Gestanck eingescharret wurde; Welches also das End und der Lohn ware, so disem höffärtig-heilloß- und hartnöckigem Hans Huß Anno 1415 den 7. Julii umb 11 Uhren zu theil worden ist." ꝛc. ꝛc. Pfui! Genug!

Ein merkwürdiger Zweikampf als Gottesurtheil in Constanz.

„Im Jahr 1432 fand ein merkwürdiger Kampf zwischen Hans Roth, oder wie Andere ihn nennen, Hans Raten-

berg und einem gewissen Hans Riem, statt. Ersterer hatte nämlich Diesen als einen gefährlichen Zauberer, Wettermacher und Giftmischer ausgeschrieen und ihn auch bezüchtigt, daß er seinen Schwager vergiftet habe. Darauf hin forderte Hans Riem, auf Anrathen des Constanzer Landsvogts, des Grafen Bruno von Tettighofen, der ihm wohlwollte, den Hans Roth vor das Constanzer Landgericht. Dieser stellte sich wirklich ein, erhärtete durch mehrere Zeugen seine Aussage von begangener Zauberei &c. und erbot sich, die Vergiftungsgeschichte hinsichtlich dessen Schwagers durch einen Zweikampf zu beweisen. Darauf wurden beide Gegner von dem Landgericht in gefängliche Verwahrung gebracht und der letzte Juli 1432 als der Tag festgesetzt, an welchem das Gottesurtheil durch einen Zweikampf entscheiden sollte. Zugleich erging durch öffentlichen Straßenausruf der Befehl, daß weder Frauen, noch Kinder unter zwölf Jahren, noch Geistliche, noch Bewaffnete sich zu dem Kampfplatz begeben und zuschauen dürften. Alsdann ließ man auf dem freien Felde, dem sogenannten großen Bühl, wohin später die St. Leonhards Kapelle gebaut wurde, einen mit Sägemehl aufgeschütteten Kreis zurichten und um diesen eine starke, 120 Schritte weite und breite Schranke mit Sitzen ziehen, auf welchen der obengedachte Landgraf, der Landrichter und die Urtheilssprecher Platz nahmen; außerhalb dieser Schranken befand sich der Raum für die Zuschauer, deren etwa 20,000 herbeiströmten. Als nun der bestimmte Tag erschienen, wurden die beiden Gegner, jeder besonders, von einem Schneider, so vorher eidlich angeloben hatte müßen, nichts Nachtheiliges in seiner Arbeit anzubringen, in einen gleich verfertigten grauen, einem jeden durch das Loos zugetheilten Rock gekleidet, ihm das Haar kurz abgeschoren und Jedem ein, ebenfalls von beeidigten Meistern geschmiedeter, hoher, bis über den Kopf reichender Schild, und ein gleiches Schwerdt übergeben, woraufhin man Beide unter Begleitung von Bewaffneten in die Schranken führen ließ. Jeder erhielt einen Sekundanten; Hans Roth (oder Ratenberg) den sogenannten Trommer von Tugen, und Hans Riem den Molle Truchseß von Dießenhofen, indessen Junker Schilter, als Erster Rathsherr und Landrichter zu Constanz, durch die Stadtknechte aus-

rufen ließ, daß Niemand, bei Lebensstrafe, ein Wort bis zu Ende des Kampfes reden, sonst ein Geräusch machen oder die Schranken überschreiten solle.

Als nun tiefe Stille im Volke herrschte, rief Ulrich Schilter: „Wohlauf in Gottes Namen. Zum ersten, zum anderen, zum dritten Mal! Beginnet euren Kampf!“ Auf dieses Losungswort giengen beide Kämpfer auf einander los, stachen, schlugen, hieben und trieben einander eine gute Weile in dem Kreis herum, bis endlich der Riem den Roth überhalb des Schildes mit dem Schwert in die etwas entblößte Achsel traf und demselben so in Arm hieb, daß er kaum noch an der untern Haut hing. Riem trat sogleich nach diesem Hiebe einige Schritte zurück, strauchelte aber und fiel auf den Rücken; Roth jedoch stürzte trotz seiner schweren Wunde auf ihn zu und warf sich auf seinen Leib, um ihn zu erstechen; allein die Kräfte waren ihm durch den großen Blutverlust entschwunden, so daß es Riem gelang, ihm das Schwert aus der Hand zu winden und es ihm unter der linken Achsel in die Brust zu stoßen, sich wieder aufzuraffen und auf den bewußtlosen Roth zu knieen. Dessen Ohnmacht nicht bemerkend, rief er ihm nun zu: „Ergiebst du dich und willst du jetzt bekennen, daß ich unschuldig bin?“ — Roth aber, wahrscheinlich bereits todt, gab keine Antwort mehr, worauf Riem in blinder Wuth ihm die Klinge durch das Herz bohrte, dann niederkniete und Gott für den Sieg dankte. Seine Unschuld ward nun öffentlich anerkannt und hergestellt; die blutige Leiche Roths wurde auf derselben Stelle beerdigt.

Nicht lange hernach gebar eine Frau in der Vorstadt Paradies ein Kind, welches nur einen Arm hatte. Diese hatte nämlich während ihrer Schwangerschaft heimlich vom Göltinger Thor aus dem Zweikampfe zugeschaut und sich an dem abgehauenen Arme Roths versehen.“

(Auszug aus J. F. Speth's, des Constanzer Syndikus „Dreibogige Constanzische Ehrenporte.“ Constanz 1733 bei Conrad Weibel. S. 297 ff.)

Der Fleischer von Constanz.*)

Wohl wehrt sich die alte, die freie Stadt;
Den herrlichen römischen Namen sie hat,
Und römischen Muth
Und deutschen Muth
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und am Thor
Und drängen zur hallenden Brücke hervor;
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil;
Sonst schlug er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er sie schlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er steht auf der Brücke zuvörderst im Schwarm,
Den Aermel gestülpet, mit nervigem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er sie spöttisch wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt das spanische Heer sich, sie fliehn,
Sie rufen ihn mit;
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildesten Knechte der stürmenden Schaar,

Sie packen in Eil,
Des Fleischers Beil —
Er ist verloren;
Da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die fassen die Zwei:
„Und wollt ihr Ein Leben, so geb ich euch Drei!“
Er hält sie umspannt,
Er drängt sie zum Rand',
Er sendet die Blicke
Hinab zu dem schäumenden Rhein zu der Brücke.

Und schnell an's Geländer, eh Andere nah'n,
Drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit keckem Schwunge
Sieht man ihn stürzen in tödtlichem Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlinget die Fluth,
Lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
Jetzt zeigt sie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockige Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn der Feinde Geschoß; doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein;
Er zieht ihn hinab
In's festliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf:
Man trügt, man raubt
Ob seinem Haupt —
Freiheit und Glauben
Die Märtyrerkrone wird Keiner ihm rauben!

Gustav Schwab.

*) Als sich 1548 die spanischen Söldnertruppen des römischen Kaisers, unter Anführung des Obersten Alfonso Vives, bei der Belagerung von Constanz Petershausens bemächtigen wollten, machten ihnen die Städter jeden Schritt vorwärts mit Löwenmuthe streitig. Hartnäckig vertheidigten sie die Rheinbrücke. Vierzig bis sechsz'g Metzgerbursche hielten hier in geschlossenen Reihen die Feinde auf, bis hinter ihnen ein Theil der Brücke abgebrochen worden war; dann zogen sie sich schwimmend zu den Ihrigen zurück. Einer aber hielt noch immer Stand; er hatte bereits mehrere Feinde getödtet, Alle abgehalten; bis zwei Spanier auf ihn losstürzten, sein Schwert unterliefen und ihn zu Boden zu stürzen suchten. Als er lange widerstanden, umfaßt er seine beiden Feinde mit gewaltigem Arme, drängt sie gegen den Rand der Brücke und begräbt sich sammt ihnen in den Fluthen des Rheines.

(Siehe Gust. Schwabs: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale &c.")

Ein hübsch Lied, genannt der Striegel, gar lustig zu singen und zu lesen in des Lindenschmidts Ton.

(Fliegendes Blatt, gedruckt zu Zürich ohne Jahreszahl, bei Augustin Fries.)

Zu Constanz saß ein Kaufmann reich,
Der hat ein Fraulein, war wonnegleich,
Denn sie war hübsch und kluge;
Sie hatt' einen Doctor gar zu lieb,
Groß Lieb sie zammen trugen.

Die Liebe, die war offenbar,
Und währt gar noch wohl sieben Jahr,
Der Kaufmann ward ihr' innen;
„Erfahr' ich dann die rechte Mähr',
Du magst mir nit entrinnen!"

„O Fraulein, mir ist Botschaft kommen,
Ich darf mich auch nit länger säumen,
Muß reiten in fremde Lande;
Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Daß wir nicht kommen zu Schande!

„Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Gedenk an unser Beider Geschlecht,

Wir haben fromm Vater und Mutter;
Dazu ein kleines Schwesterlein,
Halt mir's in guter Hute!" —

Er reit zum obern Thor hinaus,
Zum untern reit er wieder hinein zu Haus,
Des Abends also spate;
Er reit vor seiner Freunde Haus:
„Gebt mir ein gute Rathe!"

„„Ein guten Rath, den geben wir:
Bleib hier bis an den Morgen früh,
Du hast ein eigen Hause;
Darin hast du ein Badstüblein warm,
Da lebt der Doctor im Schmauße.""

Der Kaufmann tratt für's Schlossers Haus:
„Und bist du drinn, so tritt heraus,
Ein' Striegel gut ich möchte!"
Er bracht daher wohl zehen Paar,
Es war ihm keiner rechte.

„Mach mir ein' Striegel in einer Stund,
Ich geb dir drum ein baares Pfund,
Mach mir ihn scharf und härte;
Mach Zähn dran eines Fingers lang,
Ich hab zwei freche Pferde."

Der Schlosser dacht' in seinem Muth:
Was meint er mit dem Striegel gut?
Er hub ihn an zu machen;
Manch Bürger vor sein Laden tratt,
Und thät des Striegels lachen.

Der Kaufmann war ein weiser Mann,
Sein Sachen griff er klüglich an,
Ging in's Badstüblein warme,
Sein ehlich Fraulein fand er da,
Dem Doctor in seim Arme.

Da er schritt in das Badstüblein,
War da bereit gut Brod und Wein,

Mit andern guten Dingen;
Die zwei, die saßen im Wasserbad,
Das Fraulein thät entrinnen.

Er striegelt den Doctor also hart,
Von unten an bis auf den Bart,
Das Blut thät ihm abfließen;
„Hör auf, mein lieber Kaufmann gut,
Laß mich mein Sünd hie büßen!“

Es währt wohl auf ein halben Tag,
Man legt den Doctor in das Grab,
Das Rauchfaß thät man ihm bieten;
Ein Fraulein zu dem andern sprach:
„Vor dem Striegel woll'n wir uns hüten!“

Dieß Lied ist gemacht mit hohem Fleiß;
Vorm Striegel hüt' dich, bist du weis'!
Daß dir nicht misselinge;
Es sangs ein freier Schreiber gut,
Vor Freud thät er aufspringen.

(Aus „Knabe Wunderhorn“ rc. 3. Band S. 99 ff.)

Die Jungfrau Maria, als Schützerin von Constanz.

Am Schlusse seines „Diariums“ über die Belagerung von Constanz durch den schwedischen Feldmarschall Gustav Horn (vom 7. Septbr. bis 5. Oktbr. 1633), bemerkt unser mehrerwähnte Dr. Speth noch Folgendes:

„Schließlichen ist unangemerckt nicht zu lassen, daß die Erhaltung der Stadt Constanz nach Gott sonderlich der mächtigen Fürbitt und Schutz der allerseeligsten Himmelskönigin Maria billich zuzuschreiben und zu danken seye, indeme der allgemeinen Außsag nach, gleich am vierten Tag der Belagerung, da der Feind mit Feuer- und Granat-Kugeln der Stadt zugesetzt, bey heller Mittags-Zeit ob der H. Augustiner-Kirchen die Mutter Gottes in Gestalt eines schönen Frauen-Bilds, mit einem

strahlenden Glantz umbgeben, in Lüfften schwebend gesehen, zumahlen von etlichen Feinden bekennet worden, daß sie inwährender Belagerung eine himmlische Gestalt einer Weibs-Persohn, so ihnen, den Feinden, gantz erschröcklich, öffters vom Rheinegger-Thurm hinauf gegen dem Creutzlinger-Thor hart an der Stadt-Mauer neben den Schuß-Löcheren vorbey-gehend gesehen haben.

(Vergl. S. 157 des 2. Theils der „Constantz. Ehrenporte.“)

Ein Wogengrab.

Nicht weit von dem altersgrauen Schlosse Gottlieben, in welchem, zur Zeit der Constanzer Kirchenversammlung Papst Johann XXIII. und der glaubensmuthige Huß gefangen saßen, lag auf einer schmalen Erdzunge, die sich in den Untersee hinausstreckte, die einsame Hütte eines Fischers, der zwar arm, aber doch im Besitz einer Perle war, um deren Schönheit ihn viele reiche Junker beneideten. Dies Kleinod war sein einziges Töchterlein Anna; die Leute in der Gegend munkelten sich aber in die Ohren, das Mädchen, welches sich durch seltenen Liebreiz und einen gewissen Adel in ihrer ganzen Erscheinung vor allen andern Jungfrauen ihres Standes auszeichnete, sey nicht seine rechte Tochter, sondern das natürliche Kind einer vornehmen Dame, die, nachdem sie es nebst einer bedeutenden Summe Geldes unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses dem Fischer zur Erziehung übergeben, sich als strenge Büßerin in ein Kloster zurückgezogen habe, wo sie jedoch kurze Zeit darnach gestorben.

Einer der einsamen Spaziergänge, die der jüngere, zum Kloster bestimmte Sohn des bischöflichen Vogtes, welcher das Schloß Gottlieben bewohnte, öfters am Strande des See's unternahm, führte den, in düsterm Hinbrüten über die seiner wartende freudenlose Zukunft versunkenen Jüngling zufällig zu der Fischerhütte gerade an einem Abend, wo die holde Anna auf der Bank vor der Thüre die Netze ihres Vaters, die ein schwerer Fischzug zerrissen hatte, mit ihren feinen weißen Händchen ausbesserte.

Sie sehen und in glühender, aber reiner Liebe zu der Jungfrau entbrennen, die als Verkünderin eines ganz andern

Himmels, als dem er im Kloster entgegenreifen sollte, ihm erschienen, war das Werk eines Augenblicks. Die erste Bekanntschaft war, schon gelegentlich der Netze, bald angesponnen, und schon einige Abende darauf, von welchen Erwin von Salenstein, so hieß der junge Mann, keinen versäumte, seine Besuche zu wiederholen, auch Unna's Herz auf's Innigste mit dem seinigen verwoben. Erwin schwur, eher Alles Andere, denn ein Klosterbruder zu werden und die geliebte Unna sobald als möglich als seine Gattin heimzuführen.

Eines Abends, als er eben wieder hinausfliegen wollte zu dem Ankerplatze seiner Liebe, ließ ihn sein Vater, der alte Vogt Jost von Salenstein, vor sich rufen. „Unglücklicher!" — sprach er mit finsterer Miene zu dem bestürzten Jüngling, dem seine Bestimmung zum Mönche schon frühe eine gewisse Schüchternheit eingeprägt hatte, von der er sich nimmer ganz zu befreien vermocht, — „Unglücklicher, was mußt' ich von dir vernehmen? Statt dein Herz zu deinem großen Berufe vorzubereiten, ließest du es von den Netzen einer jungen Dirne umstricken — Still! kein Wort zur Entschuldigung! der alte Fischer hat mir, — Gott sey gedankt, noch nicht zu spät, um einem entsetzlichen Verbrechen vorzubeugen — Alles entdeckt, ja sogar dein Gelöbniß, dich heimlich mit seiner Tochter zu vermählen. So wisse denn, welchem Abgrunde des Verderbens deine Seele nahe war: Unna ist deine leibliche Schwester, das Kind meiner Jugendverirrung mit der Freyin von Wolfsberg.

Im tiefsten Mark erschüttert, taumelte Erwin der Thüre zu. — „Wohin, Unbesonnener?" ruft ihm der Vater ängstlich nach. „„Auf ewig von der Schwester Abschied nehmen!"" — antwortet der Jüngling mit tonloser Stimme und stürzt unaufhaltsam hinaus.

Als der letzte Scheidekuß der Sonne auf dem Busen des See's glühte, brannte auch Erwins von allem Irdischen geläuterter Flammenkuß auf Unna's Lippen. Bruder und Schwester hatten keine Worte mehr. Sie halten sich lautlos fest umschlungen. Plötzlich wallt der See mit dumpfem Schäumen empor; mit donnerndem Getöse beginnt das Ufer zu beben, es wankt, und mit furchtbarem Krachen versinkt Erdzunge, Hütte und das unglückliche Paar in das gähnende Wogengrab.

Es geht die Sage, die Fische hätten allmählig den lockeren Grund jener Erdzunge unterhöhlt und so deren Einsturz vorbereitet, den ein Erdbeben vollends ausgeführt.

Noch zeigen die Bewohner der Umgegend die Stelle, wo die Fischerhütte gestanden und erzählen ihre traurige Geschichte.

A. Sch.

Des Fischers Haus.[1]

Sein buntes Haus hat der Fischer gebaut,
Es steht dicht an den Wellen;
In der blauen Fluth es sich beschaut,
Als spräch es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht;
Voll Korn und Wein sind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Auch hebet kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten,
Aus den Tiefen empor den Leib,
Und lockt ihn hinab in die Fluthen.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“

So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus;
Der Fischer, mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen;
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die schweigende Fluth
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen;
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Gustav Schwab.

[1]) Im Jahr 1692 versank zu Gottlieben bei einem starken Winde und einer Erderschütterung, innerhalb drei Stunden, das Ufer mit vier Häuser in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sey.

Insel Mainau.

Auf dem lieblichen Eiland Mainau im Bodensee stand die schöne züchtige Jungfrau von Bodmann am Ufer, ihres Geliebten, des wackern Junkers von Langenstein harrend, der sie hier jeden Abend zu besuchen pflegte. Das Fräulein hatte die mit allen Reizen der Natur geschmückte Insel zum Erbtheil erhalten und träumte sich dieselbe zum Voraus als den Sitz stiller häuslicher Freuden. Diesmal kam der junge Ritter später als gewöhnlich, auch strahlte sein Antlitz nicht freundlich, wie sonst, sondern war umschattet von düsteren Gedanken. Besorgt forschte das liebende Mädchen nach der Ursache und erfuhr, der alte Herr von Langenstein sey plötzlich von der Gicht heimgesucht worden und daher unvermögend, den Zug nach dem gelobten Lande mit zu machen, weßhalb nun er als guter Sohn verpflichtet sey, das Gelübde des Vaters zu lösen.

Die Jungfrau war Anfangs tief niedergeschlagen, faßte sich aber bald und sagte: „Der Himmel hat uns eine Prüfung zugedacht und wir dürfen uns ihr nicht entziehen. Liebe und Vertrauen sey unser Wahlspruch!“ — Der junge Ritter wußte sich nicht so leicht zu fassen als seine Verlobte, nur mit schwerem Herzen riß er sich von ihr los und trat seinen Zug an. Glücklich gelangte der Heereshaufe, zu dem er gehörte, nach Palästina. Hier that er Wunder von Tapferkeit, ward aber in einem Scharmützel von den Türken gefangen und in einen finstern Kerker geworfen, wo er viele Monde lang, fast ohne Hoffnung, auf andere Weise als durch den Tod erlöst zu werden, schmachten mußte. Wie oft flogen seine Gedanken auf den Flügeln der Sehnsucht aus dem Dunkel seines Verließes nach der blühenden Mainau hin! Dann füllten heiße Thränen sein Auge

und er that mancherlei Gelübde, falls er glücklich heimkehren sollte, doch schien der Himmel taub gegen all seinen Jammer.

In einer stürmischen Nacht träumt, es ihm einstmals, ein lichter Engel schwebe zu seinem Lager nieder und rede mit freundlichem Lächeln: „Gelobe, dich dem Dienste der Kirche zu weihen und du sollst bald deine Heimath wiedersehen.“ — Er gelobte dies mit feierlichen Schwüren, erwachte darüber und sah mit Staunen die Pforten seines Kerker vor ihm offen stehn. Nichts hinderte seine rasche Flucht, unangefochten erreichte er die Küste, wo eben ein venezianisches Kauffahrteischiff die Segel zur Rückkehr spannte und ihn aufnahm. Je näher ihm der Heimath Berge winkten, desto härteren Kampf bestund er in seinem Innern. Er gedachte der sehnsüchtig harrenden Geliebten, der endlich gewährten Wonne des Wiedersehens — aber eine dumpfe Stimme rief ihn plötzlich aus seinen Träumen wach: „Gedenke deines Gelübdes, der Kirche dich zu weihen!“

Noch vor dem Ende der Reise hatte der Himmel über das Irdische in seiner Brust gesiegt. Sein Vorsatz ward unerschütterlich.

Jetzt taucht das liebliche Eiland vor seinen Blicken empor; schon sieht er von fern am Gestade eine weibliche Gestalt wandeln — wer könnt' es anders seyn, als seine treue Verlobte? Kalte Schauer durchrieseln seine Glieder, doch ermannt er sich und befiehlt dem Schiffer, den Nachen einer andern Uferstelle zuzulenken. Kaum gelandet, eilt er zu dem Landcomthur des deutschen Ordens, der in der Nähe seinen Sitz hatte und bittet um Aufnahme, die auch unverzüglich ihm gewährt wird. Dann sendet er einen Boten nach der Mainau mit einem Briefe, worin er Alles erzählt was ihn zu diesem Schritte bewegt und von der Verlobten Abschied nimmt für diese Welt.

Stumm in das Geschick sich ergebend, nahm die Jungfrau diese Botschaft auf. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie trug ihre für sie nun verödete Mainau dem deutschen Orden als Geschenk an, und zwar unter der Bedingung, daß Herr von Langenstein der Nachfolger des greisen Comthurs in seiner Würde seyn sollte. Der Großmeister willigte dankbar ein und nun entließ die junge Freyin all' ihre Dienerschaft, nachdem sie unter dieselbe vertheilt hatte, was sie nur an Gold und

Kleinodien besaß. In die Einsamkeit eines Klosters sich bergend, vertauschte sie bald alle Gedanken an das Ufer ihrer Liebesträume mit der Wiege der Hoffnung, bald in der ewigen Heimath zu landen. *)

A. Sch.

*) Siehe die folgende poetische Fassung dieser Sage von Gust. Schwab.

Die Maid von Bodmann.

Es schwillet aus den Wellen
Die grüne Mayenau;
Dort sitzt bei dem Gesellen
Eine reine, süße Frau;
Von Bodmann ist's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blütheneiland,
Hat sie ihm zugesagt.

„Ruh' aus in meiner Laube
Und singe Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blüh'n, sie reifen dir!"
Da sprach Herr Hug von Langenstein, [1])
Und sprang empor vom Rasen:
„„Nicht also darf es seyn!

„„Mir ist ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Landesherrn!
So ist er krank und altersmatt,
Den Sohn in frischer Jugend
Schickt er an seiner Statt.""

Nicht traurig soll der Wille
Des Vaters seyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er schaut sie brünstig an:
„„Ich kehre heim, du süße Braut!
Vertrau dem Christ im Himmel,
Und bleib' mir hold und traut!""

Er schwingt sich in den Nachen,
Die Fluth trägt ihn davon,
Den Vater gut, den schwachen,
Vertritt der starke Sohn.
Der Gram um seine treue Maid,
Er wird zu grimmen Streichen,
Davon erliegt der Heid'.

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt zu Haus,
Bis bei den Saracenen
Der lange Streit ist aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar;
Sie schaut hinaus nach Einem,
Den wird sie nicht gewahr.

Der Herbstwind rauscht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War Alles denn ein Traum?
Und endlich braußt der Wintersturm —
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthurm.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerstrahl
Die böse Kunde troffen;
Sie sitzet stumm im Saal.
Es kam der Freyer Schwarm herbei:
Die Hoffnung ist gestorben,
Doch lebt ja noch die Treu! —

Die Hoffnung ist gestorben,
Doch lebt ja noch die Treu:
Ob auch im Thurm verdorben
Des Ritters Jugend sey;
Man beut ihm Freiheit, Gold und Ehr',
Wollt' er vom Glauben lassen;
Das thät er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr sie trauern,
Sie sinken fleh'nd aufs Knie,
Er in den schwarzen Mauern,
Auf grünem Eiland sie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor sein Ohr gebracht.

Der Engel sprach zum Ritter:
„„Auf, opfre dich dem Herrn,
So springt dein Kerkergitter,
So leitet dich sein Stern!“
Der Ritter denkt der süßen Frau'n,
Die Minne soll er opfern;
Doch ach! er darf sie schau'n!

Und einem Ritterorden
Gelobt er sich im Traum; —
Sieh da, erfüllt ist worden,
Was schien ihm möglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor steht offen
In sternenheller Nacht.

Er pflegt' in jungen Jahren
Der Sterne Wissenschaft;
So zieht er, wohlerfahren,
Gott stärket seine Kraft.
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern,
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felsenriffe
Bringt schnell und sicher ihn
Auf einem Christenschiffe
Der Herr zur Heimath hin.
Bald unter teutschem Blüthenschnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenschäumen,
Erfrischt vom Morgenthau,
Mit Reben, Wiesen, Bäumen,
Winkt ihm die Mayenau;
Und eine selige Gestalt,
Die Arm' entgegenbreitend,
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird sein Auge trüber,
Sein Haupt sinkt auf die Brust,
Er lenkt den Kahn hinüber
Von Liebe weg und Lust.
Im Walde vor dem Landcomthur
Steht er: im deutschen Orden
Will Gott er dienen nur.

Und einen Freund er sendet
Zur grünen Mayenau,
Den letzten Gruß er spendet
Der herzgeliebten Frau.
Da löscht die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geist entglommen,
Und starb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So süß Erinnrungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die sie umringet,
Zertheilt ihr Nachen schnell;
Es geht die schöne blasse Maid
Durch ferne Lande schweigend,
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreister,
Und kecker auch ihr Schritt,
Und vor des Ordens Meister,
Den obersten, sie tritt
Und sprach: „Nehmt hin, was noch ist mein,
Zu Gottes Eigenthume,
Ein reiches Inselein!

„Es scheinet warm die Sonne
Und pflegt die Rebe drauf,
Und Früchte glühn zur Wonne
Und Saaten rings vollauf!
Doch Eines, Eines bitt' ich nur:
Herr Langenstein, der Ritter,
Der werde dort Comthur!"

Der Meister ihr gewähret
Die fromme Bitte gern;
Da war ihr Wunsch erhöret,
Wie dankte sie dem Herrn!
Da schied sie, Thränen in dem Blick,
Da glänzt ihr hell im Herzen
Zugleich des Liebsten Glück.

„So sind doch Ihm die Reben,
Die Felder Ihm gebaut!
Die Laube wird Ihn umweben,
Die mich und Ihn geschaut!
Und wo zusammen wir gefleht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch Sein Gebet!" — —

Wohin die Maid geflüchtet,
Wo sie verweint die Zeit?
Das hat kein Mund berichtet,
Begraben ist ihr Leid.
Doch in dem neuen Ordenshaus,
Da tönte durch die Wellen
Ein ernster Sang hinaus:

„„O Gottesminne hehre!
Du hast gelenkt mein Schiff
Auf sturmbewegtem Meere
Vorbei am Felsenriff!
Doch sanfte Still' und wahre Ruh,
Die hab ich nie genossen, —
Wann deckt das Grab mich zu?'''

Gustav Schwab.

[1] „Es ist keinem Zweifel unterworfen" — sagt Schönhuth in seinem Werke „Die Burgen des Hegau's ꝛc. „(3. Heft, S. 30) daß dieser Hug von Langenstein derselbe Sänger ist, von dem wir mehrere Gedichte besitzen, nämlich ein Gedicht über die Märtyrin Martina in nicht weniger als 32,000 Versen, sodann eine astrologische Abhandlung von den 4 Elementen, 7 Planeten und 12 Himmelszeichen, und ferner ein Gedicht von 324 Versen, welches letztere Meister Sepp von Eppishusen „gueten Fründen zu Lust und Lieb im Jahr 1826 an's Liecht stellte" unter dem Titel: „Ein schön und anmüetig Gedicht, wie ein heidescher Küng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüssenland getoufft ward." (2. Auflage. Constanz 1826. Seemüller.)

Er nennt sich am Schlusse seines größeren Gedichtes ausdrücklich:

„Ob ez och wäre viwer (euer) gir
Das ich iv wissen lieze
Wie ich ze namen hieze,
Wolten jr mir guotes
Wünschen vnd stetes muotes
Ze gotte vnd vnverdrozzin (unverdrossen)
So wurde iv hie entslozzin
Min name vnd doch vil blüc
Jch bin geheizin brvder huc
Se nach namen von langenstein
Da was miner vordern hein
Zim tuischen huse ein bruoder
Den gottes minne ruoder
Ab dem tobenden Sewe (See) schielt (schaltete)
Der nie rechter rvove (Ruhe) wielt (waltete)
Noch de keiner sanfter stille ꝛc."

„Von diesem Hugo finden wir, daß er im J. 1298, also 16 Jahre nach der Vergabung der Insel Mainau an das Teutsch-Herrenhaus, im teutschen Hause zu Freiburg i. B. gelebt hat. Eben so wenig läßt sich bestreiten, daß er Comthur des teutschen Ordens auf der Mainau war." (Siehe Schönhuth oben erwähntes Werk, 3. Heft S. 30 ff.)

Das Crucifix bei der Mainau.

Nachdem die Schweden das Eiland Mainau eingenommen hatten, luden sie das Crucifix und die beiden Schächer von Erz, welche nächst der Insel am See standen, auf einen zweispännigen Wagen und fuhren damit fort. Am Berge von Lützelstetten hielten die Pferde, und der Wagen war nicht mehr von der Stelle zu bringen, obgleich die Schweden zuletzt gar zwölf Pferde daran spannten. Sie ließen ihn nun sammt seiner Ladung stehen, und spannten blos ihre Pferde davon aus, worauf Bauern ihn mit zwei Ackergäulen ganz leicht zurückführten und das Crucifix nebst den Schächern wieder am vorigen Orte aufstellten.

(Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Jahrg. 1839.)

Insel Reichenau.

Die jetzt so liebliche Reichenau war ehemals (724 n. Chr.) noch ein von schädlichem Gewürme bewohntes, wildes Eiland, das in dem Gebiete eines Austrasischen Landvogtes, Namens Sintleoz (Sintlas), lag, welcher gegenüber, auf einer wahrscheinlich nach ihm benannten Burg (später Sandeck genannt) oberhalb Bernang am Untersee, seßhaft war. Sie hieß schlechthin die Aue, auch die Sintlas-Au*). Dorthin schickte der Austrasische Hausmajer Karl Martell den helvetischen Bischof Priminius aus Winterthur, um eine christliche Pflanzstätte zu gründen. Der Bischof erhielt von Sintlas Wohnung, reinigte das Eiland von den Schlangen und gründete eine Abtei, der die schwäbischen Dörfer Markolfingen, Alohospach (Allenspach), Kaltebrunn, Almanns-Montescurt (Allmannsdorf) und Erfmuottingen (Ermatingen) mit Land und Leuten

*) Sintilleozas Anna noch im Jahr 903.

vergabt wurden. Karl Martell stellte das Stift (Reichenau) unter den Schutz des Herzogs Luitfried von Allemannien und eines Grafen Bernald; Pipin und Carl der Große bestätigten die Schenkung.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.“)

Ratolphszell's Ursprung.

Um das Jahr 840 n. Chr. G., da das Kloster Reichenau bereits in hohem Ansehen stand und mit vielen Gütern gesegnet war, kam Ratold, ein Teutscher, aus dem Geschlechte der Grafen in der Bertoldsbaar, zum zweitenmal aus Italien, wo er eine Zeitlang zu Verona Bischof gewesen war, in sein Vaterland zurück. Er hatte nicht lange vorher (834) die Gemahlin des Kaisers Ludwig, Judith, aus Italien nach Aachen begleitet, und war auf den Reichstagen zu Diedenhofen und Aachen (835), und Ingelheim (840) zugegen gewesen, zog sich aber jetzt, nachdem er der Bischofswürde feierlich entsagt hatte, in die Einsamkeit zurück und kam nach Reichenau zu dem Abt Hayto, der ihm gestattete, sich auf seinem Gebiete am Seeufer eine Zelle zu bauen.

Ratold wählte den Ort, wo nun die Stadt seines Namens steht, sammelte einige Brüder um sich und lebte mit denselben, fromme Werke ausübend und das Volk für Christi Lehre mehr und mehr begeisternd, bis zum Jahre 874, wo er starb und in der von ihm erbauten Kirche bestattet wurde, wo sein Grabmal noch gezeigt wird. Aus den Ansiedlungen um das Gotteshaus, aus den Fischer- und Schifferwohnungen in der Nähe, erwuchs nach und nach aus dem bescheidenen Kerne von Ratolds Zelle eine Stadt.

(Siehe K. Walchner's „Geschichte der Stadt Ratolfszell.“ Freiburg, 1825.)

Einer wunderthätigen Nonne wird das Handwerk gelegt.

Bereits in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts war zu Ratolfszell ein Frauenkloster vom Orden des heiligen Franziskus entstanden. Kurze Zeit vor der Kirchenversammlung zu Constanz begab es sich, daß eine Nonne dieses Klosters großen Ruf beschaulichen Lebens und besonderer Wundergaben durch ihren heiligen Wandel erwarb. Wer da nicht wußte, ob hierin Gottes oder des Menschen Geist walte, der glaubte. Daher kamen viele Geistliche von Constanz und aus der Nachbarschaft, darunter selbst Leute von hohem Stande, nach Ratolfszell, um bei der frommen Nonne, wie sie rühmten, Trost und Hülfe in ihren Anliegen zu holen. Dieselbe wußte sich oft in einen Zustand von Verzückung zu versetzen und pflegte, wenn sie wieder daraus gleichsam erwachte, den Anwesenden Geheimnisse zu offenbaren, deren sie doch keine hatte. Einige schwachköpfige Priester aber glaubten dem Vorgeben des Weibes und hielten es für eine Heilige. Sie verkündeten demnach einstmals zu Constanz, daß die fromme Nonne an einem bestimmten Tage, welchen sie angaben, in dem Zustande ihrer heiligen Entzückungen die Wundmale des Heilands an ihren Händen, Füßen und Brüsten erhalten werde. Da ward ein gewaltiger Zulauf von Volk aus allen Ständen von Constanz nach Ratolphszell, um an dem festgesetzten Tage Zeugen des erwarteten Wunders zu seyn. Es waren auch einige Priester der Pseudoprophetin bestellt, welche die Ankommenden empfingen, die Kraft der Heiligen rühmten und die Leichtgläubigen zum Anschauen des Wunders vorbereiteten. Die Nonne lag aber unbeweglich, gleich einer in höhere Räume Verzückten, den ganzen Tag über da, bis endlich das Volk des langen Wartens müde und mit allmählig sich abkühlendem Glauben an die Wunderkraft der Nonne, zu murren anfing. Da trat einer von den Priestern der neuen Prophetin hervor und rief mit lauter Stimme: „Habt nur noch ein wenig Geduld und paßt auf!“ Da legte sich das Gemurmel des Unwillens in etwas. Allein als es schon später Abend wurde, und noch immer kein Wunder geschah, da ging das Volk spottend und schimpfend auseinander, und die Leichtgläu-

digsten schlichen beschämt davon! Bald darauf aber wurde die Wundernonne sammt einem ihrer vertrauten Priester, irriger Lehren bezüchtigt, vor den Offizial in Constanz geladen, wo sie beide, nach vorherigem Widerruf ihrer Irrthümer, mit verdienter Strafe belegt wurden.

(Vergl. K. Walchners „Geschichte der Stadt Ratolphszell.“ Freiburg, 1825.)

Die Meeresburg.[1]

(Konradins Sitz um 1262 und 67.)

Hoch über Felsen steht sie aufgebaut
Am Seegestad, daran die Wogen schlagen;
So hoch — was über ihr die Wolke braut,
Scheint sie mit grauen Zackenreih'n zu tragen.

Inmitten steht, den Dagobert gesetzt,
Der Thurm, in dem der Schild Martell's geklungen,[2]
Ein fest Gemäu'r, so stark und unverletzt,
Als ob es sein Jahrtausend übersprungen.

Durch seine Scharten schau ich in das Land
Weit, weit hinaus, auf sonn'ge Uferstrecken,
Die wie ein Blumenkranz rings um den Rand
Von einem festtäglichen Silberbecken.

Die stillen Schiffe seh' ich, wie sie sacht
Segel und Masten unter'm Winde neigen;
Wie einen Mast, daran die Wolke flaggt,
Seh' ich das Alphorn in die Lüfte steigen.

Und diese Burg — ein fabelhaftes Haus,
Als ob's ein Mönch gemalt in seinen Psalter!
Mich überwölbt die Decke dieses Bau's
Mit bunten Träumen aus dem Mittelalter.

Ein Hornesstoß! es rasselt unterm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelstiegen; —

Dort, auf der Warte Söller, hoch empor
Bis in die Lüfte, die den Habicht wiegen:

Das ist des Konradin Panier; es weht
Der Sonnenstrahl in seinen goldnen Falten;
— Er selbst — er hat dem Reiher nachgespäht
Und auf der Faust das Federspiel gehalten.

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm gestützt
Blickt er hinab, wie ihn das Wasser spiegelt,
Sein träumend Haupt vom Abend angeblitzt,
Vom weichen Föhn Italia's umflügelt.

Italia's! — es kommt wie Gruß geweht,
Wie laue Bergesluft der Apenninen;
War's nicht wie süßen Harzes Duft, wenn spät
Die Sonne noch den Pinienwald durchschienen? —

Er fährt empor — ein Falk, der Beute sieht, —
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen —
Da liegt's, da glüht's, Apuliens Gebiet,
Und nun ein heiß, ein königliches Jagen!

„— O Karl von Anjou — Anjou hüte dich!
Von diesen Alpen sieh es niederkommen;
Wie jäher Bergsturz kommt es über dich,
Wie fluthgepeitschte Fluthen angeschwommen! —

„Doch ha, verdammt! — noch in dies blanke Schwert
Ist keine Scharte klirrend eingehauen;
Laut wiehernd an der Krippe steht das Pferd,
Und muß am Halfter seinen Schaum zerkauen.

„Wann wirst du, wann, in Eisen aufgezäumt,
Den Hohenstaufen in sein Erbe tragen?
Wann wird dein Huf, von frischem Blut beschäumt,
Sich in den todten Schädel Anjou's schlagen?

„O schnödes Volk! — ihr laget Mann für Mann
Im Staub einst vor den Kaiser-Ghibellinen;
Zu mir heran — o eine Schaar nur — dann
Nur einmal Blut auf diese Panzerschienen! —“

Er sendet glühend seine Blicke fort,
Die Alpenriesen vor ihm zu durchbrechen;
Sie aber stehen, düstre Warner, dort,
Wie Schilde hebend ihre Gletscherflächen,

Ringsum in Wetter eingehüllt, daß schwer
Um ihren Leib die Wolken niederhangen;
Blutrothe Blitze zucken daraus her,
Als sei's das Leuchten ihrer Gürtelspangen.

Levin Schücking.

[1]) Meersburg ist sehr alt und schon der Name deutet darauf hin, daß die Stadt einem Leuchtthurme und den dabei erbauten Fischer- und Schifferhütten ihren Ursprung zu danken habe, da man diesen Thurm nur die Burg am Meere, Meeresburg, nannte. Im 14. Jahrhundert kam Meersburg an das Hochstift Constanz, nachdem es dem Welfischen Hause gehört hatte, vom Kaiser Friedrich I. eingezogen und zum Herzogthum Schwaben geschlagen worden war, woher es Bischof Eberhard von Waldburg entweder vom König Konrad IV. oder von Konradin erworben haben soll.

[2]) Der Thurm, oder das hohe viereckige Gebäude, der älteste Theil des Meersburger alten Schlosses, ist jetzt von den übrigen Bestandtheilen desselben ganz umbaut. An diesem in fränkischer Bauart errichteten Thurme fand man die Buchstaben C. M. eingehauen, welche auf Karl Martell gedeutet wurden. Seit dem J. 1838 wohnt in diesem Schlosse der Freiherr von Laßberg, der verdienstvolle Beförderer altteutscher Literatur, welcher seine unschätzbare Bibliothek und Handschriftensammlung in dem feuerfesten Archivgewölbe der Bischöfe aufgestellt hat. (Siehe Universallexikon von Baden, S. 767.)

Johannes Heuglin in Meersburg.

Das unschuldigste Opfer von Denjenigen, welche für die gescheiterte Bauernempörung in der Seegegend (1525) vorzüglich büßen mußten, war Johann Heuglin, den man wegen Abfassung der Sernatingischen Bauernartikel und Verkündigung ketzerischer Lehren öffentlich anklagte und sofort dem geistlichen Gerichte des Bischofs von Constanz übergab. Der gute Mann bekannte Alles getreulich, was er gelehrt hatte, leugnete aber trotz den Qualen der Folter standhaft, was man ihm andichtete, und weigerte sich entschieden gegen jeden

Widerruf, so lange man ihn nicht aus der heiligen Schrift eines Irrthums überführen könne. Das Gericht wurde auf dem Marktplatze zu Meersburg öffentlich abgehalten. Nur mit Mühe konnte Heuglin die Erlaubniß erwirken, sich gegen die einzelnen Anklagepunkte vor dem Volke zu vertheidigen. Er that es mit jener Kraft der Ueberzeugung, die auch den Schwächsten muthig und beredt macht. Als der Punkt kam, worin man ihn beschuldigte, das Fegefeuer geleugnet zu haben, rief er aus: „Lieber Gott, ich mußte durch die Schmerzen im Gefängnisse und auf der Folterbank wohl Fegfeuer genug empfinden!" und fing an zu weinen. Viele der Zuschauer vergossen ebenfalls Thränen, während der bischöfliche Vikar höhnisch lächelte. Als Heuglin dies bemerkte, frug er ihn: „Warum lachet Ihr über mich? Ich bin ein armer, verlassener Mann, der das Auslachen nicht verdient! Gott vergeb' es Euch, Ihr wisset nicht, was Ihr thut!" — Aber ungeachtet der klarsten Darlegung seiner Unschuld wurde Heuglin nun zum Tode verurtheilt, sogleich auf die Richtstätte abgeführt und als Ketzer und Feind der Kirche verbrannt!

(Siehe G. Baders „Badische Landesgeschichte." S. 467.)

Benno von Kirchberg.[1]

Ritter Benno liegt gebunden
In des Kerkers ödem Grab,
Fleht um Tod im Schmerz der Wunden,
Die des Bruders Hand ihm gab,
Der im Kampf ihn hingerungen
Um der Schönsten Liebesblick,
Seines Lebens Reiz verschlungen,
Seiner Hoffnung stilles Glück.

Horch! es hallen tiefe Glocken
Und der Orgel Donner jagt
In der Chöre Festfrohlocken
Und der Liebe Morgen tagt:
„Macht mich frei, ihr Himmelsworte,
Liebe, Liebe, brich mir Bahn!"

Er zerreißt die Kerkerpforte,
Schreitet zu dem Dom hinan.

Hingegossen auf die Stufen
Sieht er die Beglückten knie'n,
Hört ihr ewig Ja sie rufen,
Klirrt in seinen Ketten hin:
„Ja und Ja! du Donnerstimme,
Ja, ach Ja, du richtest mich!
Brich mein Himmel denn im Grimme,
Und mein Engel berge sich!"

Im bekränzten Ahnensaale
Schwelgt im Fackeltanz das Paar.
Wer erscheint mit dem Pokale,
Beut ihn der Vermählten dar?
„Nimm ihn hin, den Trank, den herben,
Drinn ist meiner Zähren Fluth;
Leer' ihn froh auf mein Verderben,
Wie dein Gatte trank mein Blut!"

Ueber seine Schwelle leise
Tritt die Auserwählte ein;
Dem mit Blut erkauften Preise
Will er sich in Wonnen weih'n.
Aber, — wie vom Schreck Gemähte,
Taumeln sie vom Kuß zurück.
Er ist hier auch, der Verschmähte,
Mit dem hohlen Todesblick.

„Zu ermessen was mir fehle,
Sah ich tief das Glück, die Lust;
Doch gestillt ist meine Seele,
Ausgerungen hat die Brust.
Aus der bangen Kerkerzelle,
Wo von Liebe Liebe litt,
Bau ich meine Himmelsschwelle,
Fleh' um euren Eingang mit!"

Süßer als der Lieb' Erwarmen,
Wonniger als ihr Genuß,

Lohnt es ihn in Bruderarmen;
Er verzeiht im Friedenskuß.
An des Felsenstroms Gebrauße,
Auf des Tannenthales Strand,
Baut er seine Gotteklause
Vom Gestein der Kerkerwand.

Der Gebirge Häupter schauen
Um ihn her, sein Friedensschild,
Bergen jenseits helle Auen,
Fern, wie seiner Liebe Bild.
Herzen, die verrathen trauern,
Von des Jammers Macht umtost,
Pilgern hin, zu Benno's Mauern,
Und er spendet ihnen Trost.

Georg Rapp.

[1]) Das Schloß Kirchberg liegt bei dem Amtsorte Salem, an welche Gemeinde es im Jahre 1288 kam. Hier beschloß der letzte Reichsprälat von Salem sein Leben. In frühester Zeit nannte sich ein Adelsgeschlecht von Kirchberg. Standesherren dieser Besitzung sind jetzt die Markgrafen von Baden.

Ueberlingen.

Eine der frühesten Pflanzstätten des Christenthums am untern Bodensee war Iburningä, eine Allemannische Ansiedelung, auf dem nördlichen Ufer des Sees gelegen und auf Felsen gegründet. Wie es scheint, war sie damals, im Anfange des 7. Jahrhunderts, der Mittelpunkt der fränkischen Regierung dieser Gegend. Ein christlicher Frankenherzog Allemanniens, Namens Gunzo, hochgeehrt am fränkischen Hofe, hatte dort seinen Wohnsitz.

Zur Zeit, als der heilige Gallus am See den Heiden den wahren Gott predigte, geschah es, daß Herzogs Gunzo einzige schöne Tochter, Frideburg mit Namen, die dem Franken-

könige Sigebert, Theuderichs Sohne, verlobt war, in eine schwere Krankheit verfiel, so daß ihr Vater und alles Volk glaubte, sie sey von einem bösen Geiste besessen. Die Priester, welche ihr Bräutigam zu ihrer Heilung sendete, verspottete sie, und erst nach langem Toben der Krankheit verlangte sie plötzlich, daß der fromme Gallus aus seiner Wüste geholt werden solle. Als nun die Botschaft über den See nach Arbon kam, wo sich gerade der heilige Mann bei seinem Freunde, dem christlichen Presbyter Willimar, auf Besuch befand, glaubte Gallus, voll Demuth, dem Ruf an den Hof des Fürsten nicht folgen zu dürfen, und entwich mit zwei seiner Schüler in's alte churische Rhätien nach Quaradaves (Grabs), wo er einen Christendiakon, Johann, fand und sich bei ihm in einer Höhle verbarg. Doch Willimar eilte ihm nach, fand ihn dort und, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es ein Ruf Gottes seyn müsse, der ihn zu einem Werke der Liebe fordere, überredete er ihn, mit ihm umzukehren und über den See nach Iburningen zum Herzog Gunzo zu fahren, was er auch that. Wirklich genaß auch die Prinzessin Frideburg auf sein Gebet, und die alte Urkunde (das Leben des h. Gallus, von Walafried Strabo) erzählt, daß der grimme Geist in Gestalt eines schwarzen Raben aus ihrem Munde geflogen sey. Der dankbare Herzog verlangte, Gallus solle die eben erledigte Bischofsstelle von Constanz annehmen; aus ungeheuchelter Demuth aber lehnte sie Gallus ab, schlug jedoch einen eingebornen Allemannen, den obenerwähnten Diakonus von Quaradaves, Johannes, dazu vor, der unter seiner Leitung die heilige Schrift studirt hatte. Herzog Gunzo willigte ein und Gallus wohnte der Weihung seines Freundes im Dome von Constanz bei, diese Gelegenheit benützend, um die Liebe Gottes, die sich in der Schöpfung und Erlösung geoffenbart, den Gemüthern der neuen Christen zu schildern. Er betrat mit Johannes die Canzel und dieser dollmetschte in's Allemannische, was Gallus lateinisch vorgetragen. Als der fromme Apostel mit des Herzogs reichlichen Geschenken nach Arbon zurückkehrte, berief er die Armen aus der Gegend zu sich und vertheilte sämmtliche Geschenke unter sie. Der Amtmann des Herzogs, zu Arbon, mußte auf Gunzo's Befehl mit allem Volke nach St. Gallus Zelle aufbrechen und ihm

dort Wohnungen bauen und einrichten. Die genesene Prinzessin Frideburg aber zog, statt der Hochzeitkleider, ein Nonnengewand an, und in solcher Gestalt fand ihr königlicher Bräutigam, Sigebert, sie an dem Altar, wo sie mit ihm getraut werden sollte und dessen Hörner sie, wie eine Schutzflehende, gefaßt hielt. „Ich trete dich deinem himmlischen Bräutigam ab!" — sprach der fromme König, ergriff ihre Rechte und legte sie auf den Altar. Dann verließ er die Schwelle des Tempels; „aber" — fügt der Erzähler hinzu — „Thränen verriethen das Leiden seiner verborgenen, entsagenden Liebe."

(Siehe Gust. Schwabs: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.")

Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen.

Zwischen den Dörfern Goldbach und Sipplingen am unteren Bodensee, unweit Ueberlingen, zieht sich dicht am Ufer des Sees in bedeutender Höhe und Länge eine mächtige Felswand hin. An dieser Wand bemerkt man viele Oeffnungen von allerlei Größe und Gestalt. Es sind dies die Eingänge und Lichtöffnungen der sogenannten Heidenhöhlen oder Heidenlöcher; vor etlichen vierzig Jahren führten steinerne Treppen noch zu den Eingängen, jetzt aber sind sie ganz verwittert, und nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr kann man vermittelst Leitern in diese wundersamen Gemächern gelangen. Erstaunen und Bewunderung muß aber Jeden ergreifen, der dieses seltsame Riesenwerk betritt. Tief in dem Innern der Felswand finden sich hier eine Menge Gemächer und Kammern. Es ist ein Werk, das außerordentliche Mühe und einen großen Zeitaufwand gekostet haben muß. Die Gemächer sind beinahe alle gewölbt und mit Pfeilern versehen, die Fensteröffnungen großentheils regelmäßig angebracht und selbst nicht ohne Zierlichkeit, nur etwas niedrig, denn die höchsten messen nicht über acht Fuß. An den Wänden sind in vielen Kammern Sitzbänke, Nischen und allerlei Vertiefungen angebracht, jedoch nicht in allen, und überhaupt läßt es sich nicht verkennen, daß alle die Gewölbe und Kammern nicht zu einem und demselben Zweck erbaut worden seyen. Unwillkürlich befällt Einen beim Eintreten in diese Fel-

senbehausung der Gedanke an die egyptischen Todtenkammern und Nekropolen.

Ueber den ursprünglichen Zweck und Gebrauch dieser Felsenkammern hat man keine Nachricht, und es läßt sich nichts Sicheres darüber ermitteln.

In der Umgegend glaubt man allgemein, daß sie den ersten Christen bei den ausgebrochenen Christenverfolgungen zu Schlupfwinkeln gedient haben, oder auch, daß später bei größerer Ausbreitung des Christenthums die noch übrigen Heiden der Umgegend in diesen unterirdischen Gemächern ihren heimlichen Gottesdienst gefeiert hätten. Doch auf keinen Fall können weder die verfolgten Christen noch die vertriebenen Heiden zu den obigen Zwecken sich diese Wohnungen erst gebaut haben; denn wer genöthigt ist, sich einen Schlupfwinkel zu suchen, hat wahrlich nicht so viel Zeit dazu, sich eine Zufluchtsstätte von solchem Umfang und solchem Zeitaufwand zu bereiten; denn bei einer Arbeit, die so viel Zeit und so viel Mühe erfordert, wären sie sicher vor deren Vollendung verrathen worden.

Unverkennbar ist dies ein Römerwerk; aber aus welcher Zeit und zu welchem Zweck, darüber wagen wir nicht zu entscheiden. Und auch der Name Heidenlöcher scheint dieses zu bestätigen, denn wie viele Ueberreste römischer Bauwerke in unserm Lande werden nicht mit dem Zusatze heidnisch benannt! so der Heidenkeller bei Ettenheimmünster, der Heidenberg bei Ippingen, das Heidenschloß bei Orsingen, das Heidenloch auf dem Heiligenberg bei Heidelberg ꝛc. Uebrigens können später, als diese Höhlen leer gestanden, sehr leicht verfolgte Christen hier eine Zuflucht gefunden haben, wie dies unter Pelagius in Spanien im asturischen Gebirge mit solchen Höhlen der Fall war. Eben so wenig wollen wir in Abrede stellen, daß auch nachher verfolgte Heiden ihren heimlichen Götzendienst hier gehalten, und daß auch davon der Name Heidenlöcher, Heidenhöhlen entstanden seyn könne. Uebrigens müssen diese Kammern noch in spätern Zeiten Menschen zur Wohnung gedient haben; denn in einer derselben, deren Wände mit Kalk überworfen und von Ruß geschwärzt sind, findet sich unter dem Ueberwurf in die Wand eingehauen die Zahl 1675. Wo sich

diese Felsenwand dem Orte Sipplingen nähert, findet man in den Felsen eingehauene Reste einer Einsiedelei mit uralten Bildern im byzantinischen Styl. Der Rauchfang und die in Stein gehauene Schlafstätte des Einsiedlers sind noch sichtbar.

Dr. H. Schreiber.

(Siehe Karlsruher Unterhaltungsblatt. Jahrg. VI. 1833.)

Das Mährchen von den sieben Schwaben.

Es waren einmal sieben Schwaben, die wollten große Helden seyn und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit sie aber ein gut Gewaffen hätten, ließen sie sich einen Spieß machen, sieben Mannslängen lang, den faßten sie zu siebend an, und gingen in einer Reihe hinter einander. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der Mannlichste unter ihnen; dann kam der Jackli, genannt der Seehaas, hierauf der Marli, genannt der Nestelschwab, dem folgte der Jörgli, war der Blitzschwab geheißen; hernach ging der Michel, Spiegelschwab zubenamset, dann kam der Hans, Knöpfleschwab, und zuletzt kam Veitli, das war der Gelbfüßler. Diese Beinamen hatten alle ihre gute Ursach. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus dem Allgau gebürtig war; der Seehaas hatte am Bodensee gesessen; der Nestelschwab führte darum seinen Namen, weil er statt der Knöpfe Nesteln an den Hosen hatte und letztere fast immer mit der Hand in die Höhe hielt, dieweil die Nesteln oftmalen abgerissen waren. Der Blitzschwab hieß also, weil er sich die Redensart: Potz Blitz! angewöhnt hatte. Der Spiegelschwab hatte die Gewohnheit, seine Nase allemal an den Vorderärmel seines Jankers*) abzuputzen, der davon einen gewissen Spiegelglanz annahm, das schaffte jenem den sauberen Namen. Knöpfleschwab war ein Mann, der verstand, gute Knöpfle oder Spätzle zu kochen, das ist im bayerischen Deutsch Knödel, und im sächsischen Deutsch Klöße. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopfinger Landschaft, deren Einwohner die Umwohner Gelbfüßler schimpfen, darum, daß sie einstmals einen

*) Jacke.

Wagen voll Eier, den sie ihrem Herzog als Abgabe bringen müssen, recht voll stampfen wollten, und die Eier mit den Füßen fest getreten, davon denn die Eier etwas Wenigs zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hatten.

Zogen nun die Sieben allesammt guten Muthes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der späten Dämmerung über eine grüne Wiese, da hob sich eine Hurnauspe*) nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecken hervor, und flog vorüber. Darob erschrack der Schulz Allgäuer mächtiglich, und begann Angstschweiß zu schwitzen, konnte auch kaum noch den Spieß halten, und schrie seinen Kriegsgesellen zu: „Horcht! horcht! Der Feind trommelt schon!" Da schmeckte der Jackli, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen übeln Geruch und rief: „Wohl, wohl! Etwas ist vorhanden! Ich schmecke schon das Pulver!" Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und sprang über einen Zaun, kam aber gerad auf die Zinken eines Rechens zu springen, und da fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und schrie: „Gieb Gnade! Ich ergeb' mich!" Die andern Sechs waren nachgesprungen über den Zaun, und da sie ihren Anführer also schreien hörten, so schrieen sie Alle: Giebst du dich, so geb' ich mich auch! Giebst du dich, so geb ich mich auch! Aber es war Niemand vorhanden, der die sieben Schwaben gefangen nehmen wollte, und da sie das merkten, schämten sie sich ihrer wenigen Herzhaftigkeit und verschwuren sich, diese ihre erste Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter so kamen die sieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie sie so tapfer darauf los marschirten, merkten sie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer ganz nahe an ihm war. Als er den Bären sah, war er hin vor Schreck, stolperte und stieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber nichts konnte, und schrie dazu gottsjämmerlich: „Ein Bär! ein Bär!" Vermeinte sein letztes Brod wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch

*) Horniß.

rührte sich der Bär nicht, dieweil er mausetodt war. Deß war der Allgäuer hoch erfreut, schaute um nach seinen Brüdern, und sah mit neuem Schreck, daß alle für todt mäuslein-still auf dem Boden lagen, meinte, er habe sie gar mit dem Spieße hinterrücks erstochen, und erhub ein Wehegeschrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefressen, denn sie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten sie vorsichtiglich in die Höh, und wie sie sahen, daß der Bär todt war, erhoben sie sich frisch und gesund, traten um den Bären herum und auf ihn, und untersuchten, wie tief wohl die Wunde sey, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzschwab sagte: „Potz Blitz! Der Bär ist verreckt und schon lange todt!" — „„O ja,"" sprach der Jackli: „„Man schmeckt den Braten."" Wurden Eins, dem Bären das Fell abzuziehen und als Siegeszeichen mit zu führen, das Aas aber liegen zu lassen. „Mögen den Bären nun die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen hat!" sprach Einer unter ihnen, und so zogen sie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Und da geschah es, daß die guten Gesellen auf ihrer Weiterfahrt an einen weiten blauen See kamen, — so dünkte es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden, — der schlug Wellen im Wind, und droben an seinem Abhang standen die sieben Schwaben und lugten hinunter, wie sie wohl am geschwindesten über diesen See kommen möchten. Es war aber kein Wasser da drunten, sondern ein Feld voll Flachses, der so recht in seiner schönsten blauen Blüthe stand.

„Potz Blitz!" rief der Blitzschwab, „was ist da zu thun? Ueber das wilde Wasser müssen wir!"

„Allgäuer, Du trag uns hinüber, wie weiland St. Christoph die Pilgrimsleute!" sagte der Seehaas. — „Bygoscht!" antwortete der Allgäuer: „ins Wasser ging ich wohl, wenn's nicht tiefer ging, als an den Hals." Der Nestelschwab griff mit der Hand an seinen Hosenbund, das edle Kleidungsstück fest zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der einen Hand schwimmen thäte; dem Knöpfleschwab war das Ding gar nicht einerlei! er lugte scharf, ob kein Haifisch, Walfisch oder Krokodil im Wasser brause; und so standen auch die Andern ganz

verlegen da, bis der Blitzschwab sich hinter ihnen herum drückte und ein Paar hinunter stieß, indem er ausrief: „Frisch gewagt, ist halb geschwommen!" Da Diese nicht untersanken, faßte sich auch der Gelbfüßler ein Herz, und that einen Hupf hinunter, ihm folgte der Blitzschwab und der Nestelschwab mit besserem, Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpte drunten Einer auf den Andern, bis sie merkten, daß sie mit der Nase nur in grünes Gras gefallen waren, worauf sie sich allgemach mit etwas gequetschten Rippen wieder aufmachten und an dem Spieße wiederum fürbaß schritten.

Nach mehr als Einem andern Abenteuer, das zu lang wäre zu erzählen, gelangten die sieben Schwaben an einen wirklichen großen See, und da sagte der Seehaas, der ihn gleich erkannte „Das ist der Bodensee." An dessen Ufern sollte, wie die Sage ging, ein gefährliches Ungeheuer hausen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die sieben tapfern Schwaben sich fest vorgenommen hatten. Da sie nun des Sees ansichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer sich aufhielt, — man wußte nicht, war's ein gräulicher Lindwurm oder ein feuerspeiender Drache — so fiel ihnen zumeist das Herz in die Kniekehle, sie machten Halt, und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpfleschwab noch zu guter Letzt, (denn wer konnte wissen, ob das Unthier sie nicht allesammt mit Haut und Haar verschlingen werde, mit oder ohne ihren Spieß?) eine Mahlzeit Knöpfle und Spätzle bereite, und stellte während dem Essen Todesbetrachtungen an. Und nach diesem begannen sie ihre Schlachtordnung herzurichten, dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer sagte, er sei nun bislang immer der Vorderst gewesen, wäre Zeit, daß er nun auch einmal der Hinterste sey, und es solle der Blitzschwab voran. Der meinte aber: „Kuraschi hab' i gnueg im Leib, aber nit Leib gnueg für die Kuraschi und das Beestl von Ungeheuer." Der Spiegelschwab wischte sich die Nase am Aermel und that den Vorschlag, es solle doch wohl besser seyn, wenn Einer für Alle sterbe, und meinte, der Knöpfleschwab könne ihnen diesen kleinen Gefallen thun; der aber schrie Zetermordio, als habe das Ungeheuer ihn schon am Schlafittig. Und so sprachen und stritten sie noch eine Weile hin und her, bis sie sich friedsam einigten

und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts schritten, gerade auf den Wald zu, wo das Unthier hausen sollte. Ehe sie denselben erreichten, kamen sie an einen Rain davor, da saß ein Haas und macht' ein Männlein, und streckte die langen Löffel in die Höh, das war den Schwaben grauslich anzuschauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rath und besannen sich, ob sie vorwärts rücken und auf's Unthier eindringen sollten mit lang vorgestrecktem Spieß, oder ob sie sich zur Flucht wenden sollten; doch hielt Jeder fest am Spieß. Da nun das Veitli hinten zumeist in Numero Sicher war, schwoll ihm der Kamm und er schrie dem Schulzen zu, der voran stand:

„Stoßt zue in aller Schwabe Nama,
Sohnscht wünsch ich, daß ihr mächt erlahma!"

Der Hans, des Veitli Gelbfüßler Vordermann, Knöpfleschwab, spottete der Kurasche des Veitli, indem er sagte:

„Beim Elament, Du hauscht guat schwätze,
Du bischt der Letzscht beim Drachahetze!"

Dem Michel sträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, sondern sprach nit abgewandtem Gesicht, indem er den Aermel seinem Gesicht näherte:

„Es wird nit feihla um an Haar,
So ist es wohl der Teufel gar!"

Jörgli luegte dem Michel in's Gesicht und schaute auch gar nicht hin nach dem Büster von Ungeheuer, indem er zaghaft einstimmte:

„Blitz! ist ersch nit, so ischt sei Mutter,
Oder des Teufels sein Stiefbruder!"

Dem Marli Nestelschwab, der sich schon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, wie ein Wiedle gespießter Lerchen, gefiel sein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er kehrte sich auch um, da er nicht für nöthig fand, das Ungeheuer anzusehen, und rief dem Veitli zu:

„Gang Veitli, gang, gang Du voran,
I will dahinda vor Dir stahn!"

Veitli drückte aber seine Ohren auf und that als hörte er nicht; worauf der Marli zum Jackli sagte:

„Gang, Jackli, gang, gang Du voran!

Du hascht Sporn und Stiefel an,
Daß Dich der Drach nit beisse kann!“

Aber Jackli fand seinen Trost darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes, der sieben Schwaben und des zu bestehenden Abenteuers stand, und sagte:

„Herr Schulz, der muß der Erschte seyn,
Denn ihm gebührt die Ehr allein.“

Schulz Allgäuer faßte sich ein Herz und sprach muthig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging:

„So zieht denn herzhaft in den Streit,
Hieran erkennt man tapfre Leut!“

Und so ging es in Gottes Namen und im Sturmschritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz boperte, konnte er sich seiner Angst nicht erwehren und schrie: „Hau hurlehau! hau! hauhau!“ Da erschrack der Haas und gab spornstreichs Fersengeld querfeldein, und lief was er laufen konnte. Jetzt rief Schulz Allgäuer freudiglich:

„Potz Veitli, luag, luag, was ischt dahs?
Das Ungeheuer ischt nur an Haas!“

„Haschtu gesehn? Haschtu gesehn?“ fragten sich nun die Andern unter einander. „Potz Blitz! Ein Ding, wie ein Kalb!“ rief der Blitzschwab. Der Nestelschwab thät seinen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß Dich das Mäusle beiß! Ein Thier wie ein Mastochs!“ „Oho!“ rief der Knöpfleschwab: „ein Helifant ist nur ein' Katz gegen das Unthier.“ „Bygoscht,“ erwiederte der Allgäuer: „wenn das kein Haas gewesen, so weiß ich keinen Dreimännerwein vom Rachenputzer zu unterscheiden!“

„Nu nu!“ vermittelte der Seehaas: „Haas her, Haas hin! Ein Seehaas ist halt größer und grimmiger, als alle Haasen im heiligen römischen Reich.“ “Wie der Seewein sauerer und herber, als alle Weine im heiligen römischen Reich,“ spottete hinten der Gelbfüßler, und über diese Anzüglichkeit hätte ihm der Seehaas fast ein Paar Watschen gegeben, denn er fühlte sich in seinem Nationalgefühl verletzt.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den sieben Schwaben so glückhaft bestanden war, wurden sie Eins, nunmehr von ihren Thaten auszuruhen und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber thu' es Noth, ein Siegeszeichen zu errichten,

das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermelde. Da es nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfere Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache sein Fell zu Markte getragen und der Haas in seinem Balg wohlbehalten entkommen war, so wurden die guten Gesellen dahin Eins, ihr Bärenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nächstgelegene Kirche zu stiften, die hieß man hernach die Kapelle zum schwäbischen Heiland.*) Dort wird wohl der Spieß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Nester getragen.

(Aus L. Bechsteins „Deutsches Mährchenbuch.“ Leipzig, 1845.)

*) Siehe darüber S. 73 dieses Werkes.

Schwäbische Tafelrunde.[1)]

Neun Schwaben gingen über Land
Zu einer Dornenhecken,
Allda der Jockel stille stand,
Thät Abenteuer schmecken.

Es schlief ein Haas' ganz starr im Gras,
Die Ohren thät er recken,
Die Augen offen, hart wie Glas,
Es war ein rechter Schrecken.

Hätt' Jeder ein Gewehr, gewiß
Er wollt's für'n Andern strecken;
So hatten's all Neun nur ein Spieß,
Wer darf den Haas' mit wecken?

Drum hielten's einen Kriegesrath,
All Neun ganz einig schiere,
Sie wollten thun ein kühne That
An dem grausamen Thiere.

All Neun an ihrem Schwabenspieß
Stehn mannlich hintreinander:
„Du Jockel, bist der vorderst gwiß!“
Sprach Einer zu dem Ander.

„Du Ragenohr, geh du voran!“
Der Vorderst thät auch sprechen:
„„Ich muß dahinten vorne stahn
Ich schieb, du mußt nur stechen.““

Der Vorderst sprach: „Wärst du vorn dran,
Du sprächst nit, mein Geselle:
Du Ragenohr, geh du voran!
Hier ist ein' harte Stelle.

Der Haas' erwacht ob ihrem Streit,
Ging in den Wald hinschweifen,
Der schwäbisch Bund thät' als ein Beut
Des Haasen Panner ergreifen.

Sie wollten auch dem Feind zur Flucht
Ein goldne Brücken schlagen,
Und han da lang ein Fluß gesucht,
Und kunnten kein erfragen.

Da stand ih'n auch ein See im Weg,
Der bracht' ihn'n große Sorgen,
Weil in dem Gras, nit weit vom Steg,
Ein Frosch saß unverborgen;

Der immerdar geschrieen hat
Mit der quakenten Stimme,
Wadwad, wadwad, wadwad, wadwad,
Da giengs dem Ragenohr schlimme.

Glaubt', daß der Spiritus ihm rief:
Wad, wad! er könnt durchwaden,
Da thät er in dem Wasser tief
Ersaufen ohn zu baden.

Sein Schaubhut auf dem Wasser schwamm,
Da lobten ihn die Andern:
„Seht bis an'n Hut, der gut Landsmann,
Durch' Wasser thät er wandern!“

Der Frosch schrie wieder: Wad, wad, wad!
Der Jockel sprach: „„Uns Allen

Der Landsmann ruft auf seinem Pfad,
Wir sollen nit lang kallen.

„„Wir sollen wahrlich jetzt vielmeh
Alsbald ohn Kriegesrathe
Wohl Alle springen in den See,
Weil wir noch sehn den Pfade.““ —

So richt' ein Frosch neun Schwaben hin,
Die schier besiegt ein' Haasen:
Drum hassen Schwaben immerhin
Die Frösch und auch die Haasen.

Altes Lied.

[1]) Um einen richtigen Begriff von den Schwabenstreichen zu bekommen, muß man die „Abenteuer der sieben Schwaben" lesen im „Volksbüchlein" von L. Auerbacher, (München 1832) Seite 105—156 des 1. Theiles.

Der schwäbische Heiland.

Als die Ueberlinger die Heldenthat ihres Landsmannes unter den sieben Schwaben vernommen, des Ragenohrs, der sich zuerst in den See gewagt hatte, beschlossen sie einmüthig eine fromme Stiftung zu machen und erbauten eine Feldkapelle am See, wo der Spieß der sieben Schwaben aufgehängt wurde zum ewigen Angedenken. Die Kapelle aber ward geweiht dem Erlöser und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu verfertigen, sieben Fuß hoch. Das that er und schrieb auf das Gestelle mit goldenen Buchstaben: „Heiland der Welt." Aber die Ueberlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen und behaupteten, daß, da der liebe Herrgott einst den sieben Schwaben aus ihren Aengsten und Nöthen geholfen hätte, so solle er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es auch. Der Seehaas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner. Und es kamen viele Pilgrime dahin, welchen der Klausner die Abenteuer der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weßhalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Und der schwä-

bische Heiland war zu derselben Zeit so weit und breit berühmt, als der große Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg ist leider die Kapelle zerstört worden und die Schweden haben das Siegeszeichen mit fortgenommen. (Auerbachers Volksbüchlein.) Es existiren aber noch Copien vom echten schwäbischen Heiland, getreu in Größe, Gestalt und Farbe, wie z. B. im alten Kirchlein zu Honstetten, 5 Stunden westlich von Ueberlingen.

(Vergl. Eiseleins „Sprichwörter und Sinnreden des teutschen Volkes." Donaueschingen, 1838. S. 558 und 59.)

Ueber die Benennung „Seehasen."

Seehase ist ein uralter Name zur Bezeichnung der Anwohner des Bodensees. Schon in der „Notitia dignitatum imperii, ed. Panciroll. Lugd. 1608. Fol. 26. b. kommen diese Leute mit einem laufenden Hasen in ihrem Schilde vor, und dieses Thier soll nicht sowohl ein Sinnbild der Furchtsamkeit, als vielmehr, nach dem Glauben des Alterthums, ein übler Angang (schlimmes Vorzeichen) für die Feinde seyn (wenn ein Hase vor demselben kurz vor dem Angriff über das Feld läuft). — Im 13. Jahrhundert nennt Gottfried von Straßburg in seinem „Tristan" den trefflichen Sänger Hartmann von Owe, welcher Dienstmann des Abtes von Reichenau war, zugleich mit dessen Gesellen, doch im edeln Sinne, Hasen:

„Wer guote Rede zu Guote
Unde ouch zu Rehte kan verstan, der muoß dem Ouwere lan
Sin Schapel und sin Lorzwi. Wer nu des Hasen Geselle si,
Und uf der Worthaide hohsprunge unde mitwaide." ꝛc.

(Siehe Eiseleins „Sprichwörter u. Sinnreden des teutschen Volkes." S. 564 u. 65.)

Ueberlinger Judenmord.

(Um 1350.)

Zu Ueberlingen fand man die verstümmelte Leiche eines von seinen Eltern vermißten Knaben in einem Bache; die Eltern heulten durch die Stadt und klagten die Juden als Urheber des Frevels an; die Art der Wunden, ihr Aufbre-

chen und Bluten, als der Leichnam vor den Häusern der Juden vorbeigetragen wurde, schien Beweises genug. Unter dem Vorwande, sie vor der Wuth des Pöbels zu retten, lockte man die geängsteten Juden in ein hohes steinernes Haus; hier zündeten die Bürger einen im Erdgeschoß heimlich aufgethürmten Scheiterhaufen an; die Juden flüchteten von Stock zu Stock; einige kletterten sogar auf das Dach. Umsonst! das ganze Haus, in das die Tücke der Christen gegen 300 Juden gelockt hatte, ging mit den Unglücklichen, die voll Verzweiflung Steine, Messer, Schwerter und Balken des brennenden Hauses auf die gaffende Volksmenge herunterschleuderten, in den Flammen auf. Einige stürzten sich aus dem Brande zu den Fenstern hinaus; sie wurden vom Volk aufgefangen und vollends niedergemetzelt.

(Siehe Gustav Schwabs: „Der Bodensee und das Rheinthal ꝛc.")

Bodmann.

Der kupferne Kessel zu Bodmann.[1]

Im Kessel zu Bodmann, da steh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,[2]
Herr Karl ihn pflanzt auf dem Felsengestein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freier Schwabe jetzt erntet's mit Dank,
Er sperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge schaut,
Das Dunkel der alten Geschichten ihm graut,
Und wie der Wein an der Lippe mir schwillt,
Die Sage hervor schon, die sprudelnde, quillt.

Sie saßen zu Bodmann beim fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Rosen und Schnee,
Das edelste, schönste Geschlecht am See.

Viel Gäste beglänzet vom Sonnenschein,
Sie tranken und sangen beim Königswein,
So wie ich heut trinke und singe mein Lied;
Der Abend von festlicher Lust sie nicht schied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des stürmischen See's verstohlenem Kind,
Die Wolken sie sammeln sich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schlosse nicht aus.

Die Gäste, sie tanzen Thür aus und Thür ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reih'n,
Es sprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze, die spähen mit gierigem Strahl.

Und in der Schalmeien und Flöten Gesang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauschet im Saale das Spiel und der Witz,
Da schlägt durch die Decke der zackige Blitz.

Und Flammen umwölken den mächtigen Saal,
Ersticken die Gäste, verzehren das Mahl;
O Wasser und Himmel, wie glänzt ihr so hell,
O herrlich Geschlecht, wie vergehst du so schnell!

Der Vater, die Mutter, todt liegen sie schon;
Ach, dringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt Keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind,
Sie hat es enthoben der Wiege geschwind.

Sie stößt einen Kessel durch Gluth und Flamm',
Im Schloß ist verlodert der edle Stamm,

Da schließt sie besonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das letzte, und schleudert's hinaus.

Es rollet der Kessel den Berg hinab;
O Kind, ist's dein Wieglein, ist's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt nur mit Mutterblick
Und sinkt in die Flammen des Hauses zurück. —

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachsen war;
Da baute stolz unter Schutt und Graus
Der letzte Bodmann sein steinernes Haus.

Der letzte Bodmann der Erste ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel so hold,
Die Flamm' hat im Kessel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beim fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem festlichen Saal,
Sie sitzen, sie trinken vom Königswein,
Sie schenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Kessel, aus welchem erblühte das Haus,
Im Kessel soll er ihn trinken aus,
Er soll den versunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bei jedem Zug. —

Mein Lied ist gesungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich spüre die Gluth,
Es drehet der Kessel, der eherne sich,
Wald, Himmel und Wasser umtaumeln mich.

Doch heißet im Kopf mich der Königswein
Getrost bei dem Wunder, dem seltsamen, seyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Kessel steht stille, mein Auge wird klar;

Es schauet die Burg und den See und das Land,
Gott hüte das Haus und Geschlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja senden hinein,
So seyen es Ströme von Königswein!

Gustav Schwab.

[1]) Am westlichen Ende des Bodensee's pflanzte sich in zwei Aesten und mit zweierlei Wappen der Adel der Bodmann rühmlich fort. Sie bauten auf dem Heiligenberge gegenüber die Feste Hochbodmann. Als das Stammschloß im Jahr 1307, durch den Blitz entzündet, von Grund aus abbrannte, wurde der damals noch einzige Sprößling des ganzen Geschlechtes, Johann von Bodmann, wie durch ein Wunder gerettet; seine Eltern und Alles im Schloße fielen den Flammen zum Raube; ihn aber legte eine mütterlich gesinnte Säugamme in einen kupfernen Kessel und ließ ihn so den steilen Berg hinab rollen. Dieses schwache Reis trieb bald neue Zweige und das edle Geschlecht blüht noch in mehreren Linien. Die auf dem Stammschloße wohnhafte nennt sich Bodmann-Bodmann. Der Kessel von Erz, worin der junge von Bodmann beim Brande der Burg gerettet worden, wird noch auf dem Schlosse gezeigt. Man pflegt sich hineinzustellen und einen gläsernen Humpen voll Weines auf das Wohl des Geschlechtes von Bodmann zu leeren.

[2]) Der Weingarten bei Bodmann, in dem einer der besten Weine des ganzen Seeufers wächst, heißt noch der Königsgarten; Carl der Dicke soll ihn gepflanzt haben und man nennt daher den Wein im Schloße von Bodmann den Königswein.

(Siehe Gustav Schwab's: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.")

Entstehung der Burg Bodmann.

An der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Burg Bodmann liegen, stand früher eine Veste, welche einem der uralten Grafen von Bodmann gehörte, und zwar in der Nähe einer kaiserlichen Pfalz, Palatium Podamin.

Ueber die Erbauung dieser Burg Bodmann erzählt uns der unterhaltende Chronist Thomas Lirer von Rankwil Folgendes:

„Nun vber vier jar darnach do was sein sun" (nämlich der Sohn eines Grafen von Bregenz) „hieß Hugo, in seinem kastel Lindaw. Das lag dazumal nit im see. Do het ainer von Emß (Hohenems) ein tochter, hieß Eva. Die was gar schön, der nam die und sie wurd von ym schwanger. Do was ein man in der stat gesessen, hieß Schönstain. Der gab denen von Lindaw den rat, das sie mit irem herren Hugo retten (reden) das er etweuil (etwelches) Geltz von jn (ihnen) näme und sie frei sagte, so wölten sie ym helfen, das er ein festen und wonung bauwte und sein lieb Frauwen darauff satzte, das sie sicher wär, das sein' Freund (Hugo's Verwandte nämlich) ir nit leid täten. Das trieben sie so lange, das er mit yn ains ward umb

42 marck, halb gold und halb silber. damit bauwt er ain vest hieß Bodmann. Do sein vater starb do nam er sie (Eva) zu der ee vnd het mit ir drei sün. Jn woltent die herren von Rotensan nit erb lassen sein. er was gar ainfeltig. und der vom Rotensan vberkam mit ym das erb vnd gab ym Megkingen, seins Bruders aus der säligen Reichenav fluchthauß. vnd gab dem Abt darumb XXI. marck silbers vnd nam Bregentz ein mit allem land vnd zugehör. Sein sün hieß man die von Bodmann."

(Auszug aus Schönhuts „Die Burgen des Hegau's.) 4. Heft S. 9 ff.

Karl der Dicke zu Bodmann.

Auf dem Schloße Bodmann lebte auch Kaiser Karl der Dicke, nachdem er im J. 881 sehr kränklich aus Italien nach Teutschland zurückgekehrt war. Seine Krankheit bestand in einem anhaltenden Kopfschmerz, dem man durch eine Operation abzuhelfen suchte; aber der unglückliche Monarch verlor darüber seine letzte Geisteskraft. In diesem Zustande unternahm er einen Zug gegen die einbrechenden Normanen, dessen Mißlingen ihn bei der Nation so verächtlich machte, daß man zu einer neuen Königswahl schritt. Kaum noch erlangte Karl, er, der Erbe aller Macht seines großen Ahnen, von den Fürsten einige Höfe in Schwaben, worunter Neidingen, zu seinem Lebensunterhalt; so wandelbar ist alle irdische Größe, wenn sie nicht auf dem Geiste beruht! Die Mönche haben an diesem königlichen Märtyrer gerühmt, daß er sie besonders geachtet, fleißig ihre Gebete verrichtet und ihre Psalmen gesungen; daß er reichliches Almosen gespendet und stets auf die Gnade des Herren gebaut habe; auch waren sie seine einzigen Freunde im Unglück. Als er gestorben, brachte man seine Leiche nach Reichenau, wo er im Münster, neben dem Altar der heiligen Maria, feierlich beigesetzt wurde.

(Siehe J. Baders „Badische Landesgeschichte." S. 74.)

Ueberraschende Hochzeit zu Bodmann.

Nachdem Simon von Bodmann, — von dem der gelehrte Benedictiner Buzelin in seinen genealogischen Forschungen viel zu erzählen weiß als einem lieben Klosterbruder — verschiedene Länder und Fürstenhöfe bereist und besucht hatte und zu hohen Ehren gekommen war, fiel es ihm auf einmal ein, der Welt zu entsagen. Unter dem Vorwand, er wolle mit einem Fräulein aus einer der edelsten Familien Hochzeit halten, lud er eines Tages seine Freunde und Verwandten auf Schloß Bodmann. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als Simon in priesterlichem Ornate vor die Versammlung trat und aufs feierlichste in der Burgkapelle seine Primiz hielt. Beim prächtigen Mahle, das er anstellte, offenbarte er den Gästen seinen festen Entschluß, von der Welt auf immer Abschied zu nehmen und sagte ihnen Lebewohl, welches mit vielen Thränen erwiedert wurde.

Sogleich am andern Tage verließ Simon seiner Väter Burg und begab sich in Begleitung von Wenigen in das Reichskloster Weingarten, wo er schon vorher sich insgeheim hatte einschreiben lassen. Dort that er als Novize die niedrigsten Dienste und zeichnete sich bis an sein Lebensende durch die tiefste Demuth und höchste Andacht aus. Im St. Johanniskloster zu Feldkirch, wohin er aus Weingarten gekommen war, liegt er in der St. Laurentiuskapelle begraben. Sein Tod fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

(Vergleiche Schönhut's „Ritterburgen des Hegau's." 4. Heft S. 43 ff.)

Linzgau.

Pfullendorf.

Der rettende Brotlaib.

Im 13. bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts kam es oft vor, daß die Stadt Pfullendorf von den Kaisern, welche sich gar häufig in Geldverlegenheit befanden, verpfändet wurde. Dadurch entstand das unangenehme Verhältniß, daß die Gläubiger des Kaisers, selbst, oder durch Bevollmächtigte, die Reichssteuer und andere kaiserliche Einkünfte des Ortes verwalten und einziehen, auch das Amt des Stadtammanns versehen ließen, was zu vielen Verdrießlichkeiten zwischen dem Rath und der Bürgerschaft einerseits, und diesen Pfandgläubigern andrerseits Anlaß gab. Damit nun ein so mißlicher Zustand nicht wiederkehre, erwirkte sich die Stadt (1348) von Kaiser Karl IV. ein Privilegium, demgemäß sie nie mehr aus des Reiches Händen kommen oder verpfändet werden solle. Während Pfullendorf auf solche Weise bemüht war, sich von Innen und Außen Kraft und Ansehen zu verschaffen, nahte sich ihr unversehens große Gefahr. Die Ritter und Edelleute aus der Umgegend machten miteinander einen Anschlag, die Stadt unvermuthet zu überfallen und einzunehmen. Zu diesem Ende wollten sie sich ihr nächtlicher Weile von drei Seiten nähern und verborgen halten, bis früh Morgens die Viehheerde der Stadt auf die Weide getrieben würde, dann sollte der eine Haufe auf diese losgehen und sie wegnehmen, die beiden andern aber, während die Bürger zur

Rettung ihres Viehes hinauseilten, in die unbewachte Stadt dringen und sich derselben bemächtigen.

Von diesem Vorhaben war Graf Wernher von Zimmern zu Mößkirch in Kenntniß gesetzt, wir wissen nicht, ob als Theilnehmer oder durch Zufall. Seit langer Zeit war er ein freundlicher guter Nachbar der Stadt und kam oft aus seinem Schlosse bei Mößkirch auf Besuch dahin. Da er nun den vom Adel gegen Pfullendorf gefaßten Anschlag nicht abzuwenden vermochte und ebensowenig denselben verrathen durfte, ward er traurig und mißlaunig, wich seinem Hausgesinde aus und schloß sich in sein Gemach ein, so daß seine Gattin, Brigitta von Gundelfingen, darüber in Sorgen gerieth und eine Gelegenheit suchte, den Grund des beunruhigenden Betragens ihres Gemahls zu erfahren. Lange blieb ihr Forschen umsonst, bis sie endlich eines Tages, da sie zufällig ein Selbstgespräch ihres Mannes belauschte, die Ursache davon entdeckte. Ihre erste Angelegenheit war nun, die Stadt auf geheime sichere Weise vor dem drohenden Unglücke zu warnen. Sie schrieb demnach ein Brieflein an den damaligen Stadtammann von Gremblich, verbarg es in einen Laib Brot und übergab ihn einem treuen Diener mit dem Auftrage, denselben in keine anderen Hände, als in die des Stadtammanns selbst abzugeben und ihm dabei zu sagen, er möge sich das Brot wohl empfohlen seyn lassen. Der Stadtammann, neugierig, den Sinn dieser räthselhaften Botschaft herauszubringen, untersuchte den Brotlaib näher und fand darin den Brief der Frau von Zimmern, welcher ihn von der nahen Gefahr unterrichtete und zur Wachsamkeit ermahnte.

Als nun der zum Ueberfall bestimmte Tag erschienen war, brach ein Haufe Reisiger der Verabredung gemäß aus einem Hinterhalt hervor und nahm die so eben ausgelassene Viehheerde der Stadt weg. Alsbald wollten die Bürger hinauseilen und ihr Vieh dem Feinde wieder abjagen. Allein Stadtammann Gremblich hatte alle Thore schließen und bewachen lassen, und belehrte nun die erstaunte Bürgerschaft von dem, was so eben vorgehen sollte. Da rüstete sich Alt und Jung und sah, wie zwei andere feindliche Haufen aus dem Walde hervorbrachen und gegen die Stadt heraufsprengten, in der Meinung, die Thore offen und unbewacht zu finden, und eindringen zu können.

Als sie aber die Thore wohl verschlossen und die Bürger alle bewaffnet auf Mauern und Thürmen erblickten, zogen sie unverrichteter Dinge wieder ab, und dachten auch in der Folge nie wieder daran, die Stadt zu gewinnen. Dies geschah um das Jahr 1348 und die handschriftliche Chronik der Herren von Zimmern hat das Andenken daran aufbewahrt.

Zum ewigen Gedächtniß und zu dankbarer Erinnerung an diese merkwürdige Rettung der Stadt, verordnete der Rath zu Pfullendorf, daß jährlich ein sogenanntes Hochmahl gehalten werden sollte, wozu nebst dem Stadtammann, Bürgermeister, Rath und Geschlechtern, jedesmal auch der Herr von Zimmern geladen wurde, wobei er auch gewöhnlich sich persönlich einstellte. Im 16. Jahrhunderte hörte jedoch diese Gewohnheit auf; das Geschlecht der Herren von Zimmern erlosch mit dem Letzten dieses Namens, dem Grafen Wilhelm, im J. 1593 und die Herrschaft Möskirch kam an den Grafen Joachim von Fürstenberg, welcher die Schwester des Grafen, Anna, zur Gemahlin hatte.

K. Walchner.

(Siehe dessen „Geschichte von Pfullendorf." Constanz 1825, Wallis. S. 10 ff.)

Viel Uebel um Aepfel.

Während der traurigen Zeit des Schwedenkrieges kam u. A. auch der Feldmarschall Gustav Horn auf seinem Marsche nach Ravensburg im Januar 1634 in die Stadt Pfullendorf und verweilte über drei Stunden in derselben. Unglücklicher Weise versäumten die Stadtvorsteher, dem gestrengen Herrn Marschall ihre Aufwartung zu machen; was ihn aber noch mehr verstimmte, war, daß seinem Wunsche, Aepfel zu haben, entweder geflissentlich oder aus Unachtsamkeit nicht entsprochen wurde. Mit den schlimmsten Gesinnungen verließ er diesen unhöflichen Ort.

Die Folgen davon blieben nicht lange aus; denn schon am 18. Hornung ließ der Oberst Plato allen Fruchtvorrath im Pfullendorfer Spital wegnehmen und nach Ulm abführen. Auf die gemachten Gegenvorstellungen gab er zur Antwort: „Man habe dem Feldmarschall bei seinem Hierseyn einige Aepfel ver-

sagt, und doch sey nun hier im Spital ein ganzes Gewölbe voll davon gefunden worden." — Hierauf forderte der Oberst alle Schlüssel zum Spital ab, schaltete über Alles nach seinem Willen und Belieben und nahm endlich alle Lebensmittel, so wie 24 Melkkühe weg. So blieb es bis zum 19. März, wo die Schweden abzogen und nur noch 4 Kühe stehen ließen. Die anderen wurden geschlachtet und das Fleisch mitgenommen. Dem Obersten Plato jedoch mußte noch zum Danke für sein schonendes Verfahren ein Geschenk von 50 Thalern beim Abzuge gegeben werden. Diesen Gästen folgten überdies bald darauf noch viel beschwerlichere, und die gute Stadt hatte so viele Mäuler von Schweden zu füttern, daß man gestehen muß, die Pfullendorfer haben noch niemals in so saure Aepfel beißen müßen, als damals, nachdem sie die süßen dem Herrn Feldmarschall verweigert.

(Vergl. K. Walchners „Geschichte der Stadt Pfullendorf." Constanz 1825. S. 87 ff.)

Der in eine Wildgans verwandelte Gastwirth.

Meister Michel von Pfullendorf war Kammerschreiber des Kaisers Friedrich III. — Nikolaus von Wyl, von Bremgarten, welcher als Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg starb, und Mehreres aus dem Lateinischen übersetzt hat, führt diesen Meister Michel als Gewährsmann einer sehr abenteuerlichen Geschichte an. In der Vorrede seines Traktats „von dem guldin Esel Luciani," erzählt er dem Grafen Eberhard unter Anderm, zum Beweise, daß Menschen durch Zauberei in Thiere verwandelt werden können, nachstehende Geschichte:

„Ich wil aber wyter euch eins hyntzu setzen, das ich einmals von Herrn Michel von Pfullendorf, dozemal kaiserlicher Kammerschryber, gehört han. Derselb sagt mir und viel andern by ym ob einem Tisch sitzend: Daz ein wirt und Gastgeb in seiner Statt, eer und Gut habend, by synen trüwen hoch und türe redte, daß er durch gemachte einer Frauwen lenger dann ein gantzes jare ein wilde ganß gewesen were, mit an-

dern söllichen Gense umbfliegend, als lang bis einsmals ein Ganß in ein Gezenk und Kampf ym vom Geschicht ab syeme hals etlich ryffe gemecht und Zouberey ym in einem tüchlin angestrickt.“ —

Es ist gut, daß Meister Michel hier nur vom Hörensagen referirte!

(Siehe Walchners „Geschichte der Stadt Pfullendorf.“ S. 154.)

Das große Faß im Klosterkeller von Salem.

Mancher hat vielleicht schon den schönen Keller der ehmaligen Cisterzienserabtei Salem besucht, den die Sorgfalt seiner Großh. Hoheit des Markgrafen Wilhelm mit edeln Sorten des Seeweins zierte, von dessen Trefflichkeit man sich früher keinen Begriff machen konnte.

Es wurde ihm da wohl auch das große Faß gezeigt und angegeben, um wie viele Fuder dieser Kellerriese einst größer gewesen sey.

Aber Derjenige hat wohl schon manches graue Haar, welcher etwa von einem alten Laienbruder, oder ehmaligen Studenten der Reichsabtei gehört hat, daß es um die Frohnfasten oder in der Adventszeit nicht richtig im Keller sey und daß nicht etwa eine neugierige Ratte, sondern ein leibhaftiges Gespenst in den Winkeln wie auf Sandalen umherschleiche und an den Reifen des Fasses kraze. Die Geschichte des Gespenstes aber ist folgende. —

Zur Zeit, als der Abt von Salmannsweiler noch nicht gnädiger Herr hieß, sondern ehrwürdiger Vater, war der Pater Großkellner eine fast eben so angesehene Person, als der Prälat; denn einen guten Wein nach den Horas trank jeder Mönch gerne, vom Novizen bis zum Prior. Da baute einmal ein Pater Großkellner ein Faß, so groß, daß man den Keller erweitern mußte, es unterzubringen, und füllte es mit den Zinsweinen und Gülten des besten Jahrganges, der seit langer Zeit erlebt wurde. Nur wenn es Dupler war, in hohen Festzeiten, füllte er daraus die steinernen Krüge der Mönche, aber die Schlüssel zum Keller trug er stets sorgfältig bei sich.

Da traf sich's einmal, als er fest schlief, daß ein trinklustiger Mönch den Schlüssel ihm vom Gürtel löste und abdrückte in gestohlenes Kirchenwachs. Darnach machte er einen Hacken und schlich nach der Mette oft in den großen Keller, während seine Mitbrüder das harte Lager suchten, und erlabte sich an Gott Bacchus Gaben. —

Doch einmal fand er, vielleicht weil der Großkellner Argwohn hatte, den Hahnen durch einen Zapfen ersetzt, den er nicht drehen konnte. Nahm eine Leiter, stieg zu dem Faß hinan und siehe! — auf dem ungeheuren Spundloche war die Thüre nur angelehnt. Oeffnete sie und zog mit einem Heber so viel des köstlichen Nasses in sich, daß ihm schwindlich wurde, stürzte hinab und fand dort sein Grab. Nach einigen Tagen verwundert sich der Pater Großkellner über das offene Spundloch; dachte aber kaum mehr an den Mönch, weil das ganze Convent ihn entsprungen wähnte. Doch als er mit der Stange sondirte, um zu sehen, wie viel noch Wein in dem Fasse, stößt er auf den weichen Körper des Mönchs. Da erfaßt der Geizteufel seine Seele, und damit nicht das schöne große Faß als verunreinigt ausgeschüttet werde, zog er den ersoffenen Trunkenbold aus demselben und begrub ihn heimlich. Erst auf dem Sterbebette gestand er seine Schuld, bevor er aber die Stelle bezeichnen konnte, wo er ihn vergraben, lähmte der Tod seine Zunge. Und ruhelos wandert er seitdem dort im Keller herum, bis ein Zufall des Mönches Grab entdeckt, und ihm ein ehrliches Begräbniß wird. —

Die Sage vom ertrunkenen Mönche ist sogar in Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts aufgenommen. Der Verfasser des „Apiarium Salemitanum“ (um 1710 in Prag erschienen) stellt sie aus Gründen a priori in Abrede und meint, sie sei aus dem Scherz entstanden, daß vielleicht der Spunden die Gestalt eines Mönches gehabt und in das Faß gefallen sey. Freilich läßt sich dagegen einwenden, es dürfte leichter seyn, daß ein Mönch durch ein großes Loch hinabstürze, als der Spunden in sein eigenes Faß.

(Originalmittheilung von Herrn Gymnasiumsdirector Dr. Fickler in Donaueschingen. Diese tragi-komische Sage folgt hier nun auch in metrischer Fassung.)

Vom großen Faß zu Salmannsweiler.

Dupler gab's in Salmannsweiler!
Reh', Fasanen, Lachs und Keiler
Schmaust die fromme Reichsabtei:
„Vivat hoch dem gnäd'gen Abte!"
Heisa! wie's Convent sich labte,
Trank zwei Fuder Weins und drei.

Volle Kannen, volle Züge!
Jedem Pater zur Genüge
Sprudelt heut das goldne Naß;
Denn im weiten Klosterkeller,
Angefüllt mit Muskateller,
Fertig stand das Riesenfaß.

Baß der Küperkunst erfahren,
Hat daran gebaut seit Jahren
Pater Kellermeister froh.
Losgelassen sind die Geister;
„Hoch der weise Kellermeister!"
Schallt's im Refektorio.

„Heil, wer solch ein Werk ersonnen,
Alles Schönen Zauberbronnen,
Gott dem Herrn zu Preis und Ehr'!"
Feurig klang's aus Aller Munde;
Kaum gefüllet, durch die Runde
Waren alle Krüge leer.

„Vivat Abt und Kellermeister!"
Näselt weindurchglüht ein feister
Mönch und bringt ein mächtig Glas.
Schwere Zungen, schwere Glieder;
Einer sinkt zum Andern nieder,
Lallt sein „Deo gratias."

Bodenlos nur war ein Frater,
Krug für Krug ausstürzen that er,

Und verschlang den letzten Lachs.
Schlau an Meisters Seite rückt er,
Und den Kellerschlüssel drückt er
In gestohlnes Kirchenwachs.

Sanft entschlafen liegen Alle;
Erst beim Morgenhoraschalle
Reißt von ihrem Blick der Flor.
Taumelnd durch der Kirche Hallen
Die ehrwürd'gen Väter wallen.
„Miserere!" hallt's vom Chor.

* * *

Edler Labehort im Keller!
Wunderfaß voll Muskateller,
Glücklich, wer dir je genaht!
Aber selig, wem voll Wonnen
Täglich strömt dein Zauberbronnen,
Wer zu dir den Schlüssel hat!

Sel'ger, bodenloser Bruder!
Wie viel Ohme, wie viel Fuder
Floßen deinem Durste da!
Nächtlich, wenn die Mönchlein schnarchen,
Sitzt er vor der Weines-Archen,
Liegt er da in Gloria.

Einstens wieder nach der Mette,
Während Alle schon zu Bette,
Schleicht zum Faß er unverweilt.
Aber ach! zur Qual dem Kunden,
War der Hahnen draus verschwunden,
Und ein Zapfen eingekeilt.

Welch ein Seufzen, welch ein Bangen!
Ach! wie brennt er vor Verlangen —
Sieh da, eine Leiter winkt.
Stracks erklimmt er ihre Sprossen,
Find't das Spundloch unverschlossen,
Drinn der Feuernektar blinkt.

Bäuchlings streckt er nun die Glieder
Auf des Fasses Wölbung nieder,
Wie der Vampyr lechzt nach Blut;
Ihm als Rüssel dient der Heber,
Saugend in die durst'ge Leber
Blüthenhauchumwallte Fluth.

Ha, wie saugt er, ha, wie schnaubt er!
Immer tiefer senkt das Haubt er
In die Würzedüfte schwer.
Selig aus die Arme breitend —
Aber, ach! dem Rand entgleitend,
Stürzt er in des Fasses Meer.

* * *

Lange hielt dafür der Orden,
Daß der Bruder flüchtig worden,
Bis der Kellermeister starb,
Offenbarend dem Konvente,
Als er nahm die Sakramente,
Wie der Arme einst verdarb.

Alle staunen dieser Kunde,
Lauschen schaudernd seinem Munde:
„Heimlich hab' ich ihn verscharrt,
Unsers Kellers Ehr' zu wahren
Und den edlen Wein zu sparen .....“
Doch wohin? — Sein Mund erstarrt.

Unentdecket blieb die Leiche.
Nachts im Keller, sagt man, schleiche
Nun der Meister auf und ab,
Nie der Strafe Last entbunden,
Bis der Bruder einst gefunden
Auf geweihter Statt ein Grab.

Ignaz Hub.
(Original-Mittheilung.)

Hegau.

Hohentwiel.

Sängergruß an Hohentwiel.[1]

Seyd gegrüßt in eurer Schöne,
Trümmer aus der Heldenzeit!
Euch sind dieses Liedes Töne
Vollen Herzens zugeweiht.
Bilder aus vergangnen Tagen
Voll der alten Herrlichkeit,
Steigt empor und stillt die Klagen
Die der Trümmer Blick erneut.

Steig, o Bild, aus jenen Tagen,
Als ein mächtig Brüderpaar
Seinen Sitz hier aufgeschlagen,
Das der Stolz des Landes war.[2]
Da hat noch die Kraft gegolten,
Da stritt noch des Mannes Muth,
Und in Heldenadern rollten
Deutsche Kraft und deutsches Blut.

Steig herauf aus frühen Tagen,
Bild von einer frommen Zeit,
Als auf dir, o Fels, geschlagen
Manches Herz, dem Herrn geweiht.
Wo sonst Kriegertritte hallten,
Tönte hell des Glöckleins Klang,

Und viel fromme Beter wallten
Zum andächt'gen Chorgesang.

Bild, steig auf aus jenen Tagen,
Als des Weibes zarte Hand
Stark den Herrscherstab getragen
Weithin über See und Land:
Hedwig, Bild aus schönen Zeiten,
Die oft Herrschermüh' vergaß,
Wenn sie, Ekkehard zur Seiten,
An dem Quell der Weisheit saß. [3])

Steig herauf vor unsern Blicken,
Herrlichstes, und werde neu;
Füll' das Herz uns mit Entzücken,
Bild von echter, teutscher Treu!
Bild der Treue, die hier oben
Einst sich ihren Hort gebaut,
Wo sie auf der Feinde Toben
Oft mit Hohn herabgeschaut.

Kund ward dies in trüben Zeiten,
In des edlen Fürsten Noth,
Als er mußt' das Erbe meiden
Dem er einst als Herr gebot;
Als den feindlichen Gewalten
Alles wich und Treu' vergaß,
Hat dies Haus die Treu gehalten,
Nicht gescheut der Feinde Haß.

Während rings das Land verheeret
Mächt'ger Feinde wilder Trutz,
Ward dem Leidenden gewähret
In der Veste sichrer Schutz;
In ihr ruht' von seinen Sorgen
Der verbannte Herrscher aus,
Bis ihn bald ein schönrer Morgen
Rief in seiner Väter Haus. [4])

Als das dreißigjähr'ge Wehe
Unser Vaterland umfing,
Treu die Burg auf dieser Höhe
An dem Fürstenstamme hing.
Oft hat Trost aus ihr gesendet,
Dem, der saß im fremden Land,
Labsal oft dem Herrn gespendet,
Eines treuen Dieners Hand.

Du warst es, der Treu' erwiesen,
Treu', gediegen wie das Gold,
Noch in später Zeit gepriesen
Sey dein Name, Wiederhold!
Fünfmal zogen dicht in Schaaren
Feinde vor das Felsenschloß,
Du nur konntest es bewahren,
Schlugst zurück der Stolzen Troß![5])

Da war jene Zeit verschwunden,
Als der Frank' der Burg genaht,
Und das Haus in wenig Stunden
Fiel durch feiger Männer Rath.
Diese Burg, die nie gezittert
Vor zahlloser Feinde Wuth,
Die Jahrhundert' unerschüttert
Stand in Stürmen fest und gut.

Hörtest du's in Grabes Grüften,
Wiederhold, und wardst nicht wach,
Als der Frank' in seinen Sünden
Deine stolze Veste brach? —
Bist du nicht hervorgebrochen,
Biederheld, aus fernem Grab,
Hast du nicht die Schmach gerochen
An Dem, der die Burg ergab?[6])

Alle Pracht ist jetzt verwehet,
Sank hinab in Schutt und Staub;
Doch die Treue nicht vergehet,
Sie wird keiner Zeit zum Raub;

Hat nicht aus der Art geschlagen,
Sie lebt fort zu gutem Werk,
Stets soll man hier oben sagen:
„Hie allweg gut Württemberg!“

H. Schönhuth.

(Aus Dessen „Geschichte Hohentwiels ꝛc.“ Freiburg, 1836. Waizenegger.)

¹) Ich glaubte diese berühmte Veste, obgleich sie seit lange schon zum Würtembergischen Gebiete gehört, von dem Badischen Sagenbuch nicht ausschließen zu dürfen, theils weil sie noch innerhalb Badens Grenzen liegt, theils weil ihre frühern Besitzer Badische Fürsten waren.

Beinahe in der Mitte des an so viel Wundern der Natur reichen Hegau's, wo acht kegelförmige Berge vulkanischen Ursprungs aus dem Bodensatz uralter Fluthmassen emporsteigen, erhebt sich der höchste dieser Felsstöcke, von drei Seiten steil und schroff wie keiner der andern, aber rings umgeben von lachenden, mit allen Erzeugnissen eines milden und fruchtbaren Klima's gesegneten Fluren; dicht zu seinen Füßen die freundlichen Marktflecken Singen, Hilzingen, ꝛc. weiter hinaus eine Menge von Dörfern, Schlössern und Ruinen, und der südliche Horizont besäumt vom glänzenden schwäbischen Meeresspiegel, über den hoch in den Aether die blitzenden Alpenkronen in unabsehlicher Ferne sich reihen. Seine Höhe beträgt 2174 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel, und trägt die Krone aller übrigen Hegauer Burgruinen, das einst fast unüberwindliche Hohentwiel. Ihr Ursprung ist schon in den Römerzeiten zu suchen, wofür der Name Duellum oder Duellium spricht, den sie bereits in den frühesten Urkunden führt. Wahrscheinlich wurde dieses Kastell als Hochwarte unter Kaiser Valentinian erbaut.

²) Die beiden schwäbischen Kammerboten Bertholt und Erchinger, durch ihren Kampf mit dem Bischof Salomo von Constanz, mit dem deutschen König Konrad und ihr tragisches Ende, aus der Geschichte bekannt genug.

³) Hedwig, Tochter Herzogs Heinrich von Bayern, nach dem Tode ihres Gemahls Burkhard II. (973) verwittwete Herzogin von Schwaben, kam einst, als sie auf Hohentwiel ihren Sitz hatte, in das Kloster St. Gallen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Der Abt Burkhard nahm sie aufs Herzlichste auf, zumal sie seine Nichte war, und wollte sie mit Geschenken beehren. Allein sie lehnte alle ab und erbat sich dafür blos, daß er ihr dafür den jungen Mönch Ekkehard, (den nachmaligen Geschichtsschreiber des Klosters St. Gallen) auf einige Zeit als Lehrer der alten Sprachen, die sie mit Eifer studirte, nach Hohentwiel mitgeben möchte, was ihr auch, wiewohl ungern, gewährt wurde. Dort räumte sie ihm ein Gemach dicht neben dem ihrigen ein. Dahin kam sie nun täglich, oft sogar bei nächtlicher Weile, in Begleitung einer Magd, um mit ihm die griechischen Classiker zu lesen, doch geschah dies immer bei offenen Thüren, um keine Verleumdung ihrer Tugend aufkommen zu las-

sen, wozu ihr Benehmen auch nicht die mindeste Versuchung gab, denn sie erbitterte oft durch ihre zu weit getriebene Strenge und spröde Härte den jungen Mönch so sehr, daß er sich zuweilen lieber wieder in sein Kloster zurückwünschte, als solch eine Behandlung — sie ließ ihn sogar einmal einer kleinen Freiheit wegen, die er sich gegen sie erlaubte, peitschen — noch länger auszuhalten.

[4]) Herzog Ulrich von Schwaben 1522—31.

[5]) Konrad Wiederhold, von Herzog Eberhard III. 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel ernannt. Seine Lebensbeschreibung hat u. A. auch geliefert H. Schönhuth in dem Schriftchen: Konrad Wiederhold als Held und Christ." Constanz, 1833. Ferner haben sein Andenken gefeiert G. D. Keßler und Albert Knapp.

[6]) Im Mai 1800 durch General Vendamme, nachdem ihr Commandant, Oberst Wolf, die Veste aus schmählicher Feigheit ihm übergeben hatte.

Hohenkrähen.

In der Landgrafschaft Nellenburg, unfern der berühmten Bergveste Hohentwiel, auf einem hohen steilen Bergkegel, liegt die Burg Hohenkrähen. Hoch ragt sie über ihre Nachbarn, die Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Hohentwiel und den Mägdeberg. Beschwerlich und mühevoll ist der Weg dahin; aber eine unvergleichliche Aussicht lohnt reichlich dafür. Weit ausgebreitet, ein herrliches Panorama, liegt das gesegnete Hegau vor den Blicken; über die Spiegelfläche des Bodensees schweift das Auge hinüber an die Hochfirsten der Schweizeralpen, welche den Horizont begrenzen; es folgt den grünlichen Fluthen des Rheins, wie er aus dem Bodensee tritt, und dem fernen Meere zueilt, um das Land seiner Heimath auf immer zu verlassen. Oder es irrt in der Berge wunderlichen Verschlingungen und verliert sich in der Waldpfade Krümmungen im grünen Dämmerlichte. Die Burg liegt größtentheils in Trümmern; nur ein kleines Schlößchen und zwei Bauernhäuser sind noch bewohnbar. Von den ersten Erbauern und Besitzern von Hohenkrähen ist nichts bekannt. Im Jahr 1534 übergab König Ferdinand die Burg als Mannslehen an Hans von Friedingen. Nachdem dieser ohne männ-

liche Leibesfolge verstorben war, kam sie nach und nach in mancherlei Hände; jetzt befindet sie sich im Besitze der Freiherren von Reischach.

In der ganzen Umgegend ist Hohenkrähen berühmt und berüchtigt wegen eines neckenden Burggespenstes, das hier sein Wesen treibt und „Poppele von Hohenkrähen" genannt wird; wir geben von diesen Sagen, was wir erfahren konnten, und wie sie häufig im Hegau zur Unterhaltung an langen Winterabenden erzählt werden.

Poppele von Hohenkrähen.

Johann Christoph Poppelius Mayer war Schirmvogt einer verwittweten Freiin von Hohenkrähen. Von Gestalt zwar klein und schwächlich, war er dabei doch wild und unbändig und ein großer Freund von einem guten Trunke. Einst spät in der Nacht sprach ein vorbeireisender Abt mit seinem Gefolge auf Hohenkrähen ein und bat um ein Abendbrot und ein Nachtlager. Freundlich hieß ihn Poppelius willkommen; sie setzten sich zur Tafel und waren fröhlich und guter Dinge. Der Becher, und mit ihm Scherz und Witz, machte wacker die Runde, bis endlich der zu reichlich genossene Wein Zank und Hader veranlaßte. Auf einen groben Spaß des Schirmvogtes erwiederte der Abt, er solle sich doch nur nicht mit seiner Stärke brüsten; er gleiche ja leibhaftig dem dürren Knochenmanne selbst und könne wohl durch ein Nadelöhr gezogen werden. Ueber diesen Schimpf aufgebracht, sprang Poppelius von der Tafel auf und befahl, das wohlbeleibte Pfäfflein in das unterste Verließ der Burg zu werfen und es bei Wasser und Brod so lange darin gefangen zu halten, bis auch es so mager geworden sey, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könne.

So geschah es auch und der Abt wurde nicht eher seiner Haft entlassen, als bis er an Umfang bedeutend abgenommen und so mager und dünn wie Poppelius geworden war.

Der Abt aber machte sich voll Ingrimms davon und sann zu Hause unabläßig auf Rache und Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Klosterbibliothek ein Zauberbuch und verfluchte mittelst den darin enthaltenen Beschwörungsformeln den Ritter

Poppelius, der bald darauf das Genick brach, und seither die Gegend durch seine Spukereien beunruhigt, deren wir einige hier angeben wollen.

Er stellt sich an den Wiesenbach an den schmalen Steg und wartet, bis Jemand hinübergeht; — puff! versetzt er diesem einen Stoß, daß er in das kalte Bad stürzt, und macht sich mit gellendem Gelächter davon.

So lange das Dreschen Winters über in der Nachbarschaft dauerte, mußte jeden Abend nach der Betzeitglocke ein Knecht in die Scheuer gehen und laut ausrufen: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!" sonst warf Poppele zum Zeitvertreib alle Garben durcheinander, um den Leuten neue Arbeit zu machen.

Ebenso wurde zur Sommerszeit vor dem Ausfahren gerufen: „Wir wollen selbst anspannen," sonst war Poppele gleich bei der Hand, die Ochsen und Pferde verkehrt einzuspannen.

Wenn er guter Dinge war, so unterhielt er sich oft damit, die Räder vorbeifahrender Kutschen und Wagen so lange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dieß soll selbst der Aebtissin von Ummenhausen begegnet seyn, als sie zur Herbstzeit das ihrem Kloster zugehörige Rebgut bei Oehringen besuchen wollte. Sie wurde äußerst lange am Fuße des Berges von Poppele aufgehalten, weil sie aus Frömmigkeit ihrem Kutscher nicht erlauben wollte, zu fluchen. Am Ende mußte sie doch die Erlaubniß dazu geben, nur um wieder vom Fleck zu kommen.

Mit Glas- und Eierträgern soll Poppele sich gerne unterhalten und z. B., sobald ihm ein solcher begegnet, sich am Wege in einen Stock oder Baumstamm verwandelt haben. Wollte nun der Träger ausruhen und seinen Rückkorb an einen solchen Klotz lehnen, so wich und verschwand derselbe augenblicklich, der Korb fiel auf Boden, Eier und Gläser brachen in Scherben, und aus der Luft verspottete noch ein schallendes Gelächter den armen Betrogenen.

Auch den Thorwächter von Radolphszell hatte Poppele oft zum Besten. Um Mitternacht nämlich kam er zum Thore der Stadt, ahmte den Ton des Posthornes nach und lockte dadurch den Wächter aus dem Bette zum Oeffnen. Kaum war aber dies erfolgt, so machte sich Poppele hell auflachend aus dem Staube.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Erste Sage.

Zur Zeit, als Kaiser Wenzel in Teutschland herrschte, hauste auf Hohenkrähen Ritter Wolf, ein tapferer Kriegsmann, in Ritterspielen wohl erfahren, aber boshaft, heimtückisch und rachsüchtig; wehrlose Pilger und Wanderer warf er nieder und beraubte sie, und weder Kirchen noch Klöster waren vor ihm sicher. Weder der Bannstrahl des Bischofs von Constanz, noch die Dolche des Vehmgerichts vermochten ihn zu schrecken. Doch endlich, als das Maas seiner Sünden voll war, traf auch ihn die gerechte Rache.

Wolf hatte einen Bruder, Werner genannt; der war gar herrlich und schön von Gestalt und Antlitz, deßhalb hatten ihm auch die Dirnen den Namen Rosenblüth gegeben. Er trug ein redliches, reines Herz in der Brust, und verstand es besser, die Laute zu schlagen und fromme Weisen zu singen, als Schwert und Lanze zu führen; daher war er auch mehr bei Frauen und Mädchen beliebt, als bei Männern, und manche Schöne hob ihren Blick voll sehnsüchtiger Liebe zu dem schmucken Jüngling. Aber Werner hatte schon lange sein Herz der holdseligen Barbara von Hornstein zugewandt und auch das ihrige schlug ihm in süßer Minneglut entgegen.

Aber einst auf einem Turnier zu Constanz sah Wolf die Geliebte seines Bruders und entbrannte in glühender Liebe zu ihr. Mit rauhen, gebieterischen Worten verlangte nun Wolf von Werner, er solle ihm, als dem älteren Bruder, nachstehen und ihm die Braut abtreten. Da fuhr aber auch der sanfte Werner auf und sprach: „Mein ist Barbara's Liebe; ihr Vater hat mir ihre Hand zugesagt und, mögen auch alle Ritter des ganzen Gaues vor dir zittern, ich zittre nicht! Noch lebt Gott im Himmel, der Beschützer der Unschuld; noch walten die Rächer an Gottes Statt!"

Knirschend vor Grimm und Wuth verließ Wolf das Turnier und zog heimwärts, von seinen Kampfgenossen begleitet, die seinen Zorn noch mehr zu stacheln suchten. Er sann auf gräßliche, unerhörte Rache. Einige Tage später, am Samstag nach Mariä Himmelfahrt, wollte auch Werner heimziehen: Als

er aber in den Eichenforst kam, nahe bei des heiligen Ratolphs Zelle (dem heutigen Ratolphszell), da schritt aus dem Dickicht ein ehrwürdiger Waldbruder mit langem silberweißem Barte hervor und bat ihn gar flehentlich, ihm doch in seine Hütte zu folgen, da er ihm wichtige Dinge zu eröffnen habe, die außer ihm keines Menschen Ohr vernehmen dürfe. Werner stutzte Anfangs ob dieser sonderbaren Zumuthung und die Sache schien ihm bedenklich. Aber der Waldbruder flehte immer dringender und warf sich endlich auf die Kniee vor ihm nieder mit den Worten: „Ich stehe nicht eher von hier auf, bis Ihr mir zu folgen versprecht! Euer Leben hängt daran und Ihr werdet's mir danken!" Werner ließ sich erbitten, obwohl ihn seine Begleiter warnten und hieß diese nach Schloß Homburg vorausgehen, indessen er dem Waldbruder folgte. Als Beide aber in die Tiefe des Waldes gekommen waren, riß der heuchlerische Waldbruder den arglosen Werner unversehens zu Boden und stieß in ein Hüfthorn. Auf diesen Ruf stürzte Ritter Wolf mit seinen Begleitern aus einem Verstecke hervor, ließ seinen Bruder festpacken und tauchte ihm seinen Dolch in die Brust. Kaum war aber diese gräßliche That vollbracht, so überfiel den Knecht, welcher in der Hülle als Einsiedler den armen Werner in den Wald gelockt hatte, ein plötzlicher Wahnsinn, so daß er, wie von unsichtbaren Geistern gehetzt, umherrannte und das schwarze Verbrechen überallhin verkündete. Allgemein war das Entsetzen, aber Niemand hatte Muth genug, gegen den gefürchteten Ritter von Hohenkrähen aufzustehen, bis endlich der edle Ritter Otto von Bodmann seine Bestrafung übernahm. Er versammelte seine Vasallen und schickte an Wolf einen förmlichen Fehdebrief. Bald kam es zu einem blutigen Gefechte, in dem lange der Sieg zweifelhaft blieb. Zuletzt gelang es doch dem Ritter von Bodmann, den Ritter Wolf vom Pferde zu rennen, worauf er ihm das Schwert in die Brust stieß, so daß der Verbrecher unter lauten Verwünschungen die tückevolle Seele aushauchte. Unmittelbar darnach wurde auch dessen Felsennest zerstört, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Bald darauf fand Einer von Otto's Knechten einen Dolch auf der Burgflur. Auf dessen Klinge waren die Worte eingegraben: „Dem Rächer von den Unbekannten!" Um den Griff war ein Briefchen ge-

bunden, des Inhalts: „Du bist uns zuvorgekommen, als Rächer an Gottes Statt. So lange das Geschlecht der Bodmann fortblüht, soll deine wackere That nicht vergessen werden!“

Die schöne Barbara von Hornstein ging aber in's Kloster zu Engen, wo sie den Schleier nahm und bald darauf an gebrochenem Herzen starb.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Andere Sage.

In der freien Reichsstadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein angesehener Mann, der den Namen des Erfinders der Buchdruckerkunst führte, nämlich Johannes Guttenberg. Er hatte sich im Handel ansehnlichen Reichthum erworben. Seine Tochter Margarethe, das einzige Kind einer glücklichen aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht stiefmütterlich ausgestattet worden, und sowohl ihr liebenswürdiges Wesen, als die Reichthümer ihres Vaters, machten sie zum Gegenstande vieler Hoffnungen und angelegentlicher Bewerbungen. Sie schien dagegen ziemlich gleichgültig, hatte jedoch im Stillen schon seit geraumer Zeit ihr Herz einem jungen Edlen, Otto von Kreßling, zugewendet, dessen Vater in Kaufbeuern von den Ueberresten eines durch Krieg und andere Unglücksfälle ruinirten, einst beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feierte den Jahrestag ihrer Gründung und es sollte dießmal mit ungewöhnlicher Pracht geschehen, unter andern auch ein großes Preisstechen dabei Statt haben. Manche Ritter fanden sich deßhalb in Kaufbeuern ein, aber es waren nur solche, die vom Stegreife lebten oder sonst daheim, auf ihren verfallenen Burgen, in schmählichem Müßigang, der sie Entbehrungen aller Art aussetzte, vom Ruhme ihrer mannhafteren Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit seinen ritterlichen Tugenden neigte sich zum Untergange; viele der berühmtesten Geschlechter waren erloschen und wie in Frankreich König Franz I., so standen in Teutschland Kaiser Maximilian I., Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und noch wenige Andere als die

letzten Vertreter des Ritterthumes da, gleichsam als die Hüter der Grenzen zwischen einer alten und einer unter bedenklichen Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feste nach Kaufbeuren zogen, war auch Stephan Haußner aus dem Hegau. Ein baufälliges Schloß und einige größtentheils öde liegenden Ländereien mit verarmten Zinsleuten machten seine ganze Habe aus; an trotzigem Muthe und waghalsiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvorthun. Auch trieb er sich beständig im Lande umher und nahm an allen Fehden und Händeln Theil, wobei, wenn auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Haußner hörte in Kaufbeuern von der schönen Tochter des reichen Guttenberg sprechen und bald bot sich auch auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, sie zu sehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, um sie zu freien. Er meinte, Vater und Tochter würden sich eine solche Verbindung zur hohen Ehre anrechnen, und säumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Besuch abzustatten und ihm sein Anliegen vorzutragen.

Der Alte sah ihn verwundert an und sagte dann zum Ritter: „Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir und meinem Hause zu erzeigen gedenkt; Ihr scheint jedoch in einem Irrthum befangen.“

„„In einem Irrthum?““ fragte Haußner.

„So sehe ich's an“ — fuhr Jener fort — „Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath meine Tochter zu Euch zu erheben; aber umgekehrt: Ihr werdet dadurch zu ihr erniedrigt. Eure Kinder verlieren dadurch das Recht der Ebenbürtigkeit und können einst weder bei Turnieren erscheinen, noch in Dom- und Ritterstifte aufgenommen werden, noch auf Das Anspruch machen, was Ihr als Lehen besitzt.“

Der Ritter schien sich auf eine gute Antwort zu besinnen; Guttenberg schnitt jedoch den Faden des Gespräches rasch ab, indem er sagte: „Der Adler soll auf dem Felsen bleiben und die Lerche in der Furche des Ackers, und somit Gott befohlen!“

Haußner war über diesen kurzen Bescheid höchlich ergrimmt und sein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm,

Guttenberg habe seine Tochter dem jungen Kreßling zugesagt, um sich alle unangenehmen Freier vom Halse zu schaffen. Er verließ Kaufbeuren auf der Stelle und ritt nach Hohenkrähen zu seinem Waffenbruder, dem Ritter Friedinger. Dieser schritt aber, in Gedanken brütend, im Saale seines Schlosses auf und ab, als Haußner eintrat. „Woher des Weges?“ fragte Friedinger.

„„Vom Ritterspiel in Kaufbeuern.““

„Pfui!“ — spottete Friedinger — „Wer wird eine Fastnachtsmummerei mit so ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, so hätt' ich, statt meines edlen Rosses, den Esel meines Müllers zum Ritte genommen.“

„„Je nun,““ — versetzte Haußner — „„man muß sich eben in die Zeit schicken!““

„Ich nehme sie auch wie sie ist,“ — entgegnete der Ritter von Hohenkrähen — „darum siehst du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit sie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht sehen.“

Haußner meinte, wackere Männer geb' es noch genug, die dürften nur zusammenhalten.

Friedinger schüttelte den Kopf. „Geh' vom See abwärts“ — sprach er — „längs dem Rheine hin, bis wo das Siebengebirg steht, nnd zähle die gebrochenen Burgen auf beiden Seiten, und du wirst Lust bekommen, ein Karthäuser zu werden, um nichts mehr als memento mori! zu sprechen. Dieser Kaiser Max hat nun vollends durch seinen ewigen Landfrieden dem edlen Ritterthume den letzten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, ist um nichts besser als Weiberkrieg mit Besen und Ofengabeln!“

„„Wenn du Lust hast zu einer mannhaften Fehde, so ist jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit der Bitte, du möchtest mir deine Burg leihen. Mein altes Uhunest hält keinen Steinwurf mehr aus!““

„Meine Burg steht dir zu Diensten,“ — antwortete der Ritter von Hohenkrähen und reichte seinem Gaste die Hand — „aber sage mir, was hast du eigentlich vor?“

Haußner berichtete nun, wie er in Kaufbeuern sich einen Korb geholt, und darum der Stadt einen Fehdebrief senden wolle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingers Gesicht und zugleich schien ein großer Gedanke in seiner Seele aufzugehen. „Komm!“ — rief er — „ich schreibe den Fehdebrief in deinem Namen und du kritzelst dein Handzeichen darunter.“

Der Brief wurde unverzüglich abgeschickt und Friedinger traf alsbald Anstalten, Hohenkrähen in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch ihre Kundschafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuern auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen seyen. Haußner legte sich mit einem Haufen Reißiger in den Hinterhalt, überfiel die sorglos ihres Weges Dahinziehenden, welche von einer Fehde keine Ahnung hatten und schleppte sie gefangen auf Hohenkrähen. Unter ihnen befand sich auch Georg von Kreßling, der Vater des jungen Otto, welchen Guttenberg seiner Tochter zum Gatten bestimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zusammengetroffen. Diese wurden von Haußner noch ziemlich gut behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Lösegeld, welches die Stadt Kaufbeuern für sie bezahlen sollte; den alten von Kreßling aber ließ er in Ketten schlagen und schwur hoch und theuer, der Ritter müsse so lange sein Gefangener bleiben, bis sein Sohn ihm die schöne Margarethe als Braut abtrete.

Als das Begebniß in Kaufbeuren ruchbar geworden war, entstand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht so viele Leute aufbringen, um einen Kriegszug gegen Hohenkrähen vorzunehmen, und nach langer Berathung entschloß man sich endlich, eine Gesandtschaft an den Kaiser abzuordnen, der sich damals gerade in Nürnberg aufhielt.

Otto von Kreßling erbot sich, mit den ausgewählten Rathsmitgliedern dahin zu gehen. Kunz von der Rosen war sein Oheim und hatte dem Kaiser schon so glänzende Beweise seines Muthes und seiner unerschütterlichen Treue gegeben, daß Max nicht leicht eine seiner Bitten zurückwies, denn er verlangte niemals etwas Unbilliges oder Unrechtes.

Der Kaiser war höchlich entrüstet, als ihm Kunz von der frevelhaften That Haußners und Friedingers Bericht erstattete. Auf der Stelle versprach er den Abgeordneten Genugthuung und ertheilte sogleich seinem Feldobersten, dem berühmten Georg

von Frondsberg Befehl, gegen Hohenkrähen aufzubrechen und die Friedensstörer auf's derbste zu züchtigen.

Frondsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann; aber die vortheilhafte Lage der Burg Hohenkrähen drohte eine Belagerung sehr schwierig und langwierig zu machen. Zudem war die Veste hinreichend mit Mannschaft und Geschütz versehen und man durfte gewiß seyn, daß die beiden Ritter das Aeußerste wagen würden, weil dabei Alles auf dem Spiele stand. Frondsberg sah zur Bezwingung der Burg kein anderes Mittel vor sich, als den Hunger und er schloß sie darum auf das Engste ein. Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedinger eines Tages, wie er gewöhnlich that, einen der Thürme bestieg, um zu erspähen, ob die Belagerer ihre Stellung noch nicht verändert hätten. Da ward er einen jungen Ritter gewahr, der ziemlich nahe zur Burg heransprengte, als ob er etwas auskundschaften wolle. Friedinger riß der Wache neben ihm die Büchse aus der Hand, legte an und drückte los, aber das zu stark geladene Gewehr zersprang und zerschmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umsonst zu meistern suchte, so wie der große Blutverlust zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbeirief, auf sein Gemach getragen. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms gerettet werden, aber Friedinger warf ihm einen furchtbaren Blick mit den Worten zu: „Geh', Pfuscher, und übe deine Kunst an den Memmen, die das Leben als ein Almosen haben, und es darum in seiner zerlumptesten Gestalt noch immer als eine köstliche Gabe in Ehre halten!"

Hierauf ließ er Haußner vor sein Lager rufen und sagte zu ihm:

„Ich bin ein Stamm, welcher zu Boden fällt, nicht weil seine Wurzeln abgefault sind, sondern durch die eiserne Hand des Schicksals; denn länger vermag sich die Burg doch nicht zu halten, da unsre Lebensmittel doch nur noch auf vierzehn Tage reichen. Nimm deine Leute und auch alle die meinigen, denen es darum zu thun ist, ihre Haut in Sicherheit zu bringen, und ziehe diese Nacht durch den unterirdischen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinausbringt."

„„Wie!““ — rief Haußner — „„Ich sollte dich verlassen, dich, meinen Waffenbruder? Und wenn ich auch meine Schmach in den Mantel der Nacht verhüllte, der helle Tag würde sie doch bald bescheinen!““

„Willst du denn als Landfriedensbrecher ein schmähliches Ende durch den Strick nehmen?“

„Ein ehrenvolles Grab!“

„„Und was wird dein Loos seyn?““ fragte Haußner.

In dem Augenblick trat ein Knecht ein mit der Nachricht, es sey ein Herold vor dem Thore mit einer Aufforderung. Friedinger bat Haußner hinauszugehen, um den Antrag zu vernehmen. Derselbe kehrte bald zurück und rief mit ingrimmigem Lachen: „Freien Abzug bietet Frondsberg dir und deinen Leuten unter der Bedingung an, daß du — mich ihm auslieferst!““

„Hab' ich nicht einen prophetischen Geist?“ sagte Friedinger. „Geh' und antworte dem Herold, ich würde morgen früh einen Ritter in's Lager schicken zur gütlichen Unterhandlung. Dann aber thue du diese Nacht, wie ich dir gerathen, oder die Raben singen dir das Requiem!“

In der That sah Haußner keinen andern Ausweg mehr vor sich, als die Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tagesanbruch, und ihm folgten nicht nur seine Leute, sondern auch die meisten Knechte und Leute Friedingers, so daß dieser bloß noch mit einem alten treuen Ritter und sieben Knechten allein auf Hohenkrähen zurückblieb. Der unterirdische Gang, durch welchen sich Haußner flüchtete, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort schieden, wie verabredet, all' seine Begleiter von ihm, denn sie fürchteten, als Friedensbrecher festgenommen und hingerichtet zu werden. Haußner war lange unentschlossen, wohin er sich nun wenden solle. Aber während er langsam und in tiefem Nachsinnen durch das Thal ritt, sah er plötzlich einen jungen Ritter nebst einigen Reißigen auf sich zusprengen. Es war Otto von Kreßling, den Frondsberg um Herbeischaffung von Lebensmitteln ausgesandt hatte. Augenblicklich erkannten sich Beide; Haußner sprang vom Pferde und suchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege stand.

Otto eilte ihm mit gezogenem Schwerte nach, und, nicht achtend der geweiheten Stätte, stieß er ihn am Altare nieder.

Unterdessen war der Morgen angebrochen und im ersten Frühschimmer ritt ein gewisser Bridinger in's Lager, und wurde nach kurzem Verweilen vor den Feldobersten geführt.

„Wie lautet Euer Auftrag?" fragte Frondsberg.

„„Er ist kurz;"" — antwortete der Ritter: „„Freier Abzug für Friedingers Leute und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen seiner Burg.""

„Ist Friedinger denn todt?"

„„Dann könnt' ich ja nicht in seinem Namen kommen,"" — entgegnete Bridinger. „„Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand schon entgegengestreckt und der Ritter hält sie gefaßt und will sie nicht mehr lassen.""

„Ihr sprecht in Räthseln!"

„„Der Ritter ist tödtlich verwundet; ein herzhafter Schnitt des Arztes könnte ihn zwar noch retten, aber er ist fest entschlossen zu sterben, weil er, wie er sagt, seine Zeit überlebt hat, und die Trümmer seines Stammsitzes sollen sein Grabmal seyn.""

Frondsberg wurde nachdenkend. „Ich habe diesen Friedinger von jeher geachtet," — sprach er nach langem Schweigen — „so trotzig er sich auch stets den Gesetzen entgegen stemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit festhalten mitten in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, dem es nicht um die Beute, sondern blos um die Lust des Kampfes dabei zu thun war. Eure Bedingungen seyen gewährt! Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingers Leuten ab und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Leichnam des Ritters werde ich ehrenvoll bestatten lassen, aber das Schloß muß zerstört werden!"

Friedinger lebte nur noch wenige Stunden. Als Frondsberg in die Burg eingezogen war und an dessen Lager trat, fand er bereits eine starre Leiche. Sie ward in der Schloßkapelle begraben und die Veste gleich darauf niedergerissen.

Dr. Heinrich Schreiber.

Hohenfels.

Gegenüber von Altbodmann, am jenseitigen Ufer des Ueberlinger See's, ragt ein hoher Fels, abgesondert von der übrigen Bergkette, und auf ihm stehen die Ruinen der alten Burg Hohenfels. Ihr Name hat sich im Volke nur noch in dem sogenannten Hohenfelser Hof, der am Fuße des Berges liegt, erhalten. Dort erzählen die Leute von einer besonders wohlthätigen Frau von Hohenfels, die einst auf der Burg wohnte. Sie soll sich durch reiche Stiftungen an die Kirchen der Umgegend und durch unzählige Almosengaben verewigt haben. Das Volk nennt sie daher nur die gute Frau Hildegard. Ein Platz nahe der Burg Hohenfels heißt jetzt noch das „Hildegardens-Gärtle." — Die Burg ging frühe auf andere Besitzer über.

(Vergl. Schönhuths „Burgen des Hegau's" rc. 4. Heft S. 73.)

Burg Randeck's Fall.

Dies uralte Stammschloß der Edlen von Randeck, die zugleich Bürger von Schaffhausen waren, ward, wie es jetzt noch steht, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neu aufgebaut, und erstand aus den Trümmern der schon im Jahr 1499 zerstörten Burg. Die Ursache ihrer damaligen Zerstörung war seltsamer Art. Als nämlich im selben Jahre die Eidgenossen, bei 12,000 Mann stark, von Schaffhausen und Diessenhofen aus in das Hegau zogen, da wollten sie, vielleicht aus landsmännischen Rücksichten, die Burg verschonen, gegen ihren Grundsatz, dem zu Folge sie Alles, was ihnen in den Weg kam, plünderten und zerstörten. Nun befand sich aber unter den Burgmannen ein Zusätzer; der wollte die Eidgenossen nicht ungeneckt lassen in ihrem Vorüberzug, sondern fing an zu

muhen wie eine Kuh. Dies brachte aber die Eidgenossen so sehr auf, daß sie das Schloß berannten und nicht nachließen, bis sie es endlich eroberten und in Asche legten, und hiemit „dieser lücnden Kuh und Lästermaul seinen verdienten Lohn und ihm sein gebührend Futter um den Kopf gaben," sagt unser Chronist. Hierauf blieb das Schloß bei 67 Jahre lang ungebaut in seinen Trümmern liegen.

(Siehe „Die Ritterburgen des Hegau's" von H. Schönhuth. Constanz, 1835. 2. Heft S. 60.)

Nellenburg.

Westlich von der Stadt Stockach erhebt sich ein Hügel, der Nellenberg genannt, auf ihm, jetzt nur noch in wenigen Resten sichtbar, stand einstens die mächtige Nellenburg, die einer ziemlich großen Landstrecke am Bodensee, der früheren Landgrafschaft Nellenburg, den Namen gab. Ein zahlreiches Geschlecht, von dem Manche eine nicht unbedeutende Rolle in Teutschlands Geschichte spielen, gieng von dieser Burg aus.

Mit Eberhard II. genannt Graf Eppo, beginnt, (dem Schaffhauser Geschichtsschreiber Rüger zu Folge) die Geschlechtsreihe der Grafen von Nellenburg. Er vermählte sich um's Jahr 1009 mit Frau Hedwig, der Tochter des im J. 1004 verstorbenen Herzogs Hermann II. von Schwaben und Geschwisterkind Kaisers Heinrich des Heiligen.

„Graf Eppo" — erzählt die Legende — „galt allgemein für einen mannhaften aber strengen und jähzornigen Ritter; Frau Hedwig aber war gar eines frommen und gottseligen Gemüths. Sie hatte die Gewohnheit, jedesmal um Mitternacht aufzustehen und in dem Psalter zu beten. Einsmals erzürnte sich ihr Gemahl darüber; riß ihr den Psalter aus der Hand und warf ihn in das Kaminfeuer; am Morgen aber ward das Buch unversehrt auf dem Heerde gefunden und Frau Hedwig wieder zugestellt. Dies Wunder füllte ihren Gemahl mit Schrecken und er wehrte von nun an nie mehr ihren Andachtsübungen. Sie stiftete bald darauf das Benediktiner-

Frauenkloster Schwabenheim in der Grafschaft Sponheim im Rheingau; nahm den Schleier und ward auch daselbst begraben.

(Vergl. Schönhuth's „Burgen des Hegau's." 3. Heft S. 3.)

Blumenfeld.

Ein Seitenstück zur Weinsberger Weibertreu.

Es war zu Ende des 15. Jahrhunderts, als die Eidgenossen auch am Schwabenlande ihr Müthchen kühlen wollten. Das zunächst liegende Hegau war der Haupttummelplatz ihrer Ausgelassenheit. 12,000 Eidgenossen zogen durch dasselbe sengend und brennend, so daß binnen einer Woche zehn Dörfer, Flecken und Schlösser im Schutt lagen. Dies Loos sollte auch das Städtlein Blumenfeld treffen und die Schweizer rückten vor dessen Mauern. Ritterlich wehrten sich die Einwohner, mußten aber endlich doch der Uebermacht weichen und sich zur Uebergabe verstehen. Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thengen zu thun, der im Schlosse daselbst mit seiner Gemahlin, einer Gebornen von Roseneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen sollte gerade Dieser in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt würde, frei abzuziehen. Auch der Burgherrin wurde freier Abzug bewilligt und ihr noch überdies gestattet, ihre besten Kleinodien mit sich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichsten Schmucke, und auf dem Rücken tragend ihren — Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer-Hauptleuten so wohl, daß sie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und sie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen, ja sogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausstreckte, um sie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt um dieses Frevels Willen abzuschlagen.

(Vergl. Schönhuth's: „Die Ritterburgen des Hegau's." 2. Heft S. 66 ff.)

Rheinthal.

Der Gnom des Rheinfalls.

Durch die Felsen, wiederhallend,
Strömt hinab der wilde Strom
Und auf weißen Wogen wallend
Singt sein Lied des Rheinfalls Gnom.
Horchend von des Ufers Höhe
Ward's davon dem Mädchen wehe,
Dem es süß im Herzen glomm.

Zaubervoll sind seine Lieder,
Die zu Grund der Seele geh'n;
Sehnsuchtsvoll schaut sie hernieder,
Weithin ihre Blicke späh'n.
Blühend selbst im Jugendglanze,
Windet Blumen sie zum Kranze,
Daß damit ihr Lieb sie krön'.

Mahnend läßt der Gnom sich hören:
„Hast du Lilien nicht zur Hand?
Lilien, so die Todten ehren
In dem fernen, dunkeln Land?
Sie vergiß nicht einzuweben,
Weißt du nicht?: ein theures Leben
Ist der Erde bald entwandt."

Kaum ist dieses Wort gespendet,
Schwimmt ein Leichnam auf der Fluth; —
Mädchens Kranz bleibt unvollendet,

Kennt den Liebsten gar zu gut.
Ende, böser Gnom, die Lieder!
Nie flicht einen Kranz sie wieder, —
Tief im Strom auch sie nun ruht.

Wagner von Laufenburg.

Stiftung des Klosters Allerheiligen bei Schaffhausen.

Der Graf Eberhardt III. von Nellenburg, reich gesegnet an Glück und Gütern, Herr ausgedehnter Besitzungen im Klettgau, Hegau und jenseits des Rheines, Vater von fünf blühenden Söhnen und Gatte einer frommen treuen Frau, trug sich lange schon mit dem Vorsatz, ein Gotteshaus zu stiften, als demüthiges Zeichen seiner Dankbarkeit für all die Wohlthaten, womit ihn der Allmächtige überschüttet hatte. Er theilte dies Vorhaben seinem lieben Weibe Itha, einer gebornen Gräfin von Kirchberg, mit, und sie bestärkte ihn auch auf's Eifrigste darin. Ihren Plan mit um so klareren Gedanken auszuführen, fastete und betete das fromme Paar eine geraume Zeit hindurch. Sie wollten, noch zweifelhaft darüber, welchen Platz in ihrer Grafschaft sie zur Stiftung eines Klosters ausersehen sollten, des Winkes von Oben harren. Zudem unternahm Graf Eberhardt ein Reise nach Rom, um sein Anliegen auch dem Papste zu empfehlen. Zur nämlichen Zeit aber wohnte an der Stätte, wo jetzt das Schaffhauser Münster sich erhebt, ein Klausner in seiner Einsiedelei, den der Graf oft zu besuchen und sich gottseliger Rathschläge bei ihm zu erholen pflegte. Auch ihn hatte Eberhardt zum Vertrauten seines Planes gemacht und seinen aufmunterndsten Beifall erhalten. Da träumte dem fromme Manne einstmals, an der Stelle, wo nun die St. Eberhardtskapelle steht, wachse eine helle, weitstrahlende Feuergarbe von der Erde bis zu dem Himmel empor, und oben darüber schwebe ein goldenes Kreuz. Als nun der Graf wieder aus Wälschland zurückkehrte und noch immer etwas unschlüssig war, erzählte ihm der Einsiedler seinen

Traum und erfüllte dadurch dessen Herz mit solcher Freude, daß er, wie einst David*), ausrief: „Ja, das ist die Stätte, die der Herr auserwählt hat!“ — Sogleich wurde an's Werk geschritten und schon im Jahr 1052 stand die erste Kapelle da. Kurz darauf reiste der Papst durch diese Gegend und weihte selbst den ersten Altar noch in demselben Jahre, den 23. August. Für den Anfang wurden zwölf Mönche und ein Abt in das Kloster gesetzt, welches der Graf mit vielen Gütern beschenkte. Der Kreuzgang und die Wohnungen der Mönche wurden binnen zwölf Jahren vollendet, nach dem Plane eines kunstverständigen Priesters, Leupold, und am Tag Aller Heiligen 1064 hatte der edle Stifter die Freude, das neue Kloster durch Rumolf, der Bischof von Constanz, in Gegenwart vieler Aebte einweihen zu sehen. Am nämlichen Tage noch begabte der Graf dasselbe mit allerlei Kostbarkeiten, reichen priesterlichen Gewändern, Leuchtern und allen zum Gottesdienst nöthigen Geräthen; mit Freiheiten und überdies mit nicht weniger als 200 Meierhöfen.

Nachdem alles dies besorgt war, sehnte sich Eberhardt selbst darnach, der irdischen Welt sich abzukehren und er begab sich in das Kloster, das er selbst gestiftet hatte; er unterzog sich freiwillig der väterlichen Leitung des Abtes. Er lebte mit strengster Gewissenhaftigkeit nach der Regel des Ordens (die Mönche waren Benediktiner) und verrichtete die niedrigsten Dienste, die man ihm auftrug, wie der Geringste seiner Mitmönche. So brachte er sechs Jahre, mit Zustimmung seiner Gemahlin Itha, im klösterlichen Leben zu, bis ihn Gott seiner Frömmigkeit lohnte und in die ewige Seligkeit aufnahm. Er starb in seinem sechzigsten Jahre, am 7. April 1070. Sein Leichnam ist im neuen Münster zu Schaffhausen neben der Kanzel beigesetzt.

Das Kloster Allerheiligen aber erwarb sich in der Folge durch seine musterhafte Verfassung und Sittenstrenge einen außerordentlichen Ruf, und trug, nach dem Zeugniß des gelehrten Abtes Trithemius (in seinem Chronikon Hirsaugiense, T. I. pag. 212 und 266) viel dazu bei, daß das damals ziem-

*) Psalm 132 Vers 13 und 14.

lich in Verfall gerathene Kloster Hirsau in Schwaben wieder zu einem Flor gedieh, in welchem, wie Trithemius sagt, die Mutter noch von der Tochter übertroffen wurde.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen." Schaffhausen, 1834. Hurters Buchhandlung. Ferner: „Leben des Grafen Eberhardt III. 2c. in Mone's „Quellensammlung der Badischen Geschichte." 1. Bd. 1. Heft. Aus einer Chronik abgedruckt.)

Das Fräulein von Randenburg.

Im Münster zu Schaffhausen findet sich neben den Gräbern der Aebte ein Grabstein, auf welchem das Bild einer knieend betenden Jungfrau dargestellt ist, mit der Umschrift: „Dominus mirabilis in Sanctis suis." (Der Herr ist wunderbar in seinen Heiligen.) Dieser deckte den Leichnam des Fräuleins von Randenburg, deren gottseliges Andenken noch im Munde des Volkes fortlebt. Obwohl umgeben von dem Glanze des Ritterlebens und den Reizen der Weltlust auf ihrem Stammsitze, der Schaffhausen benachbarten Randenburg, diente sie doch stets in heiliger, unentweihter Jungfrauschaft einzig und allein ihrem Gott und Heiland. Jeden Morgen schon vor Tagesanbruch eilte sie, begleitet von einer treuen Magd, von ihrer Burg nach Schaffhausen, um dort noch zu rechter Zeit zum Frühgottesdienste zu kommen. Voran leuchtete allemal ein zahmer Hirsch mit Laternchen an seinen Geweihen, sorgfältig von Zeit zu Zeit sich nach seiner Gebieterin umblickend; so ging alle Morgen der fromme Zug über den Randen durchs Hemmenthal hinab nach Schaffhausen und zum Engelbrechtsthor hinein. Vor dem Thor wartete der Hirsch gehorsamlich, bis das Fräulein ihre Andacht im Münster verrichtet hatte. Jetzt noch, nach beinahe 500 Jahren, zeigen Einem die Hemmenthaler den Weg, den die Schritte jener Jungfrau geweiht haben. Nach ihrem Tode wurde sie neben dem Abte Jakob Hün († 1353) begraben, an dieselbe Gottesstätte, wo sie so oft gebetet und reiche Gaben mit Herz und Hand geopfert hatte.

Man erzählt noch von ihr, sie sey eines Morgens auf einem solchen Kirchgange, von Räubern verfolgt, zu früh, oder als der Thorwart noch tief geschlafen, vor dem Thor angelangt. Da habe ein Engel ihr rasch dasselbe geöffnet und sie so aus der Gefahr gerettet; daher das Thor den Namen Engelbrechtsthor erhalten.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen.“ Schaffhausen, 1834. Hurter'sche Buchhandlung. 1. Bändchen S. 74.)

Klettgau.

Der Alpenpfeifer.

Alp nennt man jenen Gebirgszug oder Seitenarm vom Schwarzwalde, südöstlich vom Feldberge; er bildet die rechte Thalwand des wilden Wuthachthales.

Ueber dieses rauhe Gebirge, das mehrentheils eine Hochebene ist, zieht sich die Landstraße von Schaffhausen nach der Hauptstadt des Breisgau's.

Zudem daß diese Straße, wie man dort in der Umgegend versichert und wofür auch Thatsachen zeugen, durch böse Menschen etwas unsicher gemacht wird, soll auch ein Gespenst seine Freude daran haben, den nächtlichen Wanderer irre zu führen. Dieses Gespenst heißt im Munde des Volkes der „Alpenpfeifer."

Wenn ein Wanderer bei Nacht die dortige Landstraße zwischen Stühlingen und Wellendingen begeht, so hört er, wie die Bewohner der Gegend behaupten, ein mehrmaliges, gellendes Pfeifen, wie man durch Finger pfeift. Dieses ist das Zeichen von der Nähe des Irrführers. Reisende, die ihren Weg gerade fortgehen, ohne sich umzusehen, kommen ungehindert von dannen. Sobald man aber das Pfeifen hört und nach der Gegend hinschaut, wo es herzukommen scheint, dann steht es schlimm mit uns. Wider Willen kommt man rückwärts, bei der größten Vorsicht verliert man die Straße. Das Gespenst führt den Neugierigen über Stock und Stein und läßt ihn den rechten Weg nicht finden, bis die Sonne am Horizont empor steigt. — Wohl Dem, der nicht auf die Seite des Wuthachthales geführt wird, denn ein Leichtes wär' es, in das tiefe Becken

des wilden Waldstromes einen gefährlichen Sturz zu machen. Drum Wanderer, sieh' dich vor, daß du nicht auf jener Straßenstrecke von der Nacht überfallen wirst, oder gib doch wenigstens dem Pfeifen kein Gehör, sondern geh' ruhig deines Weges fort.

Leute, die das Gespenst gesehen haben wollen, versichern, es reite auf einem weißen Pferde mit drei Füßen. Wie das sonderbare Ungethüm in die Gegend kam, davon weiß man nichts. Wahrscheinlich ist es ein alter gebannter Raubritter, der für seine Missethaten mit samt seinem Streitrosse büßen muß.

D........
(Originalmittheilung.)

Der letzte Küssaberger.

Einer der schönsten Punkte des Klettgauischen Gebirges ist der Küssaberg, gegenüber von Zurzach, ohnweit des Rheingestades. Man beherrscht von dieser Höhe aus die ganze Umgegend, und gegen Süden dehnt sich die Fernsicht bis an die hohe Alpenwand aus. Gewährt aber der Küssaberg dem Freunde der Natur einen herrlichen Genuß, so ziehen die alten Burgtrümmer, welche ihn krönen, auch den Liebhaber der Geschichte und des Alterthums lebhaft an. Denn er ahnet wohl, daß eine so stattliche Veste, deren stolze Thürme einst weit über die Landschaft hin geboten, nicht die Heimath geringer Junker, sondern eines mächtigen Hauses war. Wer aber gibt ihm Kunde von dem ritterlichen Geschlecht, welches einst die Räume bewohnt hat, die er mit wachsenden Schauern einsam durchschreitet! Die Geschichte kennt nur trockene Namen, und die Sage? das Volk hat sie vergessen. Es weiß nichts mehr zu erzählen von Graf Heinrich und Kunegunden, deren Jugendglück und trauriger Ausgang vor Jahrhunderten von Mund zu Munde gegangen. Darum Dank der Feder des Chronisten, welche in wenigen Zügen das Geschick der beiden Gatten andeutet und ihre Leiden errathen läßt.

In den glorreichen Tagen, welche die hohenstaufischen Helden auf dem teutschen Throne sahen, wer war damals der stolzeste Ritterjüngling im Lande Klettgau? War es der Krenkinger etwa einer, deren Geschlecht, gleich der Eiche im Forst, allen Klettgauischen Adel überragte? Viele stattliche Söhne

hatte es schon aufgezählt, die unter den großen Kaisern, jenseits der Alpen, den Ruhm der Tapferkeit erworben. Aber diesmal war es kein Krenkinger, welcher die Augen des Landes auf sich zog — sondern der junge Ritter mit den drei Mondsicheln war es, Junker Heinrich, der Liebling seiner Heimath, die Hoffnung seines Hauses. Auf der hohen Küssaburg wartete er seines greisen Vaters, dessen letzter Wunsch eine würdige Braut war für den einzigen Erben des Namens und Gutes von Küssaberg.

Und siehe da, es ging in Erfüllung, was das Herz des Alten ersehnte: eine Tochter des aufstrebenden Hauses von Habsburg, Kunegund, die Schwester Graf Rudolphs, des nachmaligen Königs der Teutschen, reichte Heinrichen ihre Hand. So schien es denn bei den Sternen bestimmt, daß das Haus Küssaberg einer großen Zukunft entgegengehe. Das Schicksal behandelte den Grafen und seinen Schwager wie Lieblinge; es vergaß aber auch nicht zu strafen, wo Uebermuth und Vermessenheit seinen Zorn herausforderten. Der Besitz der schönen Kunegund, die Verwandtschaft mit dem Geblüte von Habsburg, verblendete den jungen Küssaberger: die drei Mondsicheln mußten den Schild theilen mit dem habsburgischen Löwen, und der freiherrliche Stand von Küssaberg sich überkleiden mit dem gräflichen Titel! Auch der alte Vater hing kindisch an dem erborgten Glanz: ein Grafengeschlecht sah er hervorblühen aus dem Stamme seiner Väter, und schloß nun die Augen, beglückt durch den schönen Traum.

Ja, das Glück eines Traumes war es auch nur! Heinrichs Uebermuth machte ihn mehr und mehr unerträglich. Alles begann ihn zu meiden — und Kunegund, das Bild der Schönheit und Sanftmuth, welkte hin an dem Wurme tiefsten Kummers. Sie ward nicht Mutter. Da ergriff auch den Gemahl der Gram, den er zu vergessen suchte in den Ausschweifungen der Sinne. Der kräftige, stolze, übermüthige Ritter fiel zusammen, zehrte ab und erlosch im schönsten Mannesalter. Man versenkte den Leichnam des letzten Küssabergers in der väterlichen Gruft — und mit ihm den Schild, welcher die Mondsicheln mit dem Löwen trug.

Kunegund nahm jetzt den Schleier und vergrub sich in eine Zelle zu Adelhausen bei Freiburg; über dem Grabe Hein-

richs aber erhob sich blutiger Streit wegen des Erbes von Küssaberg. Es wurde zerrissen und gerieth zum größten Theile in die todte Hand. So hat das Schicksal den Uebermuth seines Günstlings gerächt.

Dr. Joseph Bader.

Die Burgfrau von Balm.

Dem Kloster Rheinau gegenüber, nicht weit von Jestetten, lag einst das feste Schloß Balm, von einem uralten Geschlecht bewohnt. Lutz von Balm, der im dreizehnten Jahrhundert dort lebte, führte lange ein wüstes Leben, bis er einst in einer Fehde so übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er schien jetzt den Jugendrausch ziemlich ausgeschlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der schönsten, doch gewiß eine der tugendreichsten Frauen ihrer Zeit; sie hielt streng auf Zucht und gute Sitte im Hause, und half, wo sie konnte, der Armuth und der Noth. Aus Erbarmen nahm sie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu sich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte als das Kloster, wozu sie jedoch wenig Neigung in sich verspürte. Amina war schön und verschlagen; sie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der Alles aufbot, ihre Gunst zu erwerben. Amina wußte das Netz so klug zu weben, daß sich Lutz ganz darin verstrickte. Sie ließ ihn merken, daß sie nicht unempfindlich sey, betheuerte aber zugleich, sie werde ihr Herz nie verschenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böse Geist zwar gewichen, aber er schlich noch immer in seiner Nähe herum und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in seine Gewalt bekommen möchte. Dies geschah jetzt, und Lutz brütete bald über allerlei Anschlägen, um in den Besitz des schönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus dem Wege zu schaffen, und verschob die Ausführung der schrecklichen That nur noch, bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnte, welches sie selbst stillte. Dann wurde das Werk der Finsterniß so heimlich vollzogen als möglich; die Burgfrau

starb plötzlich an einem Stickfluß, wie man aussprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ungefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Diese kümmerte sich nicht sonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, so blieb sie ruhig liegen, oder stieß Scheltworte gegen das unschuldige Kind aus. Einst däuchte ihr, sie höre die Wiege gehen, worin das Kind schlief; sie richtete sich auf im Bette, und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Gestalt, ganz der verstorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege saß und das Knäblein schaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoos, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in sein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag verkündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und seiner Gattin Nachricht von der Erscheinung. Lutz schalt sie eine Närrin, obgleich er sich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina jedoch gerieth auf den Verdacht, Kunigunde sey nicht wirklich vergiftet, sondern irgendwo eingesperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm sie gleich in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben schlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing und zugleich die weiße Gestalt in das Zimmer trat und sich an die Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wüthend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beim Arme fassen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob sich vom Sitze und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Brieflein, folgenden Inhalts:

„Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen. Amina.“

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

A. Schreiber.

Thiengen.

Ein freier Mann.

Freiherren oder Barone wurden von Altersher diejenigen Bauern (Grundbesitzer) genannt, die keine Lehen trugen, also keinem andern Herrn verbunden waren. Zu solchen gehörte auch der Baron von Krenkingen, Herr zu Th'iengen im Klekgau. Als nun eines Tages Kaiser Friedrich der Rothbart durch dieses Städtlein zog, blieb der Baron ganz ruhig auf seinem Stuhle vor der Herrenwohnung sitzen und rückte, wie der Kaiser an ihm vorbei ritt, zum Gruße sein Barett nur ein wenig. Friedrich fand dies Benehmen sonderbar und fragte seine Umgebung, wer der Ritter wohl wäre, der dort an offener Straße sich hingesetzt und Kaiserlicher Majestät die schuldige Verehrung nicht bezeige? Da ließ der Baron ihm erwiedern: Er sey der Herr dieses Ortes, ein freier Mann, der weder vom Kaiser, noch von sonst Jemanden ein Lehen trage; er erkenne zwar den Kaiser als seinen Oberherrn, wie ein Geistlicher ihn erkenne, aber nicht als den Herrn seiner Güter. Auf diese Antwort näherte sich Friedrich dem Freiherrn mit freundlicher Miene und sagte zu ihm: „Damit ein so trefflicher Edelmann Uns und dem Reiche näher verbunden werde, so verleihen wir Euch die Freiheit, in Eurer Stadt Thiengen goldene Münzen mit dem Kaiserlichen Bildnisse prägen zu dürfen.“

(Siehe Crusius: Annales Suevorum. P. II. 504. Deßgl. Jos. Baders „Badenia.“ Jahrg. 1840. S. 186 und 87.)

Albgau.

Stühlingen.

Vom Bauernkrieg.

Anno 1524 ungefähr um Johannis ward ein Aufruhr unter der Bauernschaft zu Stühlingen, Bonndorf, Ewatingen, Bettmaringen ꝛc. wider ihren eigenen Herrn, Grafen Siegmund von Luppfen, Herrn zu Stühlingen. Die Bauern sollten nämlich während der Ernte und bei dieser unruhigen Zeit der Gräfin von Luppfen Schneckenhäuslein sammlen, daß sie Garn darauf winden könnte. Waren ihrer 1200 Mann, die machten ein Fähnlein, weiß, roth und schwarz, zogen damit auf Bartholomai gen Waldshut auf die Kirchweihe, hielten daselbsten Rath und machten eine Evangelische Bruderschaft; wer darin wollte seyn, der sollt' alle Wochen je 1 Batzen geben, mit dem Geld schrieben sie in alle Lande, als Hegau, Allgau, Sundgau, Breisgau, Elsaß, Franken, Sachsen, Meissen und den ganzen Rhein hinab bis gen Trier, daß sie ihren Herrn nicht mehr gehorsam seyn wollten und keinen andern Herren haben, denn den Kaiser, und ihm seinen Tribut geben, und daß er ihnen nichts einreden sollte ꝛc. Auch wollten sie alle Schlösser und Klöster und was den Namen Geistlich hatte, zerstören.

Nach diesem ward also zwischen Grafen Siegmund v. Luppfen und den Bauern ein Tag zum gütlichen Vertrag festgesetzt und auf diesem in Schaffhausen den Bauern zugemuthet, ihr

Fähnlein dem Grafen zu übergeben, vor ihm niederzufallen, ihr Unrecht zu bekennen 2c. dieß wollten sie aber nicht thun 2c.

(Aus der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen.)

Der kühne Sprung.

Landgraf Max von Stühlingen, der 6½ Schuh hoch war, besaß eben so große Gewandtheit als Stärke. Die lange Treppe im Schlosse zu Stühlingen sprang er in drei Sätzen hinab und ihm fiel es nicht schwer, die wildesten Pferde zu bändigen, indem er sie beim Schweif packte und rasch seitwärts wendete. Während eines Gelages auf demselben Schlosse ging er mit dem Freiherrn von Wartenberg die Wette ein: er mache sich anheischig, eher auf seinem Roß als Dieser auf dem seinigen zu sitzen, obgleich er dem Freiherrn, wenn derselbe in den untern Stock gekommen, noch im obern an der Treppe Antwort geben wolle. Nachdem der Wartenberger verabredetermaßen die Antwort erhalten hatte, eilte er vor das Schloß, wo sein Rappe, wie auch des Stühlingers Schimmel, aufgezäumt standen, und siehe! der Landgraf saß bereits wohlgemuth im Sattel seines riesigen Pferdes. Er war nämlich aus einem Fenster des oberen Stockwerks herunter auf den Schimmel gesprungen und hatte somit durch diesen tollkühnen Streich die Wette gewonnen. Noch heutigen Tages zeigt man das Fenster; und ein Hufeisen des Schimmels, so groß wie eine Suppenschüssel, ist lange Zeit im Zeughause zu Donaueschingen aufbewahrt worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrgang 1837.)

Gespenst bei Schwaningen.

Auf einem Stege bei Schwaningen im Schwarzwalde läßt sich in den heiligen Nächten ein gespenstiger Mann sehen. Ein Bauer des Ortes, welcher einst um Mitternacht aus dem Wirths-

hause zu Oberwangen heimkehren wollte und betrunken war, wurde vor dem Geiste gewarnt, schrie aber in seinem Rausche, er wolle bald mit ihm fertig werden, und machte sich keck auf den Weg. Als er an den Steg kam und das Gespenst auf demselben stehn sah, schlug er aus Leibeskräften mit seinem Stocke darnach, ward aber von ihm am Finger gepackt, eine halbe Stunde weit gegen Dillendorf geschleppt und dann bewußtlos auf dem Felde liegen gelassen. Als er nach einiger Zeit wieder zur Besinnung kam, fand er seinen Finger, woran das Gespenst ihn geschleppt hatte, kohlschwarz geworden und so blieb er's auch bis zu seinem Tode, der nicht lange darauf erfolgte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 68.)

Das Bonndorfer Glöckchen.

Zu Bonndorf auf dem Rathhaus
Da hängt ein Glöckchen fein,
Das ist vom puren Silber
Und ist's auch werth zu seyn.
Und wie hinauf gekommen
Das köstliche Metall,
Und wem sein Klang soll dienen,
Will ich berichten all.

Schloß Tannegg an der Wutach, —
Jetzt liegt's in Trümmernacht —
War einst der bange Zeuge
Von einer langen Jagd.
Es deckte Schnee die Fluren,
Hell schien die Sonne drein,
Das lud die junge Gräfin
Zum Jagdvergnügen ein.

Durch dunkle Tannen glänzte
Der letzte Sonnenstrahl,
Da stiegen Nebelwogen

Ringsum herauf zumal;
Und durch den Urwald heulend
Ein Sturm aus Osten zog,
Daß dumpf die Eiche krachte
Und sich die Tanne bog.

Der Jägertroß, er irrte
Zerstreut in Angst umher,
Des Jagdhorn Ruf erreichte
Die Irrenden nicht mehr;
Und auf den hohen Fluren,
Wo Weg und Steg verweht,
Die Gräfin auf dem Jagdroß
Um Rettungszeichen fleht.

Nie hat zuvor ein banges
Geschick ihr Herz gequält,
Von Noth und Leiden Andrer
Hat Niemand ihr erzählt —
Jetzt fühlte sie vor Allem,
Wie es dem Wandrer sey,
Wenn ihn die Nacht umfange
In solcher Wüstenei.

Und wie der späte Morgen
Sie in ihr Schloß geführt,
Hat sie alsbald dem Burgvogt
Den frommen Schluß diktirt:
„Nach Bonndorf auf das Rathhaus
Stift' ich ein Glöckchen fein,
Das soll, zu größ'rer Ehre,
Von purem Silber seyn.

„Das soll, wenn Schnee und Nebel
Und Nacht den Pilgrim hält,
Und seine Seele bebet
Und seine Hoffnung fällt,
Mit heller Silberstimme
Und tröstlichem Geläut'
Sich nächtlich lassen hören
Die ganze Winterzeit.

„Und daß nicht Willkür frevle
An diesem Willen mein,
So soll das Glöckchen tönen
Allnächtlich um die Neun',
Allnächtlich eine Stunde,
Bis daß mit frohem Zug
Sich auf dem Acker wendet
Im Lenz der dritte Pflug.“

Das haben sie gehalten
Gewissenhaft bis heut;
Nur eine Stunde später,
Und auch zu Sommerszeit;
Weil noch in andern Dingen
Als Nebel, Schnee und Nacht,
Man sich verirren könnte —
So haben sie gedacht.

Euard Lyncker.

Die Frau von Weissenburg.[1]

Was wollen wir aber singen, was wollen wir heben an?
Wir singen vom Fräulein von Weissenburg, wie es seinen Herren verlan.

Es thät ein Brieflein schreiben, schickts abe in's niedere Land,
Es schickts dem jungen Graf Friedrich, er soll wieder kommen zur Hand.

Wie er gen Weissenburg kommen, wohl unter das hohe Haus,
Da schaut dieselbe falsche Frau hoch oben zur Baie*) heraus:
„Willkomm, willkomm, mein lieber Graf, und Alle die bei dir seyn!“ —
„„Schön Dank, schön Dank, mein Fraulein, wo mornet**) der Herre dein?““ —

*) Fenster.
**) Sich aufhalten, verweilen.

„Thue mich nit vermelden*), ich sag dir die Wahrheit bald;
Er ist gen Grüningen ze jagen, er ist ze Grüningen im Wald.“ —

„„Ist er gen Grüningen ze jagen, ei, jagt er in's Grüningers sein Hag,
So soll ihm das Leben nit länger stahn, als auf den heutigen Tag.““

„Und soll ihm sein Leben nit länger stahn, als auf den heutigen Tag,
Ei so erbarm sich Gott im Himmel, daß ich ihn verrathen hab!“ —

Da der Graf in den Wald hinaus kam, schlaft der Herre unter der Lind':
„„Auf Knechte, lieber Knechte mein, erschieß mir ihn geschwind!““

„„„Ich will ihn nit verschießen, will eher ihn leben lan;
Ich will ihn lassen genießen, daß ich bei ihm gedienet han.

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Kind?““‟
„Ich befehl sie Gott dem Allmächtigen, er weiß schon von wem sie sind.“

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Gut?““‟
„Ich befehls den armen Leuten, die Reichen hand schon genug!“ **)

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Weib?““‟
„Ich befehl sie dem Grafen Friederich, der war ihr allzeit lieber als ich!“

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Schloß?““‟
„Ich befehls den Feuerflammen, die hoch oben zu den Baien auslangen.“

„„Ach Knechte, lieber Knechte mein, zieh' auf dein Armbrust groß,
Und schieße mir den Herren mit seinen Jagdhunden todt.

Altes Volkslied.

*) Durch Ausplaudern verrathen.

**) Vergleiche mit dieser und der vorhergehenden Strophe die ähnlichen im Volksliede „Hans Steutlinger“ unter den Freiburger Sagen.

¹) Dieses Lied, welches sich an die ehemals in der Nähe von Bonndorf liegende Weissenburg anknüpft, wurde aus dem Munde einer beinahe neunzigjährigen Frau niedergeschrieben und von Freundeshand dem Dr. Heinrich Schreiber, Herausgeber des „Taschenbuchs für Geschichte und Alterthum" zugestellt.

Ueber die Weissenburg gibt Kolbs Lexikon von Baden, unter verschiedenen Artikeln (Krenkingen, Roggenbach u. s. w.) einige Notizen. Ein Freiherr Heinrich von Krenkingen, genannt von Weissenburg, erscheint auch unter den zahlreichen Adeligen, welche im Jahr 1366 in die Dienste der Stadt Freiburg im Breisgau traten, als diese gegen ihren Herrn, den Grafen Egon IV., in Krieg verwickelt war. Die Burg wurde im J. 1438 von Werner von Staufen belagert, eingenommen, und von den St. Blasianern, — denen sie von jeher ein Dorn im Auge war — zerstört. (Gerbert: Historia nigræ silvæ. Tom. II. Pag. 241.)

Das Waldshuter Männlein.

Schon stand die Stadt mit Wall und Thürmen;
Auf dieser Seit' mit Doppelgräben,
Auf jener von dem Rhein umgeben,
Schien sie vor jedem Feind zu schirmen.
Nachdem die Arbeit nun zu Stand,
War sie jedoch noch nicht benannt:
Man sagte zwar bald das, bald dies,
Doch Ein Wort war noch nicht gewiß.

Dem Uebelstande abzuhelfen
Versammeln sich die Rathspersonen;
Und um Den würdig zu belohnen,
Dem unter diesen weisen Zwölfen
Der beste Nam' der Stadt einfällt,
Lag schon ein schönes Sümmchen Geld
Im Freien auf dem Tische dort;
Nur schnell! Was ist das beste Wort?

Sie sitzen da mit tiefem Sinnen,
Und, trügen nicht der Stirne Falten,
So muß was Rechtes sich gestalten;
Allein gedankenleer blieb's drinnen.

Ein Jeder stützt die Stirn' und sinnt,
Daß er recht schnell das Geld gewinnt.
Doch wie er auch den Kopf zerbricht —
Ein passend Wörtchen find't er nicht.

Da kam mit dickem Knotenstocke
Ein fremdes Männlein von dem Berge,
An Größe glich es einem Zwerge;
Bis auf die Hälfte von dem Rocke
Floß ihm nach Patriarchen Art
Ein ungeheurer gelber Bart,
Und seiner Haare Ringelgold
Kam unterm Hut ihm vorgerollt.

Er, von des Silbers Glanz geblendet,
Fragt, wer hier dieses Geld empfange?
Man sagt's — er sinnt nicht gar zu lange,
Und also an den Rath sich wendet:
„Hört, hochachtbare Herren mein!
Das Geld könnt' auch für mich gut seyn!
Drum streich' ich es in meinen Hut,
Benenn' die Stadt dafür „Waldshut!"

Nun eilt damit der alte Kleine
Fort auf den wohlbekannten Wegen;
Und wunderschnelle zu bewegen
Wußt' er die kurzen Zwergenbeine.
„He, he! Mann Gottes! nur gemach!"
Ruft ihm der Rath entrüstet nach;
Doch war das Männlein nicht so dumm,
Und kehrte sich nicht wieder um.

Längst war er jedem Blick entschwunden,
Der unbekannte, schlaue Gelbe,
Nun rathschlagt man, was denn derselbe
Wohl für ihr blankes Geld erfunden?
„Waldshut? — Ein schöner Doppelsinn
Steckt" — sagt der Präsident, — „darin.
Bei meiner Treu! das Wort ist gut:
Die Hut des Volks, des Schwarzwalds Hut!

„Das Männlein, daß wir's nie verlieren
Aus dankbarlichem Angedenken:
Wir wollen ihm die Ehre schenken
Und unser Wappen damit zieren!"
Und was er sprach, das ist gescheh'n.
Noch jetzt kann man das Männlein seh'n,
Fährt man zum Basler Thor herein;
Dort ist's gemalt gar hübsch und fein.

....r.

(Aus dem Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1835.)

Der Albkönig

Die hellen Sterne funkeln
Durch den bewegten Wald,
Da tönt vom Teich, dem dunkeln,
Ein leises Singen bald.
Albkönig singt sein Lied in Ruh,
Und schelmisch kichert er dazu.

Er sitzt in einer Laube,
Von Lilien umblüht,
Daß nicht vom Strahlenstaube
Ihm sey das Haupt umsprüht.
So sitzt er dort in guter Ruh
Und singt sein Zauberlied dazu.

Du Mädchen auf dem Stege!
Lausch' nicht dem Elfenlied,
Damit's dich nicht vom Wege,
Verlock' in's falsche Ried.
Hör' ja nicht dem Gesange zu!
Gönn' erst im Dorf dir wieder Ruh.

Da tönt's empor vom Teiche:
„Mein holdes Lieb, mein Kind!
Nicht deinem Glück entweiche,
Sey nicht wie Andre blind!

Komm', theile meine süße Ruh
Und horche meinem Liede zu."

Schon ist's um sie geschehen,
Er zieht sie in den Teich;
Die Sinne ihr vergehen,
Im Arm sie ruht ihm weich:
Sie theilt mit ihm sein Reich in Ruh, —
Stumm horchend seinem Liede zu.

Aarau. **Wagner von Laufenburg.**
(Originalmittheilung.)

Die Kaisertanne im Schwarzwald.*)

Tief im Schwarzwald, in den Tannen,
Ragt gewaltig hoch ein Baum,
Seine Arme aus sich spannen
Weithin dort in heil'gem Raum.

Uralt ist er; — kann wohl zeugen
Von der Zeit, die Großes sah;
Unter seinem Dach herrscht Schweigen,
Als ob ihm noch Hohes nah'.
Schreitest du an seine Stätte,
So durchzieht's dich wunderbar,
Als ob da gehorstet hätte
In der Kron' ein Königsaar.

Und so ist's; — drum solcher Segen
Liegt noch auf der Tanne heut;
Darum Sonnenschein und Regen
Heut noch neue Kraft ihr beut.

Darum ragt sie über alle,
Schauet weit zur Ferne aus;
Darum kam sie nie zu Falle
In dem Sturm- und Wetter-Graus.

*) Im Albthal oberhalb Schloß Hauenstein.

Darum ist sie nicht gesunken
Von der Aexte grimmem Schlag;
Ein Geschick hat ihr gewunken,
Wie's nicht jeder werden mag.

Wohl an dieses Baumes Stelle
Saß oftmals ein Graf in Ruh',
Wenn vor ihm das Wild in Schnelle
Floh den stillsten Fürsten zu.

An den Baum im Wald, den schlichten,
Dachte oft ein Kaiser gern,
Saß er auf dem Thron, dem lichten,
In dem Kreise hoher Herrn.

Jenem in des Baumes Schatten
Durfte stets ein Traum erblühn',
Was geahnt nie Andre hatten,
Seinem Geist vorüberziehn.

Ob es waren Kaiserträume,
Ob es war ein süßres Glück, —
Nicht verrathen's Wald und Bäume
Deinem Ohr und deinem Blick.

Doch, hat sich der Herr erhoben
Und ging er erfreut davon,
War's, als ob die Tanne oben
Neigte stets die grüne Kron'.

Wohl war es ein großer, weiser
Fürst im Feld und in der Burg,
Preisenswerth ein teutscher Kaiser, —
Rudolf war es von Habsburg!

Aarau. Wagner von Laufenburg.
(Originalmittheilung.)

Die Brüder an der Alb.

Vor und ehe das Gotteshaus Sanct Blasien gestiftet ward, ist das Ort gar rauh und von den Leuten bei zweien Meilen Wegs unerbaut gewesen. Es haben sich aber in solcher Wildnuß erhalten andächtig Väter, die wegen Aechtung des Glaubens, oder durch Frommigkeit und um Absonderung der Welt dahin in die Hülinen (Felsengrotten) und Einöden gekommen, wie dann der christlich Glauben der Zeit schrecklich angefochten worden, und auch an andern Orten dieser Ursach ihrer viel in die Wildnüsse geflohen und sich in den Felsen, Thälern und Bergen erhalten, und keiner von dem andern gewißt. Ihr Speis ist nichts anders gesin, denn Wurzen und Kräuter, und das wild Honig; aber nit genueg, weshalb ihrer viel von der unmenschlichen Nahrung, auch von kälte des Lufts, von Schnee und Winter haben sterben müeßen.

Nach langem hat Gott der Allmächtig ihren vesten Glauben und grossen Andacht angesehen, und ihnen ingegeben, daß sie, so viel hieherumb gewohnt haben, uf ein Stell, da jetzt das Gottshaus stat, zusammen kommen sind, und haben durch einander gemerkt, daß es der Wille Gottes sei, und ein Versammlung mit ihnen ufgericht werden söll. Und wie sie vorhin ἀναχωρῖται geachtet, so sollen sie jetzt solitarii genannt seyn, und haben sich unbekannt mit einander verglichen, da ze wohnen, und Gott den Allmächtigen mit andächtigem, strengem Leben zu dienen.

Und haben sich also viel Jahr mit grosser unvermessenlicher Noth ihrer Leibsnahrung beholfen, bis daß sie recht wiederumb angefängt haben, sich zu der Welt zu kehren, umb Ufenthaltung ihres Leibs, und sich geüebt mit etlicher Arbeit in Holzwerk, darin sie sich gebraucht und jeder sölichs herausgetragen und ihr zeitlich Speis darmit erworben, und sind genannt worden die Brüder an der Alb, wiewohl sie kein Orden noch gehabt haben.

Wie sie sich nun ein lange Zeit also bei einander erhalten, haben sie ein Houpt oder ein Fürgesetzten geordnet, der ihr Oberer seyn söllt und unter ihnen zu Ewigem und Zeitlichem Ordnung geben söllt. Den haben sie genämt einen Vatter,

sind ihm gehorsam und gewärtig gewesen, und haben also ihr Zeit mit grossem Andacht, und härtem Leben und Werken vertrieben.

Sie haben ouch angefangen, ihnen ein hülzin Haus zu machen, dieweil dieser Zeit noch das Ort der Welt gar unbekannt gewesen und in zweien Meilen ringsherumb kein menschliche Wohnung gesein ist. Und wie sie der Vatter jeglichen in Sonderheit zu der Arbeit, die jedem kuntlich was, zu thuen befohlen und geordnet, hat sich keiner gesperrt, sonder haben all mit großem Fleiß gewirkt und gehorsamet. Was sie auch überkommen haben mit ihr Arbeit, das ist ihnen alles gemein gewesen, wie denn von den heiligen Aposteln und Jüngern Christi auch geschrieben steht: „Et erant illis omnia communia.“ Es ist geordnet von dem Vatter, daß sie acht Stund Gott gedient und gebetet haben, acht Stund haben sie gearbeitet, und acht Stund geruwet. Darzu haben sie ein hülzin Bethüslin gemacht mit der genannten Behausung, uf das Ort, da jezt Sankt Nikolaus Capell stat. Wie sie nun das gebauwen hatten, da hat es sich begeben, daß auch viel frommer Leut gewesen sind ußerhalb von ihnen gesessen, die von ihrem strengen und seligen Leben gehört haben, und sich ihrer viel zu ihnen gethan und ihr Ordnung angenommen und ihr Leben bei ihnen verschlissen. Und wie sie sich also gemehret und das ein gute Zeit gewähret, da hat es sich begeben, daß einer unter ihnen Kuntschaft gehäbt hat, wie die Oerden in andern Wildnussen angefängt haben, und ihn beducht, an einem sölichen Ort auch sämliches füglich zu thuend. Da haben sie etlich der Aeltisten us ihnen geordnet und geschickt ad Diocesanum, einem Bischof zu Konstanz, und den angesprochen und gebeten von wegen der Brüder an der Alb gemeinlich, wie sie versammlet seyen, zu verwilligen und zu geben den Orden und Regel Sancti Benedicti. Das hat nun ihnen der Ordinarius bewilliget und zugelassen, und den Orden bestättiget und sie in sein Bistumb und geistlich Gehorsam, Schuz und Schirm ufgenommen.

Zu dieser Zeit ist kein Papyr noch Pergament bey ihnen gebrauchlich gewesen, sonder haben müessen schreiben uf etliche Bäumrintchen, die dan darzu zu bereiten gesin sind. Derselbigen Büechen hat man noch vor der Brunnst in der Liberey

gehäbt. Nach Sölichen hat es sich nach und nach begeben, daß sich viel ehrlicher kunstreich Leut zu den Brüdern an der Alb gethon haben. Darunter sind gewesen etliche Priester und etlich, so mit Handwerk umgegangen sind. Do sie nun also verharrt mit einander in heiligem Leben und Sitten, haben sie angefangen Meß zu halten und göttliche Aemter zu vollbringen. Haben also angefangen ein steinen Kirch zu bauwen, und haben das ruch Gefels, das sich weder hauwen noch werken lat, nichts desto minder gehämmert und mit grosser Arbeit beschlagen. Haben also die kirch gebauwen und usgemacht, und wird geschrieben, die sey so lang gestanden, bis uf die Zeit Kaiser Ottonis. Do ist sie vor Aelte wieder niedergefallen, dabei man wohl gedenken kann, daß viel Jahr uns soliche Brüderschaft gewähret hat.

Dieser Zeit aber, als viel von adelichen Geschlechtern und ehrbaren Leuten, darunter auch Priester gewesen und sonst gelehrt Leut, sich angefangen haben, zu ihnen zu thun und ihr Zeit bei ihnen zu verschleißen, da haben sie sich bedacht, ein Schul uf gepflanzen, die den Jungen und alten fürständig möchte seyn, Zucht und Lehr zu lernen und zu behalten, als auch das beschehen ist.

Als nun die Schuel und Lehr viel Guets geuffnet hat, und sie die Geschriften des alten und neuwen Testaments und ander approbirte Büechern und Skribenten gewohnt seyn worden, da haben sie sich bedacht, dem Vatter einen andern Namen zu geben, der mehr scheinbar seye, und dem Orden, Schul und Lehr und Ceremonien etwas gleicher seye. Und haben sich verglichen, einen Prioren zu halten mit Namen und Stand, und ist also von ihnen geordnet ein Priorat und hat gewähret mit Schul und Lehr von einem zum andern viel Jahr bis uf die Zeit Ottonis, Anno 938. *)

(Aus der handschriftlichen Chronik des Abtes Christoph von St. Blasien. Mitgetheilt von Dr. Joseph Bader.)

*) Um diese Zeit erhob dann der Ritter Reginbert von Saldenbüren die Zellen an der Alb zu einem eigentlichen Kloster, welches von den dahin verbrachten Reliquien des hl. Blasius den Namen dieses Märtyrers erhielt.

St. Blasiens Reichthum.

Zu einem Manne, welcher im Kloster St. Blasien Stroh schnitt, kam eines Abends der Fürstabt mit den zwei Vornehmsten seiner Mönche. Beim Anblick des vielen geschnittenen Strohs sprach der Abt: „So viel Stroh dies auch ist, so besitzen wir doch noch mehr Gold und Silber.“ Der Mann erlaubte sich, dies zu bezweifeln, worauf die Drei sagten, sie wollten ihm die Schätze zeigen, seine Augen verbanden und ihn, wie er merkte, durch einen unterirdischen Gang führten, über den ein rauschendes Wasser dahinschoß. Als ihm die Binde abgenommen wurde, sah er sich in einem Gewölbe, welches unter dem dreifachen Verschlusse seiner Begleiter stand, und worin Gold und Silber, gemünzt und in Stangen, klafterweis aufgehäuft war. Die Geistlichen vergönnten ihm, sich so viel Silber zu nehmen, als er in beide Hände fassen konnte, verbanden ihm dann wieder die Augen und führten ihn zum Klosterhofe zurück.

St. Blasien hatte so viele Besitzungen, daß seine Mönche, wenn sie nach Rom reisten, jede Nacht in ihrem Eigenthum einkehren konnten.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. J. 1839.)

Die dankbare Schlange.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blasien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopf eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr allemal warme Kuhmilch zu saufen. Als dasselbe, wegen eines Verdrüsses, plötzlich aus dem Dienste gekommen war, und die neue Viehmagd das erste Mal melken wollte, fand sie auf dem Melkstuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben standen: „Aus Dankbarkeit.“ Sie brachte die Krone ihrer Herrschaft, welche dieselbe dem aus dem Dienste getretenen Mädchen gab, für das sie auch be-

stimmt war. Seit dessen Verabschiedung ist die Schlange nicht wieder gesehen worden.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. J. 1839.)

Die rächende Hand.

Der Anführer der empörten Hauensteiner Bauern, welche unter andern auch die Abtei St. Blasien ausplünderten, war Kunz von Niedermühle. Nachdem ein Oesterreichisches Heer dem Aufruhr ein Ende gemacht und Waldshut eingenommen hatte, ward auch er nebst mehrern der Haupträdelsführer gefangen und hingerichtet. Aber Unwillen und Haß gährten nichts destoweniger im Stillen fort. So fand man eines Morgens Kunzens rechte Hand an das Thor des Klosters St. Blasien genagelt, mit der Ueberschrift: „Diese Hand wird sich rächen!“ — Wirklich ging auch drei Tage darnach das ganze Klostergebäude in Rauch und Flammen auf.

(Aus Joseph Bader's Aufsatz: „Das Albgau“ im Freib. Wochenbl. 1829. S. 247.)

Reiter ohne Kopf.

Am Eingang des Muckenlocher Waldes führt der Weg über eine Brücke. Hat man sie überschritten, so sieht man zuweilen einen Mann, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arm trägt, auf einem Schimmel heransprengen. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht über den Graben, der in der Nähe ist, hinaus, daher man jenseits desselben vor ihm in Sicherheit ist. Auch aus dem Walde heraus vermag er nur eine kurze Strecke zu reiten und verschwindet an dem nächsten großen Markstein.

Bei seinen Lebzeiten war er ein Feldmesser und hat in dieser Gegend solche Betrügereien verübt, daß er nun zur Strafe daselbst umgehen muß.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's Anzeiger rc. Jahrg. 1838.)

Gründung der Kirche im Todtmoos.

„Im Namen Vaters vnd Suns vnd heiligen Geists Amen. Es ist ze wissen, do man zalt von der purt Cristi tusend zwey-hundert funffzig und funff Jar, was ein andechtiger, erwirdiger priester mit namen Dietricus, ein versеher der kilchen zue Rickenbach, die er versach zue den selben zitten. Dem jetzt genempten priester Dieterico hett erschinnen die aller gnadrichesti muetter vnsers herren Jesu Cristi, allwegen ein jungfrow vnd magt Maria, zum dickeren maul (mehrmals) durch eines gantzen jar in sinem schlaff, sprechende: „Dietrice, wilt du selig vnd behalten werden vnd mich haben zue einer fürbitterin zue gott, so stand uff vnd gang hin an die statt oder das ort, das do gnempt wurt der Schönenbühel, der da ist zwischen zweien fliessenden bächen, der ein ist gnempt Twerr (Wehra), der ander Totbach, im schwartzwald, vnd daselbs solt du sitzen und dienen mir vnd gott minem ewigen sun Jesu Cristo. Wirst du das nit thuen, so wirst du vallen in minen Zorn. Du solt wissen für war, daz ich mir die vorgnempt statt vsserwelt hab, darin ze wonen vnd da zue behalten vnd zue erwerben von minem lieben sun Jesu Cristo vill gnad vnd guetthaitten allen andechtigen, demuetigen, christgloubigen menschen, die dahin kument vnd fliessen (beflissen) sind zue disser vorgnempten statt. Denn für war, alle die, die daselben mich mit fliß vnd mit andacht anrueffen sind oder werden, dienen will ich schneltlich zue hilf kumen in allen jren truebselikeitten, jren angsten vnd nötten."

Vnd do aber der vorgemelt priester eine sölliche gschownus zuem dickern maull sach vnd sollichi worte horte dick vnd vill, vnd jm die obgenempt statt vnerkant were, do begab es sich von der verwilligung Gottes vnd siner lieben muetter Maria, daz ein treyer (Lastträger) kam gangen mit sinem bürdeli von derselben statt, die do wurt tottmos genempt, darum daz da kein tier in dem selben tottmos mag leben, zue dem jetz dick gnempten priester Dietrich vnd vernachtet by jm. Vnder andern wortten fraget der priester von dem knecht, wannen er wäre oder wo er sässe mit wesen? Vnd antwurt jm der knecht: „Ich bin vom schwartzwald vnd sitzen oder wonen an einer statt, wird genempt das tottmos vnd hatt also sinen namen darum, daz es ein breitte vnd

ein mos so tieff ist vnd so vnglückhafftig, es syg mensch oder roß, ochsen oder tier, die da kument jn das mauß (Moos), es mueff verderben vn allen zwiffel. Von der selben statt bin ich wonen vnd suech min narung mit surer arbeitt miner henden." Do sprach der priester widerum zum knecht: „„Kenst du das ort, do da flüst ein bach, ist gnempt twerri?"" Der knecht antwurt: „Ja, ich ken sy vast woll, wann ich mit minem huß gsin bin stetteklich daselben wonen." Vnd der priester fraget ferrer: „„Magst du mich nit zue der selben statt fueren?"" Do antwurt jm der knecht: „Gevalt es üch, so mag ich üch woll dahin fueren."

Do es nu am morgen frue ward, der priester mit sinem knechten was gon mit dem obgenambtem treyer, vnd do er kemme zue dem vorgenempten bach, mit namen twerr, vnd gfunden hette die zeichen, die jm die selig muetter gotts vnd junckfraw Maria verkunt vnd vorgseitt hett, do ward er gantz mit jngrund sines hertzen erfröwet, vnd fieng an mit sinen knechten uffrüten das gstüd vnd abhowen die böm, vnd bawt da ein hüßlin, jn dem er saß, zue glicher wiss als jm gheissen was vnd begeret zue bowen ein kilchen jn der Er der jungfrowen Marien, vnd mocht nit erkennen oder wissen den uffgang der sunnen vor der witte vnd grösse des schatten, der do was gon von den bömen, die da stunden, davon er vast was truren. Also an einer nacht sach er die seligen jungfrowen Marien vnd zue jm sprechen: „Gang zue der statt, die da wird gnempt der schönenbühel, da wirst du finden ein bom ston, ist haben das zeichen des heiligen crütz, den bom solt du abhowen, und an welchem ort du wurst sehen vallen den dolden oder die höhe des boms, da solt du bowen ein kilchen vnd setzen den Altar bim dolden des boms." Der priester was sich frowen von der erschinung der muetter gotz und thedt nach dem als im gheissen was. Vnd bowt ein hülcene kilchen jn der Er der heiligen jungfrowen Marien, deren er jn der selben statt hatt dienet gar vill mengen tag.

Do aber der selb erwürdig priester Dietrich jn der vorgnempten statt nit mocht haben notturfft sins libs, do kam er gangen zue dem durchlüchtigen man grauffen von habspurg, mit namen Rudolfum, darnach Römischer Küng. Der hatt

vill gmainsamy zue dem dick gnempten priester. Von dem grauffen er miltecklich vnd guetteklich emphangen ist, vnd von jm gefrauget vnd gforderet, von was vrsachen er zue jm kummen syge? Do fieng der priester an, dem grauffen sagen die erschinung der heiligen jungfrowen vnd muetter Marien im totmos vnd die zeichen die da gschehen sind, vnd wie er daselben wäre wonen mit grosser pin zittlicher narung vnd andern notturfftigen dingen, und batt den grauffen Rudolfum, daz er von angsicht gottes vnd zue ablaß der selen sines vatters vnd muetter vnd aller siner vorfaren vnd nachkummen, uff siner miltekeit Etwas hilff und guetz mitteilte der vorgnempten stat tottmauß, damit ein priester möchte sich uffenthalten und versehen die kilchen. Do aber der grauff was hören die zeichen vnd wunderlichen ding, die da warend gschehen jn dem bow der kilchen jm tottmauß, do sprach der grauff zum priester: „Her Dietrich, jr söld wissen, vnd welt ich nit gnad und hilff thuen der kilchen im totmauß durch got vnd siner heiligen muetter Marien, so welt ich doch der selben statt gnad thuen angsehen üwers bittz vnd diensten, die mir von üch zum dickern maull gschehen sind. Denn ich vnd mine knecht hond mengmaull üwers brotts gnossen uff dem gejegt.“ Vnd frauget der grauff den priester: „Was wend jr, daz wir söllent thuen oder geben der kilchen unser lieben frowen im tottmauß?“ Der priester antwurt vnd sprach: „„Ich bit üch, daz jr der vorgnempten kilchen gebent, die ich buwen han in der Er der heiligen jungfrowen und muetter Maria, den wald, der do würt gnempt jm gheld, by dem bach gnempt twerr, das ist einenthalb des bachs, als twerr entspringet vnd für sich ußgaut so verr als üwer gwalt ist.““ Darum der grauff Rudolfus der begird des priesters aller gernest vnd gunstlichen was verwilgen vnd gunnen den vorgnempten wald gegen der kilchen in tottmauß, als vorgeschrieben stautt, hautt gaubet ewenenklich gott vnd der seligen jungfrowen Marien vnd der kilchen jn tottmauß zu einer ablaussung siner sel vnd aller siner nachkummen.

Darnach fraget der grauff Rudolff den priester Dietrich, was frucht er möcht haben oder davon kummen von dem vorgseiten wald jn ghelde? Der priester antwurt vnd sprach:

„Ich mag kein frucht davon haben denn allein ich will machen ein Rütti da, von deren ich mög haben höw (Heu) minen tierlinen (Thierlein = Vieh)." Vnd seitt der priester dem grauffen, daz da were ein knecht zue Gerenspach mit sinen kinden vnd mit dem zuenamen der hagenbach, der hette einen ymen (Immen = Bienen) in dem vorgenempten walde, vnd begeret der priester an den grauffen, daz er bütte demselben hagenbach und allen sinen nachkummen vnd allen dienen, die in nauchkummenden zitten wurdint wonen im vorgsprochen wald, daz sy järlichen gebend den zehenden von dem ymen vnd von allen dingen, von dienen sitt und gwon ist, zue geben den zehenden, zue ewigen zitten der kilchen vnser lieben frowen im tottmauß. Vnd da verwilget der grauff Rudolff von habspurg den bitt des priesters, vnd hautt das gestet vnd gevest mit sim gewalt. Vnd der ding sind zügens (Zeugen): Arnold ein edler man von Minselden, Heinrich Ruttbart von herischwand, Conrat Schmit von zell vnd sine sün, Hans und Conrat Berchtold von segerdon, vnd vil ander erber lütt, dien woll ze glouben ist."

(Aus einer St. Blasischen Pergamenthandschrift, abgedruckt in Jos. Bader's Fortsetzung von Pahls' „Herda." Neue Folge. 1. Band. Freiburg, 1841. Verlag von Herder.

Gründung des Klosters Neuenzell.

„Die Freyherren von Tüffenstein haben jre Behausung oder Schloß gehapt vssertbalb Gerwyl, an der Albhalden genannt, gegen Rueßwyl, nach an der Alb gelegen, an welchem orth noch das gemeur des Schloß zum thail stadt, aber vnbehauset und zergangen. Der zeit als sy da gehauset hand, habend sy vil gerechtigkhait gehept allenthalben vff dem Wald, an leutten und an guettern, als sollichs hernach beschriben ist. Vnd haben namlich auch ain Sitz gehapt mit einer behausung, da jetzt die Neuenzell staht. Zu dem ist jren gesein der frey Wald, der zell Bruel vnd anders darumb gelegen, des sy in nutzung vnd in gewerr jngehapt hand von anfang jres geschlechts bis vff die zeit jr Stiftung der Zell, vnd als man in

alten geschrifften findt, die zaigen an, das vnder disen herrn von Tüffenstein gesin sind zwen Brueder, der ain Herr Hug, der ander Herr Diethelm, beid Freyherren von Tüffenstein. Dise zwen herren haben ingehept bey iren zeitten den freyen Waldt, auch etlich fleckhen, höff und guetter, so herumb den freyen Waldt gelegen sind, auch etlichs vff dem Werrenberg, etlich vntz an die Werr vnd gegen der Schluecht. In disen gezirckhen vnd gegnen haben sy vil gerechtigkhait gehapt an freyen vnd aignen leutten, vnd sunst an guettern vnd gerichten. Dan die alten vrkhunden vßweisen, das die freyen leutt, so gewont haben von der Enge zu Schaffhausen biß in die Metzger Ouw zu Straßburg, haben all in jre gericht gehört vnd jnen all gerechtigkhait von der aigenschafft als Hulden, Schweren, Libfäl muessen geben vnd thun.

Herr Hug der hat sein thail, was jm mit erblicher gerechtigkhait zugestanden ist, dem gotzhauß Sant Blasien geben, und ist darmit in das gotzhauß gangen, vnd den Orden angenommen, vnd sein leben allhie mit andacht verschlissen, vnd in ainem seligen end gestorben vnd bey andern freyherren und vom Adel begraben. Hern Diethelm ist zu seinem thail zugestanden der Zellbruel vnd der frey Waldt, da bawt er ain kilch zu der behausung, in der ehr sancti Cyriaci, sancti Georgii et sanctae Mariae Magdalenae, vnd als die kirch gebauwen und geweiht war, gab er jr den namen Neuenzell. Söllliche kirch vbergab er dem gotzhaus Stain ob Schaffhausen am Rhin, mit dem Zellbruel vnd dem freyen Waldt biß an den Schwarzenbach sampt etlichen guettern, so umb die kirch lagen. Darmit gab er auch alle die freyen leuth mit allen rechten vnd gerichten, wie sy die von Tüffenstein ingehept vnd genossen hatten. Vnd stadt ordentlich, als er dise gotzgab übergeben habe, da hab er Zwing und Bann genamset, wie sy dann zu disem haus vorhin gehört, namlich bis an den alten Winweg, so durch den Bruel uffgadt, von dem beschlechten Brunnen vnz an Sant Bläsins Waldt, als die schneeschleiffi gadt, vnd hat sollichs ernempt zu merer vrkhundt vor den erbarn leuthen darumb gesessen, Heinrich Ruchen, Heinrich Eberstein, Arnold Federli, Burkhart sein brueder, Heinrich Weber und deren vil, mit disem bescheid, das söllichs alles nunmer in

die ewigkait diser kirch vnd denen, so jrer warten mit singen vnd lesen, zugehörig sein söll und pleiben. Vnd als er die gotzgab vbergeben hat, do hatt der Abbt zu Stain zwen gaistlich münch vß seinem convent dahin gethon, dise stifftung mit bätten vnd anderm zu versehen, vnd ist diser freyherr in dasselbig kloster gangen und darin den Orden auch angenommen vnd mit strengen andächtigem leben da sein zeit verschliffen. Die zwen ersten Religiosen haben jr namen gehapt Heinrich vnd Lüpoldus.

Weiter so findt man beschriben, daſ graff Rudolff von Hapspurg nach etlichen jaren ain widerwillen gewunnen hat wider die münchen zu der Neuenzell, der vrsach, daſ die herren von Tüffenstein jnen etwas in früntschafft verwandt waren vnd sy jre herrligkhaiten dem graffen entzogen hatten vnd an die clöster gehenkht, dadurch der vnwill erwuchs. Vnd weret der haß vnd zankh etwas zeits biß die münch zu der Neuwenzell daruß vertriben und hinweg zogen wider gen Stain. Daruff fuer der graff zu vnd nam Neuwenzell in sampt allem dem, das darzu von denen von Tüffenstein gegeben worden was.

Als nun söllichs beschechen ist von graff Rudolffen, do ist nach etlicher zeit ain thäding zwischen jm vnd dem Abbt von Stain von wegen der Neuwenzell gemacht worden, daſ der Graff von Hapspurg söllt geben vnd erlegen für Neuwenzell vnd zugehörd fünffhundert Markh silbers, und söllt also Neuwenzell, der frey Waldt, die freyen leuth, die dörfer vnd höff darumb gelegen, der graffen von Hapspurg sein. Also ist söllichs an die graffen khomen mit gericht vnd recht, hueben, freyen vnd aignen leuthen, vom Werrberg vntz an die Werren vnd fürbaß vntz in das Breißgöw vnd an die Schluecht.

Weiter so wird angezaigt, wie graff Rudolff von Hapspurg disen khauff gethon, hab er das Hailchthumb Sant Cyrillen haupt mit anderm Heilthumb hinuß lassen tragen gen Howenstein, da soll er morndrigs (Morgens darauf) wider vff dem fronaltar zu der Newenzell gestanden sein. Da hat er söllichs widerumb lassen hinuß tragen, vnd das die nacht lassen verhuetten, do sind dieselben wächter all vnsinnig worden, vnd ist das Hailthumb aber morndrigs wiederumb zu der Neuwenzell vff dem fronaltar gestanden, welches für den graffen khommen ist.

Do ist er des vbel erschrockhen seines fürnemens gegen der kirchen vnd der gaistlichen bruedern, die da gewont haben, das ers vertrieben hat vnd also das gotzheuslin gelaidiget. Do hat er gleich vnd vnverzogenlich ainen Priester widerumb dahin geordnet, der da die kirchen versehe vnd da gott mit singen vnd lesen ewigklichen dienen sölle, vnd hat disem Priester vnd allen denen, so der kirchen dienen vnd warten, in ewigkhait geben vnd verordnet ab seinen freyen guettern, die er vff dem waldt gehept hat, vil zinß vnd gülten zu Ober- vnd Niederalpffen, Niederwyl, Eschbach, Gaiß, Banholz, Birchingen, Brunadern, Happingen, Gerwyl, Rotzel, Ratzingen, Streitmatt, Willasingen, Wittenschwand, Urberg vnd Wolpatingen. Weiter hat er an die kirch vnd allen denen, so jr wartten, zu den obgemelten gülten widerumb geben den großen Bruel an der Neuwenzell vnd den freyen Waldt bis an den Schwartzenbach, sich darvon vnd darauß zu erhalten.

Also ist der Freyherren von Tüffenstein guett vnd gerechtigkeit halb an das gotzhaus Sant Blasien, vnd das ander halbthail an das gotzhaus Stain oder an die graffen von Hapspurg khomen. Vnd dieweil der Herren von Tüffenstein weiters meldung beschicht, so ist söllichs auch anzuzaigen. Man findt, das ainer diser zeit mit namen herr Hugo dem gotzhaus Sant Blasien vberantwurt hab seinen hoff zu Tegerfelden von wegen des raubens von jm an dem gotzhaus beschechen. Dann nachdem die von Tüffenstein abgangen waren, vnd dieser Hug noch allein vorhanden, do beduret jn, das die guetter von sinen vorfaren an den gotzheuser khomen vnd etlich jn des graffen von Hapspurg handen waren. Da lehnet er sich vff wider das gotzhaus vnd wider den graffen, vnd hueb an vnd raubet, und nam was jm werden mocht. Das trib er biß daß der graff sich auch wider jn uffmacht, vnd jn bekriegt vnd belegert. Vnd ist das Schloß Tüffenstein gewüßlich domals ze grund gericht. Da ward darunter mit jme gehandelt, das er dem gotzhaus für sein schaden den obgemelten hoff zu Tegerfelden vbergab. Was er aber dem graffen geben hab, waißt man nit. Denn das entlich die meinung gsin ist, das sich dieser Hug von Tüffenstein erst wider den graffen gesetzt hab und andere, so jme anhengig gewesen sind, vnd hat jme selbs, nachdem

Tüffenstein zerbrochen ward, ain vnderhaltung vnd behausung gemacht an dem Urbach, in dem Bilsteinflue genannt, vnder Urberg. Da sol er sich etlichs zeits erhalten haben vnd darauß aber angriffen, geraubt vnd genomen, was er hat mögen ankhomen. Es sagen auch die vmbsässen, das noch guette anzeigung sige in diesen felsen, das es ain zimliche bewonnung gewesen syg. Als nun diser von Tüfffenstein nit hat wellen nachlassen, do ist von dem graffen von Hapspurg verordnet, das täglich vff jn ghalten ist worden. Da het es sich begeben, das ain einziger Reutter an der Alb vff in gewartet und gehalten, der hat jn erstochen."

(Neuenzell, das jetzige Pfarrdorf Unter-Ibach, liegt vom Amtsorte St. Blasien 1½ Stunde südwestl. entfernt, in einem engen Seitenthale — Obiger Aufsatz ist ein in Jos. Bader's Fortsetzung von Pahl's „Herda" (1. Band, neue Folge, Seite 93 ff.) abgedruckter Aufsatz aus dem liber originum monasterii S. Blasii des Abts Caspar vom Jahr 1550, in ächt altschwarzwäldischer Schreibart.)

Die Nixen vom Schluchsee auf der Hochzeit.

Zwei Schwestern, zwei Nixen vom Waldschluchtsee,
So duftig wie Thau, so zart wie der Schnee,
So leicht, wie die Nebel verwehen —
Die hüpften zum Vater, dem Alten so grau:
„Ach Väterchen, laß uns hinab in die Au,
Zur Hochzeit möchten wir gehen!"

Der Alte nickte das bärtige Kinn
Und sprach: „„Ihr Töchterlein, geht nur hin,
Und laßt es euch baß behagen;
Doch, kommt ihr zurück nicht zu rechter Zeit,
Eh' die Unke ruft und der Schuhu schreit,
Hat's Sterbestündlein geschlagen.""

Da hüpften die Nixen zur Grotte hinein,
Zu heben den Putz aus korallenem Schrein,
Und aus der kristallenen Truhe:
Ein seegrün schimmerndes Festgewand,

Korallen und Perlen und schilfenes Band
Und zierlich geflochtene Schuhe.

Nun tauchten sie auf aus Grotten so tief
Im See im Walde, der schweigend entschlief
Im abendlich hegenden Dunkeln,
Und huschten im rauschenden Schilfe hervor
Und eilten hinab durch das buschige Moor;
Die Spuren der Flüchtigen funkeln.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Im Dorfe zum Tanze die Tenne entlang,
Und lustig schwirrten die Geigen,
Und Burschen und Jungfern, so schmuck zu erschau'n,
Und rüstige Männer und wackere Frau'n,
Die drehten sich flink in dem Reigen.

Da traten die Fräulein vom See herein
Mit leuchtenden Augen und glitzerndem Schein
Von seegrün schimmernder Seide,
Verneigten sich gegen der Gäste Schaar,
Und grüßten so freundlich das bräutliche Paar
Im hochzeitprangenden Kleide.

Wohl faßte die Burschen und Jungfern ein Graun,
Dieweil sie die Nixen vom See da schaun
In ihrem gespenstigen Glanze;
Doch zwei von den Burschen, wacker und kühn,
Die suchten sich ihrer Gunst zu bemühn
Und forderten keck sie zum Tanze.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Zum Tanze die Tenne des Hauses entlang,
Wie tanzten die Nixen so schaulich!
Wie kos'ten sie minnig im wechselnden Scherz,
Da ward es den Burschen so warm um's Herz,
Da ward es den Tänzern so traulich! —

Doch als es nun gegen die Mitternacht war,
Da wurden die Augen, sonst immer so klar,

Der Nixen nun trüber und trüber:
„Ach, lieben Freunde!“ sprachen sie leis,
„Jetzt ruft uns des Vaters strenges Geheiß,
Wir müssen zur Heimath hinüber.“

Die Tänzer baten so innig, so lang,
Da widerstanden sie nimmer dem Drang,
Und sprachen zu ihnen mit Leiden:
„Ach, wie's vor der Strafe so sehr uns bangt!
Ach, bis wir hinüber zum See gelangt,
Geleitet uns freundlich, ihr Beiden!“

Drauf eilten sie fort von dem Hochzeitstanz,
Und wie sie gingen im Mondesglanz,
Da horchten die Schwestern mit Grausen:
„Ach, hört ihr wohl, wie der Vater keift!“
Die Burschen aber die Angst ergreift,
Die hörten den See nur brausen.

Jetzt standen die Nixen am schilfigen Rand
Und reichten den Burschen die weiche Hand
Und ließen sich herzlich küssen,
Und lispelten: „Ach, wir werden vielleicht,
Wenn nicht des Vaters Groll von uns weicht,
Auf immer uns trennen müssen!

„Doch bleibet jetzt hier am Ufer steh'n
Und harrt, bis daß wir euch nicht mehr seh'n;
Jetzt tauchen wir uns hernieder,
Und wenn es tief unten tobet und bebt,
Und wenn sich der See blutschäumig erhebt:
Dann sehn wir uns nimmer wieder.“

Verschwunden waren die Nixen im Nu,
Die Wellen schlagen dem Ufer zu,
Wo ängstlich die Burschen lauschen;
Die Thurmuhr fern schlägt Mitternachtszeit,
Die Unken rufen, der Uhu schreit, —
Bang tönet des Schilfes Rauschen!

Doch horch! hat's nicht tief unten gedröhnt?
Hat's nicht tief unten im See gestöhnt,
Wie schmerzlich dumpfes Gewimmer?
Und plötzlich seh'n sie, von Schreck erbebt,
Wie sich blutschäumig die Welle hebt
In Mondes verbleichendem Schimmer.

Wohl floh'n sie von Angst ergriffen fort,
Wohl mieden sie fürder den einsamen Ort,
Der Zeuge des Spuck's gewesen;
Doch sind seit jener Mitternachtszeit
Von kranker Liebe und Traurigkeit
Die Bursche nimmer genesen.

G. Schulz.

(Dieselbe Sage spielt noch an zwei andern kleinen inländischen Seeen, im Schwarzwald und im Elsenzgau.)

Der Hauenstein.

Sehet dort auf jenen Höhen,
An des Klausners Zelt vorbei,
Trümmerndes Gemäuer stehen,
Ragen in die Lüfte frei.

Gräßlich thut's dort oben hausen,
Dumpfes Stöhnen wird gehört;
Schauervoll vernimmt man's sausen,
Wo das Bergschloß liegt zerstört!*)

Lang in dieses Schlosses Mitte,
Hohen Muthes, ungeschwächt,
Treu der alten, wackern Sitte,
War ein ritterlich Geschlecht.

Lebte froh und lebte bieder,
Bis, von Habsucht arg gefaßt,
Die zwei letzten, welche Brüder,
Mordbegierig sich gehaßt.

---

*) Wer bewundert nicht die graufenhafte Majestät dieser Strophe!!

Unfern von den grünen Wiesen,
Die hindurch ein Bach sich schmiegt,
Sich die Brüder niederstießen,
Wo die schmale Stelle liegt.

Drum verweilet tiefe Trauer,
Weilet immer grausend da,
In dın Lüften Geisterschauer,
Wo die blut'ge That geschah.

Jährlich an demselben Tage
Flammen werden zwei gesehn;
Mit dem mitternächt'gen Schlage
Gräulich hört man dort es gehn.

Und die Flammen kommen wieder
Wo geschah der Brudermord,
Bis sich gegenseitig Brüder
Retten einst das Leben dort.

König Ludwig von Bayern.

Die Burgfrau von Hauenstein.

I.

Von der Burg zu Hauenstein
Zieht der Herr hinab zum Jagen,
Läßt im Haus die Frau allein,
Ohn' ihr seinen Gruß zu sagen.

Und er zieht mit finsterm Muth
Fort und fort auf raschem Pferde,
Ob sich in der Morgengluth
Nicht sein Gram verlieren werde.

Von dem Schloß treibt's ihn davon,
Aus des schlimmen Weibes Nähe,
Lange, lange wünscht er schon,
Daß er nimmermehr sie sähe.

Und so will er auf die Birsch,
Fängt der Tag kaum an zu grauen,

Ob vom Rehbock oder Hirsch
Keine Fährte sey zu schauen.

Zieht er fort, steht gleich erfreut
Seine Frau auf hoher Zinne,
Spähend, ob geneigt die Zeit
Zu verbotnem Spiel der Minne.

So auch schaut sie jetzt in's Thal,
Reich geschmückt in Gold und Seide:
„Kehrt zu bald nicht, Herr Gemahl,
Zum Verdruß mir und zum Leide!"

Als sie sicher glaubt den Ort,
Spricht sie lachend, spött'scher Weise:
„Ist die Katze einmal fort,
Tanzen hopsa! gleich die Mäuse."

Darauf öffnet sie die Thür,
Schnell, als ob sie Eile habe,
Und ein Knecht tritt ein zu ihr,
Wohlberedt, ein feiner Knabe.

Sicher sind sie vor Verrath,
Lauscher hegt nicht das Gebäude,
Wann der Herr spät Abends naht,
Scheinen züchtig wieder Beide.

Hoch in's Fenster doch herein
Schaut der Wald mit tausend Zweigen,
Schüttelnd sich, als spräch' er: nein!
Nimmer werd' ich das verschweigen!

Durch die schmucke Halle hin,
Ungefragt die Lüfte jagen;
Weib, sei keine Buhlerin!
Scheinen mahnend sie zu sagen.

Zornig rauschen über's Wehr
Unten tief des Rheines Wogen,

Schauen wollen sie nicht mehr,
Wie da Treubruch wird gepflogen.

Doch nicht stören läßt sie sich,
Ihrer Sünde zu genießen; —
Aber wirst, o Lied, du dich
Auch so freudig für sie schließen? —

II.

Kühn empor aus Felsengrunde
Steigt die Veste Hauenstein,
Unten liegt in halber Runde
Dran das Städtchen still und klein.

Aber wo des Waldes Buchen
Hinten an dem Schlosse stehn,
Will der Kühnste nicht versuchen,
In die Nähe hinzugehn.

Und an sonnighellen Tagen
In der warmen Mittagsstund'
Schallt es durch den Wald, wie Klagen,
Aus der Felsen tiefstem Grund.

Und wo licht der Wald sich findet,
Bietend freies Lager dar,
Hoch heran vom Abgrund windet
Sich ein riesig Schlangenpaar.

Und sie dehnen und sie strecken
Schillernd sich im Sonnenlicht,
Wer es wagt, sie aufzuwecken,
Der entrinnt dem Tode nicht.

Hoher Preis ist längst geboten,
Welchem es gelingen kann,
Dies Gewürme auszurotten,
Das viel Unheils schon gethan.

Endlich will das Kühne wagen
Einer armen Wittwe Sohn,
Daß der kranken Mutter Klagen
Stillen mag der reiche Lohn.

Und des Nachts, ohn' längres Weilen,
Eilt er aus der Wohnung fort,
Und wo Tags die Schlangen weilen,
Legt er Reißig um den Ort.

Tags darauf, als sie sich recken,
Dehnen in dem Sonnenlicht,
Eilet er, ihn anzustecken,
Und rasch auf die Flamme bricht.

Rings sind sie von Glut umzogen,
Ringsum loht und brennt der Wald;
Und das Feuer hat erflogen
Hoch des Schlosses Giebel bald.

Buhlend hält die Frau umfangen
Da der Knecht, der schlimme Wicht;
Wie auch zischen Glut und Schlangen,
Sie allein nur hören's nicht.

Doch zum Fensterbogen schauen
Flammen schrecklich nun herein:
Können's Niemand wir vertrauen,
Wollen selbst wir Rächer seyn!

Und die glüh'nden Arme schlingen
Sie mit Macht um ihren Leib,
Und in tiefen Qualen ringen,
Schmachversühnend Mann und Weib.

Doch die Flammenzungen schlagen
Immer wilder um das Haus,
Bald in's Thal die Trümmer ragen,
Rings Entsetzen nur und Graus.

Unten todt die Schlangen liegen,
Oben ist es dumpf und still,
Wie wenn richtend Gott verfügen
Ob verstorbnen Sündern will.

Als der Herr die Jagd geendet,
Liegen sieht in Schutt sein Haus,
Hat er stumm sich abgewendet,
Reitend in die Welt hinaus.

Fern von dem entweihten Orte
Trägt er seines Schmerzens Wucht,
Doch er hat mit keinem Worte
Je der Sünderin geflucht.

Wagner von Laufenburg.

Waldstädte und Umgegend.

Die Sage vom Schloß Wieladingen.

Oberhalb dem waldigen Thale der Hauensteiner Murg, ungefähr eine Stunde vor ihrer Ausmündung in den Rhein zwischen Laufenburg und Seckingen, liegt auf sonniger Höhe das Dörfchen Wieladingen und unfern davon, in wildromantischer Umgebung, befinden sich die Trümmer des gleichnamigen Schlosses der ehemaligen Herren von Wieladingen, die, wie die meisten dieser Adelsgeschlechter, schon vor dem 15. Jahrhundert erloschen und deren Namen nur diese Mauern und wenige Urkunden aus den Jahren 1268, 1297, 1314 und 1529 erhalten haben. —

Wenn der Besucher sich der Ruine naht, so wähnt er die zerrissenen Mauern und den hoch über den Wald emporragenden Thurm, der von steiler Felswand sich erhebt, jeden Augenblick zusammenstürzen und in das tief eingeschnittene, schluchtenartige Thal, durch welches die Murg in ihrem mit Felsblöcken angefüllten Bette tosend dahinschäumt, hinabsinken zu sehen. Möchte dieses auch von den zum Theil noch in halber Höhe stehenden Ring- und Burghof-Mauern eher eintreffen, so ist dies doch keineswegs der Fall bei dem aus mächtigen, theils länglich, theils viereckig behauenen Granitbruchsteinen aufgeführten Thurm, der 112 Fuß im Umfang und etwa eben so viel in der Höhe haltend, obgleich der schützenden Bedeckung beraubt und, wie ein Theil des übrigen Mauerwerks, mit Nadel- und Laubholz malerisch bewachsen, noch wenig Spuren drohenden Verfalles zeigt, und wenn nicht Menschenhände seine

Vernichtung herbeiführen, noch Jahrhunderte allen zerstörenden Natureinflüssen trotzen wird.

Von diesem einstigen Schlosse hat man folgende Sage:

Die Bewohner dieser in frühern Zeiten von dichten Waldungen umgebenen Burg waren Raubritter, die, begünstigt durch ihre Lage und so nahe dem durch Verkehr belebten Rheinthale, ein sträfliches, jedoch für sie einträgliches Gewerbe trieben. Einer derselben besaß eine Tochter, die allgemein als Musterbild weiblicher Vollkommenheit sowohl an Geist als Körper galt, ohne daß jedoch Bewerber um sie sich eingefunden und anzumelden getraut hätten, weil sie der Habsucht des Vaters willkommene Beute geworden wären. — Auch der Sohn eines angesehenen, entfernter wohnenden Ritters hörte von der schönen Tochter des Wegelagerers im Murgthale und faßte den Entschluß, verkleidet und als armer Fremdling dieselbe zu sehen und kennen zu lernen. Es gelang ihm, in das Schloß aufgenommen zu werden und einige Tage Aufenthalt darin zu erlangen, während welcher Zeit er Gelegenheit fand, des Schloßbewohners einzige Tochter zu sehen, ja sie einmal selbst ohne Zeugen zu sprechen, wobei er sich zu erkennen gab und, hingerissen von ihrer Schönheit und Huld, ihr offen seine innige Liebe gestand. Auch die Jungfrau schien für den schlanken kräftigen Jüngling Zuneigung zu fühlen und beide gelobten sich unverbrüchliche Treue. Der junge Ritter ging wieder in seine Heimath zurück und machte hierauf verschiedene Kriegszüge mit, nach deren Beendigung ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der holden Bewohnerin des Schlosses Wieladingen ergriff. Er gelobte eine wohlthätige Stiftung zu gründen, wenn er die Geliebte seines Herzens noch gesund und unwandelbar in ihrer Treue finden würde, doch als er daselbst ankam, fand er das Schloß zerstört, als gerechte Strafe für die verübten Raub- und Gewaltthaten des zügellosen Bewohners desselben; weil es, wie man ihm erzählte, der Ritter nicht habe übergeben wollen, sey es zuletzt angezündet worden, wobei sämmtliche Bewohner, darunter auch die Tochter, theils durch das Schwert, theils in den Flammen ihren Tod gefunden. Als der junge Ritter den Tod seiner Geliebten vernahm, rannte er im ersten Anfall der Verzweiflung noch einmal zum zerstörten Schlosse zurück

und stürzte sich von da in die Wellen der wildfluthenden Murg hinab, die ihn für immer verschlangen. Sein Geist soll aber bis heute in der Gegend umirren, denn oftmals sehe man eine edle Gestalt den Wald durchziehen und händeringend zur öden Burgruine hinaufjammern. Doch thue der Geist nie Jemanden Etwas zu Leid, es schiene vielmehr, als ob er die Menschen fliehe. Daß er so lange umgehe, sagen die Leute, käme daher, weil sein Gelübde zur Gründung einer wohlthätigen Stiftung nicht erfüllt worden sey.

Klein-Laufenburg. Joseph Anton Rueb.

Hans zu der Gige.

Ungefähr $^3/_4$ Stunden vom Schlosse Wieladingen und $^1/_4$ Stund oberhalb dem Pfarrdorfe Murg, auf einem Vorsprunge der sogenannten Egghalde, von wo man lohnende Aus- und Niederblicke auf den unten dahin fluthenden Rheinstrom und jenseits desselben in das Fricktkal und auf die Höhen des Jura genießt, sieht der Wanderer nur noch einige Mauerreste des ehemaligen Schlosses Richberg, von dem geschichtlich eben so wenig bekannt seyn wird, als von dem obgenannten. — Im Munde des Volkes hat sich von ihm noch folgende Sage erhalten:

Ein Ritter von diesem Schlosse, Namens Hans, trieb wie Jener von Wieladingen die Straßenräuberei, schlau und frech zugleich. Am liebsten zog er als Fiedler verkleidet auf den Straßen umher, spielte vorüberziehenden Kaufleuten auf und ließ sie dann durch seine Gesellen, die sich immer in der Nähe versteckt aufhielten und deren Pferde mit verkehrten Hufeisen beschlagen waren, damit die Verfolger irre geleitet werden sollten, berauben. Auch gebrauchte er seine Tochter als Lockvögelchen, um unerfahrne Jünglinge anzukirren und so von ihnen Geld zu erpressen. Hans, welchen das Volk seiner Fiedlerstreiche wegen „zu der Gige“ benannte, soll mit seiner Tochter ein schlimmes Ende genommen haben und noch jetzt könne man zuweilen ihre gespenstischen Erscheinungen sehen, so z. B. einen Reiter rücklings auf einem schnaubenden schwarzen Rosse eine Geige in

den Armen, oder beim Eingang des Schloßplatzes eine schwarzgekleidete Frauengestalt, eine mit Kostbarkeiten aller Art angefüllte Truhe bewachend und sehnlich auf Erlösung harrend, welche doch nur dann erfolgen könne, wenn sie von einem durchaus reinen Jüngling einen Kuß erhalte, welches Liebeswerk dann mit dem reichen Schaze belohnt werde; doch so groß auch das Verlangen darnach sey, Keiner habe zu dem Erlösungskusse sich noch verstehen wollen, da Jeder, der diesen Versuch mache, aber hinsichtlich seiner Keuschheit sich nicht fleckenlos bewahre, einen schlimmen Ausgang zu gewärtigen habe.

J. A. Rueb.

Tänze auf Kreuzwegen.

Auf dem Hauensteinischen Schwarzwald und im benachbarten Frickthale geht folgende Sage im Volksmunde:

Wenn vor Zeiten in diesen Gegenden tugendhafte Mädchen zwischen dem Tage des Verlöbnisses und jenem der Trauung als Bräute starben, so mußten sie so lange ruhelos umherirren und auf Kreuzwegen ihre Tänze halten, bis ihr Bräutigam, der nicht mehr heurathen durfte, ebenfalls gestorben war. Auf diese Art wurden auch früh im Leben Getrennte dennoch im Tode wieder vereint. —

Wenn aber ein Mädchen starb, welches ihrem Verlobten untreu geworden war, so mußte ihr Geist an einem Kreuzwege so lange sich aufhalten, bis zur Mitternachtstunde ein Mann vorüberging, der, die Liebe seines treuen Weibes verschmähend, auf sündhaften Wegen wandelte und demselben Leid und Schmach zufügte. Das gespenstische Mädchen tanzte dann mit dem Unglücklichen so lange bis er todt dahinsank, woselbst er ruhelos bis zum Tode seines Weibes sich herumtreiben mußte.

J. A. Rueb.

Der Karsauer Wein.*)

Gehst je du durch Karsau,
So nimm dich wohl in Acht,
Daß du von Mann und Frau
Nicht kriegst 'ne Prügeltracht.

Dazu bedarf's nicht viel,
Und die hat man sogleich,
Als wär' ein Kinderspiel
Alldort der Knittelstreich.

Halt' beide Taschen zu,
Geh' stumm das Dorf entlang;
Wärst noch so tapfer du,
Beflügle deinen Gang.

Sonst rennt gleich Jung und Alt
Herbei und schimpft und schreit,
Und giebt ohn' Aufenthalt
Hinaus dir schlimm Geleit.

Man sagt Karsau zum Tort,
Sein Wein sey also gut,
Wie er an keinem Ort
Mehr solche Wunder thut.

Komm' eine Tasche nur
Von Fern dem Wein dort nah',
Sey plötzlich jede Spur
Von ihr verschwunden da.

Sie ziehe sich durch ihn
Zusammen also sehr,
Daß, wer die Hand darin,
Auch sie damit verlör'.

Gehst du nach Karsau je,
Nimm Hand und Sack in Acht,
Sonst bringt es dir nur Weh,
Und du wirst ausgelacht!

Wagner von Laufenburg.

*) Karsau, ein, wie Sipplingen am Bodensee, durch die zusammenziehende Herbe seines Rebensaftes berüchtigtes Dorf, 3 Stunden von Seckingen.

Die Wölfe.*)

Auf des Rheines blauen Wellen
Zieht dahin ein schnelles Schiff,
Zieht vorüber Städte, Burgen,
Dorf und Wald und Felsenriff.

Pilger sitzen viel darinnen,
Kommend von dem Gnadenort,
Kehren mit Gebet und Liedern
Wieder nach der Heimath Port.

Pilger sitzen auch darinnen
Muntern Schlages, frischen Bluts,
Denn das Bad, wo man genesen,
Läßt man immer frohen Muths.

Fröhlich sind von Herzen Alle,
Hundertdreißig zählt die Schaar,
Zwei nur scheinen bang und traurig,
Aller Erdenfreuden baar.

Weinend sitzt da eine Mutter,
Ach! von greisen Haaren schon,
Und mit jammervoller Miene
Neben ihr der kranke Sohn.

Irr und wild sind seine Sinne
Wohl seit langen Jahren her;
Alle Bäder und Arzneien
Machen Den gesund nicht mehr.

Wie die Einen in dem Schiffe
Innig beten immerfort,
Und die Andern scherzen, lachen,
Sprechen Die kein einzig Wort.

*) So heißt eine für die Schiffer höchst gefährliche Stelle im Rheine, der sich hier durch mächtige Klippen Bahn brechen muß; zwischen Laufenburg und Seckingen.

Da erbrauset aus der Ferne
Wildes Tosen und Gekrach,
Wie wenn über Felsenklippen
Wellen stürzen wild und jach.

Und mit blödem Starren hebet
Sich der Kranke nun voll Hast,
Und mit flehenden Geberden
Er die Mutter fest umfaßt:

„Mutter! o dein Herz war immer
Fromm vor allen, treu und gut,
Warum hast du doch uns heute
Anvertraut der falschen Fluth?

„Weißt, o Mutter, du denn nimmer,
Daß Der wohl der schlimmste Feind,
Der im Herzen Tücke heget,
Und von Außen freundlich scheint?

„Hörst du nicht, o Mutter schallen
Dort von fern das Wolfsgeheul?
Ja, zum Fraß den schlimmen Wölfen
Werden Alle wir zu Theil.

„Mutter, o den Sohn, den kranken,
Siehst du in so großer Noth!
Mutter, weißt du, wer kann heilen
Alle Krankheit? — nur der Tod!" —

Immer jammert so der Kranke
Zu der greisen Mutter auf,
Und das Schiff, den Rhein hinunter,
Reißt der Wellen wilder Lauf.

In die Strudel lenkt der Schiffsmann,
Der hier die Gefahr nicht kennt,
In die Strudel, die man ringsum
Wohl mit Recht „die Wölfe" nennt.

„Mutter, alle Krankheit heilen
Kann allein der Helfer Tod!
Horch! wie rings die Wölfe jappen!
Weh dir, Schiff, in deiner Noth!" —

Still — Gebet und frohe Lieder
Sind mit Einem Mal verhallt;
Fluthgebrauße, Schiffeskrachen,
Lauter Jammer nur erschallt.

Weh! geborsten ist das Fahrzeug
Am verborgnen Klippenpfahl;
All die Pilger sind versunken,
Hundertdreißig an der Zahl.

Wagner von Laufenburg.

Der feurige Mann.

Ein Laufenburger Schiffer, Joseph Zimmermann, fuhr eines Abends spät mit seinem Weidling (kleines Fahrzeug) von Seckingen heimwärts. Als er dem s. g. Scheffigen (Anlandungsplaze) gegenüber war, sah er den jenseitigen steilen Rain herunter einen feurigen Mann kommen, sich dem Ufer nähern und mit den Händen fortwährend winken und andeuten, er möchte ihn herüberholen. Der unerschrockene Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er nach Hause wolle, fuhr hinüber, nahm ohne alle Umstände den ungebetenen Rufer auf den Vordertheil des Weidlings und ruderte mit ihm nach dem jenseitigen Ufer zurück. Dort angekommen wollte ihm Jener zum Dank die Hand reichen. Allein der Schiffer, wohl wissend, daß es auf diese Art um ihn geschehen wäre, reichte dem Feuermännlein statt der Hand das Ruder, in welches jener denn auch deutlich alle fünf Finger einbrannte. Selbst dem Boden des Schiffchens hatte derselbe, wo er saß, den ganzen Sitztheil vollständig eingebrannt.

So erzählen's noch viele Schiffer daselbst, wie sie es von ihren Vätern und Großvätern gehört haben.

J. A. Rueb.

Der Schatz bei der Brunnenstube.

Vor etwa fünfzig Jahren grub ein Bürger von Badisch-Laufenburg außerhalb dem Orte bei der Brunnenstube, auf einer Stelle, wo früher eine Schanze sich befand, Steine. Es war in der Frohnfastenzeit. Als er so den Schutt aus der Grube warf, stieß er mit der Schaufel den Deckel von einem Gefäße, aus dem ihm eine Menge kleiner und großer Silbermünzen entgegenblinkten. Im Begriff darnach zu greifen, hört er bei der Brunnenstube nießen, worauf er sich mit den Worten: „Helf Gott!" umwendet, aber ringsumher Niemand entdecken kann. Zugleich vernimmt er einen dumpfen Ton und als er wieder in die Grube zurück blickt, ist der Hafen mit seinem reichen Inhalte spurlos verschwunden. — Man sagte ihm, daß, wenn er auf das verführerische Nießen nichts entgegnet hätte, ihm der Schatz zu Theil geworden wäre.

Der Mann grub noch öfters auf diesem Platze, aber er schürfte weiter nichts zu Tage, als einige vom Rost zerfressene Säbelklingen.

So erzählt der Sohn jenes Mannes.

J. A. Rueb.

Der sich sonnende Schatz.

Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Laufenburg und Binzgau, in dem felsigen Thale des Andelbaches, sollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und sonstige Häuser gestanden haben, und wirklich findet man dortselbst noch Mauertrümmer und viele Schlacksteine. Aus jener Zerstörungszeit her, sagt man, liege daselbst viel Geld vergraben.

Einmal, in der Frohnfastenzeit, ging ein Bürger von Badisch-Laufenburg in genanntes Waldthal, um Holz zu holen. Es war um Mittag und sehr heiß; er setzte sich unter einer Eiche nieder, um auszuruhen. Plötzlich sieht er unfern von sich gewöhnliche Kohlen langsam aus dem Boden hervorsteigen, die allmählig bis zu der Größe eines Korbes anwuchsen. In demselben Augenblicke zeigte sich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheure, sich ausspreizende Kröte, die ihn mit feurigen

Augen unbeweglich anstarrte. Mit unverwandtem Blicke staunte der Mann eine geraume Zeit diese wunderbare Erscheinung an, als plötzlich, wie weggewischt, Kohlen und Kröte in den Boden versanken. — Als er das, was er gesehen, bei seiner Nachhausekunft erzählte, sagte man ihm, daß er eine so schöne, sich selten ereignende Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorbeigehen lassen und sich ohne alle weitere Umstände der Kohlen und Kröte hätte bemächtigen sollen. Jene Kohlen seyen ein Haufen Gold gewesen, den der Böse in Gestalt einer Kröte bewacht hätte, welcher aber leicht durch Bekreuzigungen und passende Sprüche zu vertreiben gewesen wäre.

So erzählen noch Mehrere, die jenen Bürger gekannt hatten.

J. A. Rueb.

Der gespenstige Pfaff.

Ein Mädchen von Badisch-Laufenburg mußte eines Abends noch spät nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Murg gehen. Es war heller Mondschein. Unfern des Dorfes, bei dem Kirchhof, erblickte sie eine schwarzgekleidete Mannsgestalt, die das Gesicht von der Straße abgekehrt und ein Buch unterm Arm hielt. In der Meinung, es wäre der Pfarrer von Murg, der noch so spät zu einem Kranken gerufen worden sey, grüßte sie höflich. Langsam wendete sich die Gestalt mit einem Gesichte wie Schnee so weiß, nickte ihr dankend zu und verschwand dann plötzlich. Das augenblickliche Verschwinden und das leichenblasse Angesicht des vermeinten Pfarrers machten dem guten Mädchen federleichte Füße, und außer Athem kam sie an dem Orte ihrer Bestimmung an, wo man sie fragte, was vorgefallen wäre. Sie erzählte; allein lachend erwiederte man, daß sie ohne Furcht hätte seyn sollen, denn die ihr erschienene Gestalt wäre der gespenstige Pfaff gewesen, der oft spät Abends im Mondschein dort spazieren gehe, doch nie Jemanden etwas zu Leide thue; sondern blos wenn man ihn anrede, mit dem Kopfe nicke und sogleich verschwinde. Ohngeachtet dieser beruhigenden Erklärung wollte sie doch nur mit einem Begleiter den Rückweg antreten. — So erzählen noch Viele zu Laufenburg und Murg.

J. A. Rueb.

Der heilige Fridolin.

Der heilige Fridolin war der erste der Irischen Glaubensboten, welcher den Rheinstrom überschritt. Er stammte aus einem berühmten adeligen Geschlechte und erhielt frühe in den Wissenschaften gründlichen Unterricht. In frommer Begeisterung verließ er allen irdischen Reichthum, um, selber arm, Andere geistig zu bereichern. Als Prediger des göttlichen Wortes zog er in den Städten seiner Heimath umher, und überall folgte ihm die größte Bewunderung und Verehrung des Volkes. So groß und segensreich seine Wirksamkeit war, so wurde Fridolin doch auf einmal höchst unzufrieden mit sich selbst. Er hatte an sich wahrgenommen, wie sehr ihm das Lob und die Bewunderung der Menschen gefalle, wie sehr sein Herz sich erfreue an der Ehre und dem Ruhme, der ihm zu Theil ward. Eitelkeit und Ruhmsucht ist die gefährliche Klippe für alle geistig reich begabten Menschen, es ist das Gift für alle Gediegenheit des Charakters, der Abgrund, in dem alle wahre Geistesgröße untergeht; die Eitelkeit nimmt den glänzendsten Handlungen allen wahren Werth, wie leider die Beispiele unserer Zeit fast jeden Tag es beweisen. Fridolin war stark genug, nicht nur den Feind in seinem Innern zu erkennen, sondern ihn auch kräftig zu überwinden. Er verließ schnell den Schauplatz seines Ruhmes, wo er so allgemein verehrt und geliebt war, floh nach Gallien, das er in verschiedenen Richtungen durchzog, bis er sich in Poitiers bleibend niederließ. In dieser Stadt war vordem ein Kloster des h. Hilarius, das aber um das Jahr 400 von den Gothen und Vandalen in der Völkerwanderung zerstört worden war. Fridolin wünschte nichts eifriger, als die Ueberreste von diesem Heiligen wieder aufzufinden und seine Kirche herzustellen. Er ging deßhalb zu dem Frankenkönig Chlodowig, der um diese Zeit die Stadt Poitiers den Westgothen nach einer großen Schlacht abgenommen hatte. Chlodowig kam ihm freundlich entgegen und leistete ihm kräftige Beihülfe. Die Reliquien des heil. Hilarius wurden aufgefunden, und Fridolin wurde Abt in dem neu errichteten Kloster. Nach einiger Zeit erhielt er im Traume von dem Heiligen die Weisung, mit einem Theile der Reliquien nach Allemannien zu gehen; dort, auf

einer vom Rheine umflossenen Insel, sey das Ziel seines apostolischen Wanderlebens. Unter lautem Wehklagen der Bewohner von Poitiers, welche in ihm ihren Vater zu verlieren glaubten, verließ Fridolin die theure Stadt, und ging zuerst wieder zum König — (wahrscheinlich nicht mehr Chlodowig, welcher 512 starb, sondern zu dessen Nachfolger in Austrasien), und erhielt von ihm die Erlaubniß, auf der noch unbekannten Insel, wenn er sie aufgefunden habe, nach Gutdünken zu schalten. Fridolin zog Jahre lang umher, bevor er seine Insel fand: durch die Moselgegenden, durch die Vogesen, dann durch Burgund, die Schweiz, bis nach Chur, wo ein Bischof war. In allen diesen Gegenden hielt er sich an verschiedenen Orten eine Zeitlang auf, um Hilariuskirchen zu errichten, und fragte die Leute, ob sie von keiner Insel wüßten, die so aussehe, wie er im Traume sie gesehen habe? In Chur gab man ihm eine Richtung an, in der er fortwandern solle, dann werde er sie finden. Nach langem Umherirren gelangte Fridolin an den Rhein, und die ersehnte Insel lag vor ihm. Wie groß war seine Freude! Aber sie sollte nicht lange dauern. Als er froh und in Plane vertieft darauf herumwandelte, kamen die Bewohner des Rheinufers mit Prügeln daher, und jagten ihn unter Schlägen und Scheltworten wieder fort; sie hielten ihn für einen Dieb, der ihre Heerden, welche auf der Insel weideten, stehlen wollte. Fridolin wanderte noch einmal zum Frankenkönig und erzählte, wie es ihm ergangen sey. Der König ließ ihm nun eine förmliche Schenkungsurkunde ausfertigen, nach welcher die Insel ihm eigen gehören und Jeder mit dem Tode bestraft werden solle, der ihm feindlich in den Weg trete. Jetzt setzte sich Fridolin mit seinen Genossen ungehindert in den Besitz des Eilandes. Er nahm, bis dasselbe urbar gemacht war, seine Wohnung bei einem christlichen Landmanne an dem Rheinufer, Namens Wocher, dessen Sohn und Tochter er taufte. Die Tochter wurde später die erste Vorsteherin des Frauenklosters. Nicht lange hernach starb sein Schutzherr, der Frankenkönig, und als dieß in der Gegend bekannt ward, empörten sich die heidnischen Landleute abermals gegen Fridolin. Da, erzählt nun die Legende, habe Fridolin durch ein mächtiges Wunder dem Rheine einen andern Lauf gegeben, was einen so mächtigen Ein-

druck auf die Leute gemacht habe, daß sie ihn um Vergebung angefleht hätten und Christen geworden seyen. Man kann nach so langer Zeit freilich nicht mehr wissen, was an solchen Sagen eigentlich Wahres ist; aber das ist gewiß, daß Fridolin durch das Wort des Evangeliums, wie durch seinen frommen Wandel, die wilden Bewohner an sanftere Sitten gewöhnt hat, und das ist viel bewunderungswürdiger, als eine so wunderbare Ingenieurarbeit, wie die Legende ihm zuschreibt. Fridolin baute eine Kirche des heil. Hilarius und dabei ein doppeltes Manns- und Frauenkloster, welches zwar Anfangs sehr ärmlich war, bald aber durch große Schenkungen von adeligen Familien, besonders vom Lande Glarus, sehr bereichert wurde. Von diesem Kloster aus geschah von nun an das Meiste zur Verbreitung des Christenthums und zur Errichtung christlicher Pfarreien. Man darf nämlich nicht vergessen, daß Fridolin nicht lange nach der Zülpicher Schlacht in das Land der Allemannen kam, und also noch keine Christengemeinde vorfand. Eine Menge von Kirchen und Gemeinden verdanken dem Fridolinskloster in Säkkingen ihren Ursprung; so fast alle Hilarius- und Fridolinskirchen, z. B. in Bollschweil, Ebnat, Dauchingen, Fürstenberg, Haidenhofen, Zell im Wiesenthal und viele andere. Fridolin starb im hohen Alter, wahrscheinlich um's Jahr 550. Sein Andenken ist unter dem Landvolke jener Gegend in großem Segen geblieben; denn er hat reiche Saaten christlicher Bildung ausgestreut, und noch lange nach ihm hat seine Stiftung in diesem Sinne fortgewirkt.

Z. R.

(Vergleiche damit: „Das Leben des heiligen Fridolin" in Mone's „Quellensammlung der Badischen Geschichte." Erstes Heft.)

Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst mit seinen Kindern hauste
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimatberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienrose gleich;
Doch sie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Oft, wenn sie vom Rheingestade
Zu dem blauen Himmel sah,
Mußte sie die Hände falten,
Wußte nicht, wie ihr geschah.

Einstmal, in des Herbstes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte sie den kleinen Schwestern
Mütterlich das Abendbrot.

Sieh, da kommt ein fremder Priester
Von den Bergen auf sie zu,
Aus dem edeln Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land.

„Wandernd muß ich Ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Der dem Tod den Stachel raubte
Und der Hölle ihren Sieg.

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößest du mich auch von hier;
Schlägst du mir die eine Wange,
Reich' ich still die andre dir.

„Dies ist meines Meisters Lehre;
Liebe war sein erst Gebot,

Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod.“ —

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walters felsenharten Sinn.

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„„Wahrlich““ — ruft sie — „„solche Worte
Kommen von der Erde nicht!

„„Jetzo mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer sehnt' ich mich nach oben,
Wo der Stern des Morgens scheint!““

Und sie hebt empor die Hände
Und den Blick von Zähren feucht:
„„Weihe mich zu deinem Glauben,
O, mein Herz, es faßt ihn leicht!““

Und der Priester schöpft vom Quelle
Nah' bei Wodans Felsaltar,
Läßt das Wasser niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umstrahlet
Plötzlich nun den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie sich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an;

Geht dann hin zu Wodans Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil,
Baut ein Münster auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltares *)
Ruht St. Fridolins Gebein.

Aloys Schreiber.

*) Zu Säckingen.

Der todte Zeuge.

Im siebenten Jahrhundert kam der heilige Fridolin aus Schottland an den Oberrhein, um auch in diesen noch heidnischen Gegenden die Lehre des Kreuzes auszubreiten. Auf einer grünen Aue, da wo jetzt die Stadt Säckingen sich erhebt, ließ er ein Kloster und ein Kirchlein erbauen. Die Landschaft umher gehörte zwei adeligen Brüdern, Namens Urso und Landolph. Ersterer schenkte zum Heil seiner Seele und mit des Bruders Einwilligung all seine Besitzungen dem Kloster und widmete den Rest seiner Tage frommen Bußübungen. Nach seinem Tode riß jedoch Landolph, über den die, so lang Jener noch lebte, unterdrückte Habsucht nun Meisterin geworden war, gewaltsam Alles wieder an sich, was der Verstorbene der Kirche geschenkt hatte. Da trat Fridolin unerschrockenen Herzens vor sein Angesicht und sprach: „Gib Gott zurück, was Gottes ist und laß ab vom unrechten Gut, denn sonst wird es dir und deinen Kindern nur Unheil zur Frucht tragen.“ „„In acht Tagen““ — höhnte Landolph ihm entgegen — „„hält der Gaugraf ein Geding im Rheinthal zu Rankwil; dort wollen wir unser Recht suchen, und kannst du meinen verstorbenen Bruder als Zeugen stellen, so begeb' ich mich all' meiner Ansprüche!““

Da machte sich Fridolin auf und ging nach Glarus in die Schweiz, wo Landolphs Bruder, Urso, in einer Einsiedlerkapelle begraben lag. Dort warf er sich nieder zum Gebet, schlug sodann mit seinem Stabe dreimal auf die Platte der Gruft und rief: „Urso! Urso! Du bist zu Gericht geladen von deinem Bruder! Säume nicht zu erscheinen zur gesetzten Stunde, um mir als Zeuge beizustehen, damit kein Fluch deinen Namen und deine Ruhe bedrohe!“

Zu Rankwil saß am bestimmten Tage der Landgraf mit seinen zwölf Schöffen, um öffentliches Gericht zu halten. Fridolin und Landolph traten vor seinen Stuhl und brachten ihre Klagen und Einreden vor. — „„Mein verstorbener Bruder hat keine Schrift über die Vergabung seiner Ländereien an's Kloster ausgestellt; nur sein eigenes Zeugniß kann hier gelten. Der ehrwürdige Vater Fridolin soll ihn also stellen, damit er Red' und Antwort gebe!““

Kaum waren diese Worte über Landolphs Lippen, als es, wie mit Geisterhand, an der Pforte der Gerichtshalle pochte. Die Anwesenden überlief ein kalter Schauer, nur Fridolin blickte ruhig und vertrauensvoll nach der Thüre, die sich langsam öffnete. Und herein schritt Urso, umwallt von seinem langen Todtengewande, mit bleichen marmorstarren Zügen, doch bald belebte sich sein Auge und der farblose Mund erschloß sich zum Reden.

„Wehe dir, Bruder!" — rief der Todte mit hohler dumpfer Stimme dem bebenden Landolph zu — „Wehe dir, daß du die Ruhe meines Grabes gestört hast, und dreimal Wehe dir ob des Frevels, den du ausüben willst am Eigenthume des Herrn aller Herrn. Mit deiner eigenen Bewilligung habe ich dem Kloster Fridolins meine Besitzungen geschenkt und ach! dennoch muß ich heute zeugen gegen dich. Der Richter entscheide nun!"

Landolph warf sich auf die Kniee. „„Auch mein Eigenthum will ich nun der Kirche schenken,"" — rief er mit reuzerknirschtem Herzen — „und mein Leben unter Fridolins Gehorsam in einer Klosterzelle beschließen.""

Da lächelte der Verstorbene zufrieden und verschwand. Landolph aber that wie er gelobt hatte.

Aloys Schreiber.

Dieselbe Sage in metrischer Fassung:

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolf hin, den Grafen,
Sprach: „Was Gottes ist, gib Gotte!
Ist dein Bruder nicht entschlafen?

„Der zu seiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshause
Gut und Habe zubeschieden,
Liegt zu Glaris in der Klause.

„Warum erndtest du die Felder,
Die dem Herrn zu schneiden wären?

Warum fällest du die Wälder
Die dem Kirchenbau gehören?

„Wagst du's, einen Rausch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch soll blinken?
Kirchengut, ist es das deine?

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume!
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und heller träume."

Aber Landolf sprach mit Lachen:
„„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß mein Bruder erst erwachen,
Deine Worte selbst bezeugen.

„„Kannst du ihn herauf beschwören,
Wenn zu Rankwil wird gerichtet,
Wohl dann mögen wir dich hören,
Sonst ist's Lug, den du erdichtet."" —

Fridolin, auf solche Tücke
Würdigt er kein Wort zu sprechen,
Sieht in an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Säckingen am Rheine,
Aus dem Kloster, an dem Stabe,
Zog der Greis durch's Waldgesteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er tritt beim Abendschauer
In die düstre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt sich auf die kalte Schwelle.

„Auf! erwach' in Gottes Namen!"
Ruft er — „Urso! wehr' den Tücken!" —

Sieh! und aus dem Grabe kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Posaunen
Zum Gerichte schon gerufen,
Steigt der Leichnam sonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und ihm faßt die kalten Hände
Fridolin, fremd allem Schrecken,
Steigt mit ihm die Felsenwände
Auf, bis an der Gletscher Decken.

Durch das Hochgebirge schreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel breitet
Um das Paar, das geistergleiche.

Wie der Morgen kaum sich hebet,
Steigen sie vom Felsgesteine,
Und der Senne sieht's und bebet,
Und ihm geht's durch Mark und Beine.

Aber Landolf im Gerichte
Sitzt zu Rankwil ohne Zagen,
Mit dem ersten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeschlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu sprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann sich rächen!

Horch! da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen,
Leis und scharf, und hohle Worte
Werden draußen schon gesprochen.

Durch die Thüre kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche;

Landolf, in der Richter Mitten,
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubst du meine Seele,
Bruder?" — weht's ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen;
Gib zurück, was du genommen,
Laß getrost in's Grab mich wallen!"

Landolf sank in's Knie mit Beben:
„„Nimm dein Gut, Herr, und das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte neu das Deine!""

Doch es wandte sich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte sich, die müde, bleiche,
Wieder in die Ruh' der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blasse Strahlen,
Sah man längs dem Berg sie streifen,
Bis sie in den Wald sich stahlen.

Und vom schrecklichen Gerichte
Eilet Landolf heim zum Rheine
Mit erbleichtem Angesichte,
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloster ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum sanften Sterben,
Ruht beim Bruder bald im Grabe.

Gustav Schwab.

(Siehe Gustav Schwab's: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale rc.")

Der Höllenhacken.[1)]

Der Mond erglänzet helle
Wohl überm blauen Rhein;
Die sanften Wogen laden
Zur stillen Fahrt noch ein.

Säckingen liegt so stille,
Hart an des Stromes Bahn,
Mit seinem hohen Dome,
Mit seinem Kloster dran.

Da wandeln aus dem Garten,
— Schon Alles ist zur Ruh', —
Ein Mönch und eine Nonne
Dem nahen Ufer zu.

Sie halten sich umfangen
Als wie zum Liebesbund;
Sie herzen und sie küssen
Sich auf den rothen Mund.

Sie steigen in ein Schifflein,
Gelehnt an's grüne Bord;
Das Ruder faßt die Nonne
Und schifft in Eile fort.

Wie nun der Mönch auch koset,
Sie drauf kein Wort mehr spricht;
Wie er auch küßt und herzet,
Sie achtet dessen nicht.

Sie schifft nur sonder Rasten,
Sie wird so stark und kühn,
Bis weitab schon die Wellen
Den Nachen rißen hin.

Da schlägt von wilden Wogen
Ein Brüllen an ihr Ohr;
Da fährt aus seinem Tändeln
Erschreckt der Mönch empor:

„Um Gott! Was soll das werden?
Lenk' an das Ufer da!
Wir sind dem Höllenhacken
Vielleicht, ach! schon zu nah."

Doch was er ihr mag sagen,
Die Nonne hört nicht drauf,
Treibt kräft'ger nur das Schifflein
In jachen Stromeslauf.

Da faßt der Mönch sie bebend,
Fleht auf den Knie'n sogar:
„O gieb, um alle Liebe,
Nicht preis uns der Gefahr!"

Da lüftet sie den Schleier —
Entsetzen ihn erfaßt;
Sie schaut ihn an so schrecklich,
Ihr Blick, er tödtet fast:

„„Glaubst du, nur Zufall führte
So eilig uns herab,
Wo da der Höllenhacken
Dem Schiffer wird zum Grab?

„„Du hast mir schnöd' entrissen
Den Himmel meiner Brust,
Du hast mich hingegeben
Der Höll' um deine Lust.

„„Du hast mich arg betrogen!
Zwar mein Gelübd' ich brach,
Doch zweimal es zu höhnen,
Hat dir beliebt, o Schmach!

„„Ich trage unterm Herzen
Von unsrer Schuld die Frucht;
Doch Elend mir zu häufen,
Hast du noch mehr versucht.

„„Wie deine List geschlichen,
Die Kund' entging mir nicht,

Daß ich würd' eingemauert,
Beim nächsten Morgenlicht.

„„Du warst zur Lust Geselle,
Du sollst's zur Qual auch seyn;
Drum lud ich dich mit Kosen
Zu dieser Fahrt noch ein.

„„Kannst du den Himmel rauben?
Kennst du die Hölle wohl?
Horch! wie sie uns begrüßet,
Erbrausend dumpf und hohl!"'

Der Mönch hat nichts gesprochen,
Erstarrt im Kahn er steht,
Er fühlt sich selbst verdammet,
Ob er's gleich nicht verräth.

Da zischt der wilde Strudel,
Klafft wie ein Höllenthor;
Es zackt aus seinem Schlunde
Der spitze Fels hervor.

Das ist der Höllenhacken
Mit seinem scharfen Zahn;
Hinein reißt er den Rachen,
Es ist um sie gethan.

Die Wogen murmeln wieder
Dumpf ob dem tiefen Schlund,
Und treiben, fest umschlungen,
Zwei Leichen von dem Grund.

Wagner von Laufenburg.

*) Name einer Stelle des Rheins, der hier in gewaltigen Schaummassen über Klippen herunterstürzt, in der Nähe von Rheinfelden. Schon viele Schiffe sind allda verunglückt. So wurde am 28. August 1462 — berichtet u. A. auch Wurstisen's Chronik von Basel — ein mit reichen Kaufmannsgütern beladenes Schiff, worin sich, außer einer Menge von Einsiedeln zurückkehrender Wallfahrer, mehrere adelige und geistliche Herren befanden, vom Strudel erfaßt und an den Klippen zerschellt, wobei alle sechzig Passagiere das Leben einbüßten. Man nennt diese gefährliche Stelle auch „das Gewild."

Breisgau.

Das Breisgau.

Du schönes Land! Mit stillem innigem Entzücken
Begrüß' ich dich, von deiner Berge Rücken
Zu Blüthenthälern fern den Blick gewandt.
Rings mich umhauchen aromat'sche Düfte
Wie Engelslieder säuseln milde Lüfte;
Frei athmend träum' ich mich in deinen Himmelsrand,
Du schönes Land!

Du kräftig Land! — Wie deiner Riesenberge Urgebeine,
Steht fest im Volk die alte, treue, reine
Anhänglichkeit an's liebe Vaterland. —
Stolz wie die Tannen bei des Feldbergs Kronen,
Kühn wie die Gemsen in des Schnee's Regionen,
Sind deine Söhn' am Alb- und Dreisamstrand,
Du kräftig Land!

Du biedres Land! Gemüthlich, wie in Theokrits Gesängen,
Ertönt die Luft von froher Hirten Klängen,
Wo Herzensgüte schlingt Ein Liebesband.
Und auch der Städte feineres Getriebe
Beut jedem Fremden Gastlichkeit und Liebe,
Und niemals drückt ihm Heuchelei die Hand,
Du biedres Land!

Du Segensland! Was Nord und Süd nur Köstliches gewähren,
Der Bäume Frucht, des Feldes goldne Aehren —

Erringt des Fleißes nimmermüder Stand.
Auf Bergen zahlreich muntre Heerden weiden,
Die Hügel sich mit Rebenlaub umkleiden,
Und aus dem Schacht wird Salz und Erz gesandt, —
Du Segensland!

Du theures Land! Nicht in Hesperiens Fabelauen,
Nicht wo der Jungfrau Wolkengipfel grauen,
Nicht an der Seine und Croatiens Strand,
Wo in den wechselvollen Lebenstagen
Den Sänger Dienst und Schicksal hingetragen,
Sah Gutes er und Schönes so verwandt;
Du theures Land!

Du glücklich Land! Dort wo der Ueberfluß sich stets ergießet
Und die Genügsamkeit den Fleiß umschließet,
Wo Lieb' und Treue wandeln Hand in Hand:
Dort wo der Jugendfreunde Leben waltet,
Und immer neuen Reiz Natur entfaltet,
Dort möcht ich weilen bis zum Grabesrand,
Du glücklich Land!

Zeng, 1828. **Hermann von Greiffenegg,**
Festungscommandant in Zeng, am Meeresgestad
Croatiens, an der Türkischen Grenze.

(Siehe Freiburger Wochenblatt 1828.)

Die Wiese.

Wo der Denglegeist in mitternächtige Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tiefverborgene Chlüfte
D'Wiese luegt, und check go Todtnau aben in's Thal springt,
Schwebt mi muntere Blick un schwebe mini Gidanke.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Los, i will di jez mit minen Liederen ehre,
Und mit Gsang bigleite uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
An der Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schlofsch, e Bütscheli-Chind, in dim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
Güggele dörfe und seh, wie schön mi Meidbeli do lit
Im christalene G'halt und in der silberne Wagle,
Und's het no kei menschlich Ohr sin Othmen erlustert,
Oder si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge.
Numme stille Geister, sie göhn uf verborgene Pfade,
Us und i, sie ziehn di uf und lehre di laufe,
Gen der e freudige Sinn und zeige der nützligi Sache,
Und 's isch au kei Wort verlohre, was sie der sage,
Denn sobald de chascht uf eigene Füeßlene furtcho,
Schliessch mit stillem Tritt us dim christalene Stübli
Barfis use und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
Gell, do usse isch's hübsch, und gell, so hesch ders nit vorg'stellt?
Hörsch, wie's Läubli ruuscht und hörsch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de seisch: „I hörs, doch gang i witers und blib nit.
„Freudig isch mi Weg und alliwil schöner, wie witer!"

Nei, so lueg me doch, wie cha mi Meidbeli springe!
„Chunnsch mi über?" — seits und lacht, und „witt mi, se hol mi!"
Alliwil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit sel Reinli ab! — Do hemmers, i sags jo! —
Hani's denn nit gseit? Doch gauckelets witers und witers,
Groblet uf alle Viere, und stellt si wieder uf d'Beinli,
Schlieft in d'Hürst, — jez such mer eis! — dört güggelets use.
Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de Bäume:
„Roth, wo bini jez?" — und het sin urige Phatest.
Aber wie de gosch, wirsch sichtli größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase
Grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe

Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
Farbige Blüemli do, und d'Immli chömmen und suge.
's Wasserstelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!
Alles will di bschauen und Alles will di bigrüße,
Und di fründlig Herz git Alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!"

Rothet jez, ihr Lüt, wo üser Töchterli higoht!
Hender gmeint an Tanz und zue de lustige Buebe?
Z'Uzefeld verbei gohts mit biwegliche Schritte
Zue de schöne Buechen*) und hört e heiligi Meß a.
Guet erzoge ischs, und anders cha me nit sage.
No der heilige Meß, so seits: „Jez willi mi schicke,
Aß i witers chumm." — Jez simmer scho vornen an Schönau,
Jez am Chastel verbei, und allewil witers und witers
Zwische Bergen und Berge im chüele duftige Schatte,
Und an mengem Chrüz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gosch, wirsch allewil größer und schöner,
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt sie de Rase
Grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
Neui Chrüter do, wie schießen in prächtige G'stalte
Bluemen an Bluemen uf, und geli, saftigi Wide!
Vo dim Othem gwürzt, stöhn rothi Erdberi-Chöpfli
Millione do und warten am schattige Thalweg.
Vo dim Othem gnährt, stigt rechts an sunnige Halde
Goldene Lewat uf die Feldere Riemen an Rieme.
Vo dim Othem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge
Freudig der Hirtebueb, und d'Holzart tönet im Buechwald.
's Mambacher Hütteli chunnt, und wullige Häli vo Zell her,
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wise;
Alles grüent und blüeiht in tusigfältige Farbe;
Alles isch im Staat, und will mi Meidbeli grüeße.
Doch de bisch ke Meidbele meh, jez sagi der Meidli.

Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Chrützli,
Chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,

*) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese.

Suechen Engelsüß, und luegen aben und stune.
„Toneli," — seit der Seppli — „was het echt d'Wiesen im Chöpfli,
Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d'Stroß sitzt
Mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
Schießt und in d'Matte lauft, und mittere selber im Champf isch!"

Feldbergs Tochter, los, de g'fallsch mer numme noch halber!
's goht mer, wie dem Sepli. Was hösch für Jesten im Chöpfli?
Fehlt der näumis, so schwetz, und hättsch gern näumes, se sag mer's!
Aber wer müt sejt, bisch du! Mit schwankige Schritte
Laufsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
Furt in's Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch,
Und schangschiersch der Glauben und wirsch e luthrischer Chetzer!
Hani's denn nit gsait, und hani mers echter nit vorgstellt?
Aber jez isch's so, was hilft jez balgen und schmähle?
Aendere chani's nit, se willi der lieber gar helfe!
Oebbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide;
's schickt si nümme, barfis z'laufe, wemme so groß isch.
Do sin wißi Bauwelestrümpf mit chünstlige Zwickle,
(Leg sie a, wenn d'chasch!) und Schueh und silberni Rinkli;
Do ne grüene Rock! Vom breit verblendlete Lübli
Fallt bis zu de Chnöblenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Brusttuech,
Sammet und roseroth. Jez flichti der chünstliche Zupfe
Us de schöne, sufer g'strehlte, flächsene Hoore.
Obe vom wiiße Aecken und biegsam in d'Zupfe verschlunge,
Fallt mit beide Ende ne schwarze sidene Bendel
Bis zuem tiefe Rocksaum abe. — G'fallt der die Chappe,
Wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
Unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
Fürsi mit dem Letsch und abe gegenem Gsicht zue!
Jez e side Fürtuch her, und endli der Hauptstaat,
Zwanzig Ehle lang und breit, e Mailänder Halstuech!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
Schwebts der uf der Brust, stigt mittem Othem und senkt si,

Wahlet der über d'Achslen und fallt in prächtige Zipfle
Uebern Rucken abe, sie ruusche, wenn de'n im Wind gohsch!
Het me's lang, se loßt me's henke, höri mi Lebtig.
D'Ermel, denk wohl, henksch an Arm, wil 's Wetter so schön isch,
Aß me's Hemd au sieht, und dine gattigen-Aermli,
Und de Schiehut nimmsch in d'Hand am sidene Bendel;
D'Sunne git eim wärmer und schint eim besser in d'Auge,
Wer en in de Hände trait, und's stoht der au hübscher!
Und de gfallsch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes si jez freut, und wie's in zimpfere Schritte
Tänzelet, und meint, es seig d'Frau Vögtene selber,
Wie's si Chöpfli hebt, und jeden Augenblick z'ruck schielt,
Oeb me's echt au b'schaut, und öb men em ordeli noluegt!
Jo, de bisch jo hübsch, und jo, du Närrli, mer luege,
Du Margrövermeidli, mit diner goldige Chappe,
Mit den lange Zupfe und mit der längere Hoorschnuer,
Mit dem vierfach z'semmegesetzte flattrige Halstuech!

Aber rothet jez, wo's hofertig Jümpferli higoht!
Denk wohl, uffe Platz, denk wohl zuer schattige Linde,
Oder in d'Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
Hender gmeint? jo wohl! Am Bergwerch wisperlets abe,
Lengt e wenig duren und trüllt e wengeli d'Räder,
Was der Blosbalg schnufe mag, aß d'Füürer nit usgöhn.
Aber 's isch si Blibes nit. In d'Husemer Matte
Schießt's, und über d'Legi nab mit große Schritte go Farnau;
Laufsch mer nit, so gilts mer nit, dur's Schopfemer Chilspel.
Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
Wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
Uf di dar, und git der d'Hand und fallt der a Buese?
Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nieder hets di Gang und dini Gebehrde.
Jo, de chennschs, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmschs in d'Arm, und losch's nit goh, gib Achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers und allewil aben und abe!
Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfallene Mure!
In vertäfelte Stube, mit goldene Liste verbendlet,

Hen sust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Heregsind, und d'Freud isch z'Röttle deheim gsi.
Aber jez isch Alles still. Undenkliche Zite
Brenne keine Liechter in sine verissene Stube,
Flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
Goht kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume. —
Lueg, dört ehnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Föhris Hüsli und am Berg dört d'Höllstemer Chilche.
Steine lömmer liegen und fahre duren in d'Matte,
Guete Weg isch au nit um, und weidle chasch laufe.
Wenn's nit nidsi gieng, i weiß nit, öbbi der noch käm.
Unter Steine chunnsch mit dine bewegliche Schritte
Wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren in's Rebland
Neben Hanigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig ufe, wer steht dört oben am Fenster
In sim neue Chäppli, mit sine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich, Her Pfarrer!"
Jez goths Thuemrige zue, jez witer in d'Lörecher Matte.
Siehsch das ordelig Städli mit sine Fenstern und Gieble,
Und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
Wie sie riten und fahren? Und siehsch dört 's Stettener Wirthshus?
Worum wirsch so still und magsch nit dure go luege?
Gell, de siehsch sel heilig Chrütz vo witem und trausch nit,
Möchtisch lieber z'ruck, as fürsi! Laß der nit gruse!
's währt nit lang, so stöhn mer frei uf schwitzrischem Bode.

Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
Bis an Stetten abe uf diner steinige Landstroß,
Bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
Zwischenem Faschinat, wirsch allewil größer und schöner,
Freudiger allewil und schaffig, was me cha sage.
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
Grüener rechts und links, wie stöhn mit chräftige Triebe
Neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Bluemen ohne Zahl! De Summervögle thuet d'Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettene Blueme,

Frauemänteli, Hasebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau auf alle Spitzen un Halme?
Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
Ziehn sie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere
Feisti Matte Stunde wit un Tauen an Taue?
Und derzwische stöhn scharmante Dörfer und Chilchthürm.
's Brombacher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher Rößli,
Fresse der us der Hand und springen und tanze vor Freude,
Und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
Halte d'Vögeli Judeschuel und orglen und pfife.
D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het se in's Grab gleit.
Aber rechts und links, wie schwanken an flachere Raine
Rocken und Weizehalm! Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
Rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!
O 's isch Alles so schön, und überal anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
Gigset der Wage, d'Geisle chlöpft un d'Sägese ruschet,
Und de grüeßisch alli Lüt und schwetzisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drothzug oder Gerstestampfi, Sägen und Schmidte,
Lengsch mit biegsamen Arme, mit glenksame Fingere dure,
Hilfsch de Müllere mahlen und hilfsch de Meidlenen ribe,
Spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidigi Fäde.
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet's Ise vom Füürherd
Uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
Singsch derzue und gersch kei Dank, „Gott grüeisich, Gott bhüetich!"
Und isch näume ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
Chunchisch e bizzele duren, und hilfsch der Sunne no bleiche,
Aß sie fertig wird, sie isch gar grüselig langsem!

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie's ander,
Nu se sey's bekennt! De hesch au bsunderi Jeste,
's chlage's alli Lüt, und sagen, es sey der nit z'traue,

Und wie schön de seigsch, wie liebli dine Gibehrde,
Stand der d'Bosget in den Auge, sage sie Alli.
Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
Oder rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fueßweg,
Bohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen sie näume gmeiht, und hen sie gwarbet und gschöchet,
Holsch's und treisch's de Nochbere duren Arfel um Arfel.
's sagen au e Theil, de seigisch glückli im Finde
Uf de Bänke, wo nit gwüscht sin, aber i glaubs nit.
Mengmol haseliersch, und 's mue der Alles us Weg goh;
Debbe rennsch e Hüsli nieder, wenns der im Weg stoht.
Wo de gohsch und wo de stohsch, isch Balgen un Balge.

Feldbergs Tochter, los, de bisch an Tugeb und Fehler
Zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
Aß es versprochen isch und aß sie enander scho bstellt hen?
Meinsch, i chene die Holderstock, di chräftige Burst nit? —
Ueber hochi Felsen und über Stuuden un Hecke
Eis Gangs us de Schwitzerberge gumpet er z'Rhinek
Aben in Bodensee, un schwimmt bis füre go Chostanz,
Seit: „I mueß mi Meidli ha, do hülft nüt, und batt nüt!"
Aber oben an Stei, se stigt er in langseme Schritte
Wieder usem See mit sufer gwäschene Füeße;
Tiesehofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
Furt Schafhuse zu, furt an die zackige Felse.
An de Felse seit er: „Und's Meideli mueß mer werde!
Lib und Lebe wogi dra, un Chretze und Brusttuech!"
Seits, und nimmt e Sprung. Jez brutlet er abe go Rhinau;
Trümmlig isch's em worde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau un Chaiserstuhl un Zurzi un Waldshut
Het er scho im Aecke, vo Waldstadt lauft er zu Waldstadt,
Jez an Chrenzech aben in schöne, breite Reviere,
Basel zu. Dört wird der Hochzitzedel geschriebe.
Gelt, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch?

Hätti z'rothe gha, 'swär z'Wil e schickliche Platz gsi;
's het schon menge Briggem si gattig Brüttli go Wil gführt,

Ufem Züri-Biet, vo Liestal aben un Basel,
Und isch jez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
Ohne Widerred vo mine gnädige Here.
Aber di Vertraue stoht zum Chlai-Hüniger Pfarrer.
Wie de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlübi, un chunnt er nit ebe dört abe?
Jo, er ischs, er ischs, mit sine blauen Auge,
Mit de Schwitzerhosen un mit der sammete Chretze,
Mit de christallene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuech,
Mit der breite Brust und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsher vo Basel,
Stolz in sine Schritte un schön in sine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
Un wi stigt der d'Röthi jez in di lieblige Backe,
Wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, un gell, de hesch der's nit vorgstellt,
Und's wird der wohr, was im verborgene Stübli
D'Geister g'sunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
Aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
Rueft's mer: „Bhüeidi Gott!" und fallt em freudig an Buese.
Bhüeidi Gott der Herr, und folg mer, was i der gseit ha!

J. Peter Hebel.

Die wunderbare Harfe.

Dört wohnt am Rhistrom en Edelma,
Der het zwei jungi Töchterli gha.

Die ältschst isch schwarz wie der Bodem gsi,
Die jüngscht se wiß wie der Sunneschi.

Die Schwester seit em Schwesterli do:
„Chumm, lass is aben an Rhistrom goh!"

„„Und wuschist du di au Nacht und Tag,
Dim G'sichtli sel doch nüt batte mag."“

Un sie göhn, und sie stöhn am breite Strand,
Keit (wirft) d'Aeltscht ihr Schwesterli weg vom Sand.

„„Lieb Schwesterli, hilf mer doch uf an's Land,
I will der au geh mi rothes Goldband!""

„Di rothes Goldband wirdi scho übercho,
Doch sottu uf Gotts grüener Erd nümme goh!"

„„Hilf mer uf an's Land, lieb Schwesterli,
Mi Briggem (Bräutigam) soll der au gschenket si!""

„Di Briggem wirdi scho übercho,
Doch solltu uf Gotts grüener Erd nümme goh."

„„Se helfe min Aetti, isch frumm und guet,
Mi Hochzit trinki in chlorer Fluet.

„„So helfe denn au mi Muetterli,
Mi Hochzit trinki im tiefe Rhi.

„„Se helfe mi Briggem im grüene Land,
Mi Brutbett hani uf wißem Sand."" —

Dört wohnt au e Spielma vom Rhi nit wit,
Und er goht an Strand, wo die Lüche lit.

Und er lengt sie usem Rhistrom rus,
Und macht si ne schöne Harfe drus.

Und er nimmt der Jungfrau schneewißi Brust,
Und die Harfe mueß stimme und chlinge just.

Und er nimmt der Jungfrau Fingerli do,
Und macht si Harfeschrube dervo.

Und er nimmt der Jungfrau Goldlöckeli,
Die müen em Harfesaite si.

Zum Hochzithus treit er die Harfe do,
Wo die Brutlüt alle zsemme sin cho.

Und as er uf der Harfe der erste Schlag thut,
Die Brut sitzt im Brutstuhl gar wohlgemuth.

Und as er uf der Harfe der zweite Schlag thut,
Do fällt's sidene Gwand wohl ab von der Brut.

Und as er uf der Harfe der dritte Schlag thut,
Do lit im Brutstuhl todt die Brut.

Hoffmann von Fallersleben.

(Siehe Simrock's „Rheinsagen." 2. Aufl. Bonn, 1837.)

Der wilde Jäger.

Auch im Wiesenthal haust der wilde Jäger Habsberg. Oft hört man ihn Nachts, wie er seine bellenden Hunde hetzt, durch die Lüfte fahren. Einmal zog er, am hellen Tag, unsichtbar durch den Wald bei Hägelberg, rief einem Bauer zu, aus dem Wege zu fahren, und warf ihn, da derselbe nicht gleich gehorchte, vom Wagen hinunter.

(Siehe Mone's Anzeiger. 3. Jahrgang 1835.)

Die Irrlichter.

Es wandlen in der stille helle Nacht
Wol Engel um, mit Sterneblueme b'chrönt,
Uf grüene Matte, bis der Tag verwacht,
Und do und dört e Betzitglocke tönt.

Sie spröche mitenander deis un das,
Sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel un ke Mon,
Und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
Mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
Sie mü'en den Engle zünde, wo sie göhn.

Un jedem hangt e Bederthalben a,
Un wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
Un büßt e Stückli Schwefelschnitten a,
Und trinkt e Schlückli Treberbrentewi.

Druf puzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flakeret'ts in lichte Flammen uf,
Und hui, goht's wieder d'Matten uf und ab,
Mit neue Chräfte, d'Matten ab und uf!

S'isch chummlicher so, wenn eim vorem Fuß
Un vor den Auge d'Togge selber rennt,
Aß wemme sie mit Hände trage muß,
Und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Un schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
Un sieht vo witem scho die Kerli goh',
Un betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns —" im Wetter sin sie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
So heimelet's en a, der möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb' jo lieber dört,
Un wenn er chunnt, so hebt er d'Ohre zu.

Un schritet öbsch e trunke Ma dur d'Nacht,
Er fluecht und sapermentet: „Chrüz und Stern!"
Und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
Sell hörti wol der füürig Marcher gern.

Doch wird's em nit so gut. Der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do mag i nit dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wüt und breit
Kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
Un denkt: „der chönnet bliben oder cho,
Ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit."
Sell isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
Me lauft im Uhverstand den Engle no,
Sell isch ene wie Gift und Poperment,
Im Augenblick se lön sie alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
Er goht verbei, mer wenn e wenig z'ruck!"

So sage sie, un wandle still es Weg;
Und sider nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt mer witers über Steg un Bort,
Wo nummen au der Engel goht und stoht,
Se seit er z'letzt: „Was gilt's, i find' en Ort,
Du Lappi, wo di Weg nit dure goht?"

Der Marcher muss vora, mit stillem Tritt,
Der Engel hinterher, un lauft me no,
Se sinkt me in e Gülle, 's fehlt si nit;
Jez weisch di B'richt, und jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mer's nit, schreib's lieber in e Buch.
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her!
Isch allewil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
Ne christli G'müeth und 's Bete zieht sie a,
Und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, un wenn en Ehrema
Ne G'schäft für ihn ellei z'verrichte het,
Se loß en mache, was goht's di denn a?
Un los nit, wemme mit dem Nachber redt!

Un goht me der us Weg, se lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkts enanderno,
Und 's git en Unehr. — Sag, i heig der's gseit!

J. Peter Hebel.

Der Fischer an der Wiese.

Kein Sternlein glänzt, schwarz ist die Nacht,
Es rauschen dumpf die Wellen,
Und einsam hält der Fischer Wacht
Bei munteren Forellen.

Rings Alles still; kein Laut, kein Wort
Dringt zu des Fischers Ohren,
Er sitzt an seinem feuchten Ort
In Schlummer halb verloren.

Bald regt er sich und reibt die Hand
Und streckt die kalten Glieder;
Das Feuer glimmend auf dem Sand
Belebt er emsig wieder.

Erschrocken richtet er sich auf,
Er höret nahe Schritte,
Zwei Männer nehmen ihren Lauf
Zu seiner kleinen Hütte.

Die Fremden treten bald herbei,
Zwei mächtige Gestalten,
Die Mäntel lassen keinen frei
Mit ihren weiten Falten.

Der Fischer ruft die Männer an:
„Was habt ihr hier verloren?
Ihr seht, ich bin kein tauber Mann,
Laßt mich nur ungeschoren.“

„„Dein Feuer führte uns zu dir,““
Sprach einer von den Beiden,
„„Wir möchten kurz verweilen hier,
Wenn du es gern magst leiden.““

„Ihr seid verirrt, wie ich wohl denk',
Seid nicht auf rechtem Wege . . .
Bei Nacht da sieht man nicht die Ränk'
Der Pfade und der Stege.“

„„So ist's, und wenn es dir beliebt,
So reich' uns deine Hände,
Du bist der Pfade wohl geübt,
Und leit uns an das Ende.

„„Thust du es, wird dich nimmermehr
Die rasche That gereuen,

Kennst du nach Basel sichre Fähr'?
Der Lohn wird dich erfreuen!'"

„Nach Basel? nun ich frage nicht,
Woher ihr seid gekommen.
Ich thue schweigend meine Pflicht,
Mög's euch, ihr Herrn, nur frommen.

„Doch ruht erst eure Glieder aus,
Laßt mich ein Mahl bestellen.
Kommt hier in dieses kleine Haus;
Belieben euch Forellen?"

Bald stand ein köstlich Fischgericht
Auf einem Tisch von Weiden.
Es säumten sich die Fremden nicht,
Es schmeckt gar wohl den Beiden.

Der Fischer sah beim Feuerschein
Den Männern in die Augen:
— Das müssen hohe Herren seyn,
Die nicht zu Fischern taugen!

Allein er hat ein treu Gemüth,
Er frägt nicht nach dem Stande,
Er hilft, wo er Gefahren sieht,
Frägt nicht: aus welchem Lande?

Die Fremden hatten sich erquickt,
Sie standen auf vom Tische,
Die Hand des Fischers ward gedrückt,
Gedankt ihm für die Fische.

„'Nun Alter, leit' uns sichern Weg,
Geh's auch durch Sumpf und Pfühle,
Wir folgen über Pfad und Steg;
Wann sind wir denn am Ziele?'"

„Wir gehn den nächsten Weg dahin,
Erreichen's in zwei Stunden.
So wahr ich Christ und ehrlich bin,
Wird sicher es gefunden."

Der Fischer tritt nun rasch voran,
Es folgen ihm die Beiden.
Nächst an der Wiese zog die Bahn,
Bedeckt von hohen Weiden.

Durch Sümpfe geht's und über Stein,
Gleichviel, es geht doch weiter.
Und endlich hält der Fischer ein,
Es halten die Begleiter.

„Gelöst, ihr Herrn, ist nun mein Wort!
Ich that nach euerm Willen,
Mög' nun das reiche Basel dort
Euch andre Wünsch' erfüllen."

„„Wohlan, du bist ein Ehrenmann!
Du sollst nun auch erfahren,
Wem treue Dienste du gethan —
Sieh mich, den Mann von Jahren!

„„Ich bin **Karl Wilhelm**, dein Markgraf —
Mich freut's, daß noch vorhanden
So biedre Männer treu und brav
In meinen obern Landen.

„„So Männer, die den Fremdling gern
Mit Wort und That berathen,
In deren Brust die Falschheit fern:
Sind Zierden in den Staaten.

„„Trägst du auch noch so rauh Gewand,
Ich weiß was drunter wohnet.
Nimm, Wackrer, deines Fürsten Hand,
Und sag', was dich belohnet.

Der Fischer wirft sich auf ein Knie,
Er küßt des Fürsten Hände:
„Belohnung, Herr? So sei sie die,
Daß ich mich Euch verpfände."

„„Gut, komm nach Basel in mein Haus
Nach deinem Wohlgefallen;

Du gehest ein und gehest aus
Gleich meinen Räthen allen.'"

Und in des Fischers Augen treu
Erglänzen Freudenzähren.
„Herr Markgraf, diese Ehre sey
Mir mehr als alle Ehren!"

Wohl alle Wochen einmal trug
Nach Basel er Forellen,
Dem Herrn Markgrafen nach Befug
Dieselben zu bestellen.

Der kräftigste, der schönste Fisch,
Den nur die Wiese nährte,
Der mußte auf des Herren Tisch,
Den hoch der Fischer ehrte.

Und es verstrich geraume Zeit —
Der Fischer an der Wiese
Verlebte in Zufriedenheit
Die Tage still und süße.

Da kam einmal ein schöner Brief
Von Fürstenhand geschrieben.
„'In meiner Seele bist Du tief
Mit Deiner Treu' geblieben.

„'Ich will Dir keinen großen Lohn
Für Deine Treue schenken,
Nimm nur, Du wackrer Landessohn!
Von mir ein Angedenken.

„'Für Dich und für Dein ganz Geschlecht,
Das lange sich nicht schließe,
Empfange Du das Fischerrecht
Dort in der muntern Wiese.'"

Zu Maulburg in der Kirche steht
Ein Grabstein für den Braven;
Bis einst des Richters Ruf ergeht,
Wird er getrost dort schlafen.

Steinen bei Lörrach. Reinhard Reitzel.

Der Schütze von Schopfheim.

Hoch auf des Berges Rücken
Da liegt bemoost Gestein,
Das sollen von dem Schlosse
Steinegg die Trümmer seyn.*)

Sie blicken still und traurig
Herab in's Wiesenthal;
Die liebe Abendsonne
Grüßt sie mit ihrem Strahl.

Dort auf der hohen Veste
Lebt' einst ein Schwesternpaar,
Mildthätig und bescheiden
Und sittsam immerdar.

Als ihres Lebens Abend
Zu nahen sich begann,
Verließen sie die Stammburg
Mit Dienern und Gespann.

Sie wohnten dann zu Schopfheim
In ihrem eignen Haus,
Und stellten Schloß und Güter
Dem jungen Vetter aus.

Sie speisten da die Armen
Und halfen Jedem gern,
Und dienten mehr mit Werken
Als Worten Gott dem Herrn.

An einem Sommertage
Lustwandelnd in dem Wald,
Im eifrigen Gespräche
Verirrten sie sich bald.

*) Bei dem Weiler gleiches Namens zwischen Säckingen und Schopfheim.

Die Sonne war gesunken
Hinab die Bergesfluh,
Die Schwestern fanden nimmer
Den Weg der Heimath zu.

Und beide knieten nieder,
Zum Himmel stieg ihr Fleh'n:
„O laß uns, Allerbarmer,
Den sichern Ausgang seh'n!"

Kaum richten vom Gebete
Sie wieder sich empor,
Da sprang aus dem Gebüsche
Ein Ungethüm hervor.

Sie schrieen auf, daß gellend
Es in die Ferne drang,
Und hielten sich einander
Umschlossen todesbang.

Doch in dem Augenblicke
Erscholl ein Büchsenschuß —
Durchbohrt zu ihren Füßen,
Das Thier verenden muß.

Die Schwestern sanken nieder
Wie Marmorbilder bleich,
So findet sie der Schütze
Und er erkennt sie gleich.

Bald ruft er in das Leben
Sie wiederum zurück,
Und segnend auf dem Manne
Verweilt der Schwestern Blick.

„„Dankt Gott! ihr seid gerettet,
Da seine Hand mich hier

Just noch zur guten Stunde
Geführt in dies Revier.'"

Dort lag in seinem Schweiße
Der Rieseneber kalt,
Der hatt' in diesen Gründen
Längst seinen Aufenthalt.

Der Jäger führt die Frauen
Zurück auf sicherm Pfad.
Von Lohn will er nichts wissen,
Der wackre Kamerad:

„'Dafür wollt ihr mich lohnen,
Daß ich, was Pflicht, geübt?
Was ich, thät ja ein Jeder
Für euch, so allgeliebt.

„'Da soll mich Gott behüten!
Belohnung nehm' ich nicht;
Ein Schuft nur läßt sich zahlen
Für die gethane Pflicht.'"

So sprach der Schütz von Schopfen,
Der Mann so schlicht und gut;
Sein Namen ist verklungen,
Doch nicht sein Edelmuth.

Die Schwestern aber schenkten
Dafür dem Schützenstand
Ein Stück vom schönsten Walde
Als ihres Dankes Pfand.

Der „Schützenwald" grünt lustig
Bis auf die heutige Stund,
Und immer neu floriret
Der edle Schützenbund.

Steinen bei Lörrach. Reinhard Reitzel.
(Originalmittheilung.)

Lörrach's Ursprung.

Lörrach, einst Hauptort der Herrschaft Rötteln und der Landgrafschaft Sausenberg, vom Jahr 1809 bis 1815 Hauptstadt des bad. Wiesenkreises, bildet jetzt den Mittelpunkt der oberländer Gewerbs- und Handelsthätigkeit, wozu es seine günstige Lage im Wiesenthale ohnweit Basel, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, von selbst erhoben hat. Die älteste Geschichte dieses Ortes liegt sehr im Dunkeln, und läßt sich das Ermittelte auf folgende Notizen zurückführen. Kaiser Ruprecht erhob das Dorf Lörrach, das im eilften Jahrhundert den Herrn von Rötteln gehörte, im Jahr 1463 zu einem Marktflecken. In früherer Zeit soll der Ort eine Burg gehabt und mehreren freiherrlichen Geschlechtern, worunter das von Eptingen als das bedeutendste genannt wird, zu Lehen gegeben worden seyn. Auch Herren von Lörrach gab es hier, von denen übrigens die Geschichte nichts Bemerkenswerthes überliefert hat, und die schon im 15. Jahrhundert spurlos untergegangen sind. Von dem Burgschlosse, das hier zu Lehen diente, weiß man nicht einmal die Stelle, wo es erbaut war. Ob die Stadt von einer solchen Burg ihren Namen erhalten habe, ist zweifelhaft. Gewiß ist, daß die Lerche das alte Wappen der Stadt war. Im Jahr 1682 wurde Lörrach von Markgraf Friedrich Magnus zur Stadt erhoben, und 8 Jahre darauf (im J. 1690) wurde die von Markgraf Friedrich V. im J. 1650 in Rötteln errichtete „Landschule" von dort als Pädagogium nach Lörrach verlegt, nachdem schon vorher die Behörden, sonst in Rötteln ansässig, hierher verpflanzt worden waren, wodurch der Urbanisirung des Ortes eine breitere Grundlage gegeben ward.

Burg Rötteln.

Am breiten Ausgang des Thals, zwischen der Kander und Wiese, prangt auf waldigem Hügel die Burg Rötteln hervor, weithin die Gegend beherrschend und ihr erster Schmuck. Nur wenige Schlösser am Rheinstrome können sich, was die Schönheit der Lage betrifft, mit dem Rötteler messen. Ehrwürdig durch Alter und Geschichte schaut von seinen Zinnen ein Stück des Mittelalters, wohl ein Jahrtausend groß, herab ins Thal, vergraben an seinem Ursprung im Staub der Documente; die frühere Zeit bis hinauf ins Grau des Alterthums mißt hier kein Auge, ihrer Thaten auch noch so kundig. Wer nur darauf verfallen konnte, dies Schloß, das an jedem Stein den teutschen Ursprung verräth, oder auch nur den wohlerhaltenen äußersten Thurm, der gerade am lautesten gegen das Römerthum zeugt, in die Zeit des beherrschenden Alterthums hinaufrücken zu wollen! An Thürmen und Thoren, an Fensternischen, Einfriedigungen u. s. w. sieht man unschwer, sowie an der unterscheidenden Vorburg, die Wahrzeichen des teutschen Ritterthums, das einst Tage hohen Glanzes hier verlebte. Längst ist die goldene Pracht zerstoben, die Zinnen sind eingefallen, die Säle sind Wohnstätten des kriechenden Gewürms geworden, und im Burghof wächst Gras für meckernde Ziegen. Von hier aus genießt der Beschauer einen reizvollen Ausblick. Durch das Thalgelände zieht sich ein bunter Wechsel von Dörfern und Weilern, von schattigen Höhen und fruchtbaren Feldern hin, ein lachendes Landschaftsbild, von einem engen aber goldenen Rahmen eingefaßt. Links haftet der Blick über Schopfheim hinaus an den Riesen des Schwarzwalds; rechts ab fällt das Auge über Lörrach mit seiner weinhügeligen Umgebung, nachdem die altehrwürdige Schweizerstadt voll Reichthum und aristokratischen Stolzes sich hinter des Thales weitauslaufenden Armen vornehm der Perspective entzogen, auf die Bergreihe des Jura hin, die sich hereinzieht durch die Schweizergefilde, und das nahe baselische Landschaftsgebiet, reich von Burgen behangen und mit lieblichen Thälern geschmückt, quer durchwindet. Dem geschärften Auge liegen selbst die mit ewigem Eise bepanzerten Gletscher, wenn die Strahlen der Sonne den hüllenden Wolkenschleier

verdünnen, nicht zu ferne. Wie ein Silberfaden schlängelt sich die Wiese über den bunten Teppich des Thales hin, Namen und Ruf und reiche Nahrungssäfte ihm bietend und stürmisch entgegen schwellend dem prachtvollen Strome, an dessen Ufern der römische Kaiser Probus (reg. 267—282 n. Chr.), siegreich gegen die Teutschen am Rheine, wie gegen deren Stammgenossen — die Perser, durch seine Legionen die ersten Reben pflanzte. Einer der mächtigsten Dynasten im (vormals bekanntlich den schwäbischen Landen zugehörenden) Breisgau war im eilften Jahrhundert der Freiherr von Rötteln, von dessen Geschlecht die Geschichte wenig Kunde gibt. Einer dieses Geschlechts, Dietrich von Rötteln (Rötelein)*) verwaltete das Schirmamt über die diesseitigen Güter der Kirche St. Alban zu Basel; sein Name vererbte sich, nach der Sitte der damaligen Zeit, bis in's vierte und fünfte Geschlecht; das ganze Geschlecht aber erlosch schon dritthalbhundert Jahre nach ihm.**) Nach der Theilung der badischen Lande kam Rötteln unter Markgraf Ernst an die jüngere, oder (wie sie später auch hieß) die protestantische Linie (Baden-Durlach) im Jahr 1535. Unter Ernsts Sohne, Karl II., wurde 1556 die lutherische Confession durch Basler Theologen, insbesondere durch den gelehrten Dr. Sulzer, in der Röttler Herrschaft und der obern Landesgegend eingeführt. Mehrere badische Markgrafen, unter andern der aus dem dreißigjährigen Kriege bekannte Georg Friedrich, wohnten auf dem Schlosse, auch liegen mehrere derselben in der Rötteler Kirche begraben. Ueber das Alter dieser Kirche, geschmückt mit den Rötteln'schen, Badenweilerschen und Badischen Wappen, gibt es keine documentirte Gewißheit. Das Schloß Rötteln war häufig kriegerischen Anfällen ausgesetzt. Sogar die Basler, und diese zuerst, belagerten es 1333, jedoch erfolglos: wie denn die eisernen Waffen Basels bis auf die neueste Zeit herab fast immer unterlegen sind. Im 30jährigen Kriege, wie schon vorher im Bauernkriege, hatte Rötteln viele Drangsale zu überstehen. Im Orleans'schen Successionskrieg ward es nebst den Schlössern zu Badenweiler und Sausenburg von den Franzosen 1678

*) Der Name kommt vom „rothen Leuen" den er im Wappen führte.

**) Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 109.

erobert und zerstört. Seitdem liegt es in Ruinen, die noch Zeugen sind von seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit. Der einst bedeutende Marktflecken Rötteln (eine Stadt ist Rötteln nie gewesen, wie Manche irrthümlich behauptet haben), unweit des Schlosses liegend, ist von der Zeit an zu einem bedeutungslosen Oertchen, durch nichts mehr ausgezeichnet als durch einen reizenden Pfarrsitz, herabgesunken. Dagegen ist aus seinen Trümmern wie eine Colonie die Stadt Lörrach entstanden, die bis dahin nur ein Marktflecken war.

Riedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, spinnet, und Jergli, leng mer der Haspel!
D'Zit vergoht, der Obed chunnt und 's streckt si in's Früeijjohr.
Bald gohts wieder use mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav, wie's Riedligers Tochter!

In de Berge stoht e Huus, es wachse jez Wesme
uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's isch scho alt, und sin jez anderi Zite,
Weder wo der Simme=Fritz und 's Eveli g'huust hen.
Sie hen 's Huus erbaut, die schönsti unter de Firste,
Und ihr Name stoht no näumen am rueßige Tremel.
Het me gfrogt, wer sin im Wald die glücklichsten Chlüt,
Het me gseit: „der Simme=Fritz und 's Riedligers Tochter!"
Und 's isch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.

Spinnet, Chinder, spinnet, und Jergli, hol mer au Trieme! —
Mengmol, wo der Fritz no bi den Eltere glebt het,
Het en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Hesch di no nit anderst bsunne? G'falle der 's Meiers
Matte no nit besser zue siner einzige Tochter?"
Und der Fritz het druf mit ernstliche Worten erwiedert:
„„Nei, sie gfalle mer nit, und anderst b'sinni mi nümme.
's Riedligers suferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer."" —
„D'Tugede loß den Engle! Mer sin jez no nit im Himmel!" —
„„Lönt de Chüeihe 's Heu ab's Meiers grasige Matte!"" —
„D'Muetter isch e Hex!" — „„Und soll au d'Muetter e Hex sy,

Muetter hi und Muetter her, und 's Töchterli willi!'" —
„'s Meidli soll's gwiß au scho tribe, d'Nochbere sage's." —
„,Sel isch en alte B'richt, und dorum chani's nit wende.
Winkts mer, se mueß i cho, und heißt es mi näumis, so thuenis.
Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Buese,
Wird's mer, i weiß nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
's isch ke liebliger Gschöpf, aß so ne Herli, wo jung isch.'" —

Näumis het d'Muetter gwüßt. Me seit, das Meideli seig gwiß
In sim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gsi,
Und hab Erberi g'suecht. Uf eimol hört es e Ruusche,
Und wo's um si luegt, se stoht in goldige Hoore,
Nummen en Ehle lang, e zierlig Frauweli vor em,
Inneme schwarze Gwand und g'stickt mit goldene Blueme
Und mit Edelgstei. „Gott grüeß di, Meideli!" seit's em,
„Spring nit furt, und förch mit nit! I thue der kei Leidli."
's Eveli seit: „,Gott dank der, und wenn du 's Erdmännli's *)
Frau bisch,
Willi di nit förche!'" — „Jo freili," seit es, „das bini. —
Meideli, los und sag: channsch alli Sprüchli im Spruchbuech?" —
„,Jo, i cha sie alli, und schöni Gibetli und Psalme.'" —
„Meideli, los und sag: gohsch denn au flißig in d'Chilche?" —
„,Alli Sunntig se thueni. I stand im vorderste Stüehli.'" —
„Meideli, los und sag: folgsch au, was 's Muetterli ha will?" —
„,He, wills Gott der Her, und froget 's Muetterli selber!
's chennt ich wohl, i weiß es scho, und het mer scho viel gseit.'" —
„Meideli, was hesch g'seit? Bisch öbbe 's Riedligers Tochter?
Wenn de mi Gotte bisch, se chumm au zue mer in d'Stuebe!"
Hinter der Brumberi-Hurst gohts uf verschwiegene Pfade
Tief dur d'Felsen i. Hätt 's Frauweli nit e Laternli
In der Linke treit, und 's Eveli sorgli am Arm g'füehrt,
's hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e silberni Thür uf.
„,O Her Jesis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?'" —
„Nei doch, du närrisch Chind. In mi'm verborgene Stübli
Bisch, bi diner Gotte. Sitz nieder und biß mer Gottwilche!
Gell, das sin chospere Stei an mine glitzrige Wände?
Gell, i ha glatti Tisch? Se sin vom suferste Marfel.

*) Aus der Haselhöhle.

Und do die silberne Blatten, und do die goldene Teller!
Chumm, iß Hunigschnitten und schöni gwundeni Strübli!
Magsch us dem Chägeli Milch? Magsch Wi im christalene
Becher?" —
„,Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli möchti.'"

Wones gesse het und trunke, seit em si Gotte:
„Chind, wenn d'flißig lehrsch, und folgsch was 's Müetterli ha will,
Und chunnsch us der Schuel und gohsch zuem heilige Nachtmohl,
Willi der näumis schicke. Zeig, wie, was wär der am liebste?
Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zum
Spinne?" —
„,Bald isch's Plunder verrisse, Frau Gotte, schenket mer's
Rädli!'" —
„'s Rädle will gspunne ha. Nimm lieber's Trögli voll Plunder!
Siehsch die sideni Chappe mit goldene Düpflene gsprenglet?
Siehsch das Halstuech nit mit siebefarbige Streife,
Und e neue Rock, und do die gwässerti Hoorschnuer?" —
„,Jo, 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte, schenket mer's
Rädli!'" —
„Willsch's, se sollschs au ha, und chunnts, se halt mer's in Ehre!
Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle,
Und an Segen und Glück. I weiß em verborgeni Chräfte.
Sieder nimm das Rösli und trag mers sorglich im Buese!
Aß denn au öbbis hesch von diner heimliche Gotte!
Los, und verlier mers nit! Es bringt der Freuden und Gsundheit.
Wärsch mer nit so lieb, i chönnt der jo Silber und Gold ge."
Und jez het sie's gchüßt, und wieder usen in Wald gfüehrt:
„Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!" —
So viel isch an der Sach, und deshalb het me ne nogseit,
D'Muetter seig e Hex, und nit viel besser ihr Meidli.

Nu das Meideli isch mit si'm verborgene Blüemli
Hübscher vo Tag zue Tag und alliwil liebliger worde.
Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
Und am Ostertag zuem Nachtmohl gangen und heim chunnt,
Nei, se bhüetis Gott, was stoht im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaumholz, und an der Chunkle ne Riste

Mitteme zierlige Band us rosiger Siden umwunde,
Unte ne Letschli dra, und 's Gschirli zuem Netze vo Silber,
Und im Chrebs e Spüehli, und scho ne wengeli g'spunne.
D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Eveli gluegt! Was isch das Eveli gsprunge!
Gsangbuech weg und Maie weg und 's Rädli in d'Arm gno,
Und het's g'chüßt und druckt. „O liebi Frau Gotte, vergelts Gott!"
's het nit z'Mittag gesse. Sie hen doch e Hammen im Chöl gha.
's isch nit usen in's Grüen mit andere Chindere gwandlet,
Gspunne hets mit Händ und Füeße; het em nit d'Muetter
's Rädli in Chaste gstellt, und gseit: „Gedenke des Sabaths!
Isch nit Christus der Her hüt vo de Todten erstande?" —
Nu, di Rädli hesch. Doch Eveli, Eveli, weisch au,
Wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gmeint ha
Frili weisch's, worum denn nit, und het sie 'm verheiße:
„Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle
Und am andere Sege;" se het sies g'halte wie's recht isch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Trogete Garn gholt?
Hets nit alli Johr vom finste gliichliche Fade
Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli zuem Färber?
He, me het jo gseit, und wenns au dussen im Feld seig,
's Rädli spinn elleinig furt, und wie si der Fade
Unten in d'Spuehle zieh', wach's unterm rosige Bendel
D'Riste wieder no, — sell müeßt mer e chummligi Sach sy; —
Und wer het im ganze Dorf die suferste Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichsten Ermel am Hemd gha,
Und die suferste Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
's Frauweli im Felseg'halt si liebligi Gotte.
Drum het's Simme's Fritz, wo's achtzeh' Summer erlebt het,
Zue der Muetter gseit mit ernstlige Mine und Worte:
„„Numme 's Riedligers Tochter zue ihre Tugede gfallt mer!""
Muetterherz isch bald verschreckt, zwor sotti's nit sage.
Wo sie wieder e mol vo's Meiers Tochter und Matte
Ernstlig mittem redet, und wills mit Dräue probiere:
„'s git e chräftig Mittel," seit sie, „wenn de verhext bisch.
Hemmer für's Riedligers g'huust? Di Vater setzt di ufs Pflichttheil,

Und de hesch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra.“ —
„„Muetter,““ erwiedert der Simme, „„soll Euer Sege verscherzt sy,
Stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.
Z'Stette*) sitzt e Werber, und wo men uffeme Berg stoht,
Lütet d'Türkeglocke an allen Enden und Orte.
Bluet um Bluet, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe.
Färbt mi Bluet e Türkesäbel, schuldig sin Ihr dra!““

Wo das d'Muetter hört, se sitzt sie nieder vor Schrecke:
„Du vermessene Chind, se nimm sie, wenn de sie ha witt!
Aber chumm mer nit go chlage, wenn's der nit guet goht.“ —
's isch nit nöthig gsi. Sie hen wie d'Engel im Himmel
Mit enander g'lebt, und am verborgene Sege
Vo der Gotte hets nit gfehlt im hüsliche Wese.
He, sie hen jo z'letzt vo's Meiers grasige Matte
Selber die schönsti g'meiht, 's isch Alles endli an Stab cho,
Und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle. —
Thüent jez d'Räder weg, und Jergli, der Haspel ufs Chästli!
's isch afange dunkel und Zit an anderi G'schäfte.

Und so hen se 's gmacht, und wo sie d'Räder uf d'Site
Stellen, und wen go, und schüttle d'Agle vom Fürtuech,
Seit no's Vreneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,
Wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rösli.“
Aber d'Muetter erwiedert: „„'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,
's chunnt uf 's Rädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege,
Wenn de schaffe magsch. Und hesch nit 's Blüemli im Buese,
Wenn de züchtig lebsch und rein an Sinnen und Werke?
Gang jez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!““

J. Peter Hebel.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo simmer doch echterst? Bald glaubi, mer seige verirret.
's schlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke Glocke;

---

*) Pfarrdorf Stetten, eine halbe Stunde von Lörrach.

Wo me lost, und wo me luegt, se findt me ke Fueßtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es isch mer, mer seige
Nümme wit vom Häfnet-Bugg. Suſt grusets mer, wenni
Drüber mueß; jez wäri froh. Der Sunne no möcht es
Schier gar Zehni sy. Sel wär kei Fehler, mer chäme
Alliwil no zitli gnueg go Steine bis Mittag. —
Geltet, was hani gseit! Gottlob, do ſimmer am Häfnet,
Und jez weißi Weg und Steg. Der hent doch au betet
Hüte frueih, wills Gott, und hentich gwäschen und d'Hoor gstrehlt
Mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienst thue,
Und der sehnt mer schier so us. Jo, Vetter, i warnich,
Wemmer bim Brunne sind, me würdich wäschen und strehle.
's stoht im Wiesethal und in den einseme Matte
No ne Huus, me seit em numme 's Steinemer Schlößli.*)
's thuet de Hamberchs-Lüten und 's thuet de Buure, wo gfrohnt hen,
Bis es gstanden isch mit sine Staflen am Giebel,
Au kei Zahn meh weh. Doch liege sie rüeihig im Bode,
D'Häfnet-Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
In dem Schlößli ghuset het mit Vater und Muetter.
's isch e Zwingher gsi, und 's het des Frohnes kei End g'ha,
Bald ufs Tribe, bald zuem Bauen oder an Acker,
z'Nacht zuem Hüeten in's Feld, und het der Zwingher und d'Zwingfrau
Nüt meh gwüeßt, isch d'Tochter cho, ne zimpferig Dingli
Mitteme Zuckergsicht und marzipanene Hälsli.
Bald het ein go Basel müeßen oder no witers,
Salbe hole, das und deis zuem Wäschen und Strehle,
Schueh mit gstickte Bluemen und chosperi goldene Chappe
Mit Chramanzlete drum und sideni Hentschen und Bendel.
Meinetder denn, sie wär e mol go Steine in d'Chilche
Uffem Bode gange mit ihre papierene Schuhne?
Derliger, bim Bluest, vom thüürste, wo me cha finde,
Hen sie müeße spreite vom Schlößli bis füren an Steine
Und durs Dorf an d'Chilchhofthür und übere Chilchhof,

*) In der Nähe des Dorfes Steinen, zwei Stunden nordöstlich von Lörrach. Die hier erzählte Sage lebt noch im Munde der dortigen Landleute.

Und am Möntig wäschen. Am nächste Samstig het Alles
Müeße sufer sy, wie neu vom Weber und Walker.
's isch emol en alte Ma, 's heig Niemes si Heimeth
Wüsse welle, neben an dem Oerliger-Fueßweg
Gstanden an der Chilchhofthüre. „Loset, i warnich
Jumpferli," heig er gseit, „'s isch mit dem Plätzli nit z'spasse.
Goht mer so in d'Chilchen und über die graßige Gräber?
Wie heißts in der Bibel? Der werdets iemerst nit wüsse:
Erde sollst du werden, aus Erde bisch du genommen!
Jumpfere,i förch, i förch!" — Druf seig er verschwunde.
Sel mol uf Oerlinger-Tuech in d'Chilche gangen und nümme!
Nei, 's mueß Flanell her am nächste Sunntig mit rothe
Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunsch gha:
„Nähm di numme ne Ma im Elsis oder im Brisgau,
Oder wo der Pfeffer wachst! Es sott der so gunnt sy."
Aber 's het sie Niemes möge. D'Muetter isch gstorbe,
Der Vater au, sie liege nebenenander,
Und 's chunnt z'letzt e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof
Au ke Flanell bruucht und eineweg d'Schühli nit wüest macht.
Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
's seig nit briegget worde. Ne Vater unser hen frilig
Alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige Friede!"
Drum der Tod söhnt Alles us, wenns numme nit z'spot wär.
Aber der alt Ma seig eismol wieder am Chilchhof
Gstanden und heig gseit mit schwere bidütseme Worte:
„Hesch nie das Plätzli birührt, so soll di das Plätzli nit tole.
Wo du ane ghörsch, weiß numme 's Geitligers Laubi."
's isch so cho. Der ander Morge, women ins Feld goht,
Stoht der Todtebaum vor usse nebe der Chilchmuur.
Wer verbei isch, het en gseh, und 's heißt no dernebe,
's seige Grappe gnueg druf gsessen und heigen am Tuech pickt;
Wie mes macht; wenn näumis isch, se lüegt me no meh dra,
Jo, me hets wieder probiert, me het sie no tiefer vergrabe,
An en andere Platz. 's het Alles nit ghulfen und battet.
Endli seit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
Froge, wo si ane ghört." Me rüstet e Wage,
Wettet d'Stieren i, und leit der Todtebaum ufe.

„Laufet, wo der went!“ Sie hen sie nit zweimol lo heiße.
Uf und furt zuem Häfnet-Bugg. Dört blibe sie b'hange,
Z'allernöchst am Brunne (der wüssets) womer vorbei sin.
In dem Brunne sitzt sie. Doch stigt sie an sunnige Tage
Mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore,
Und wenn Näumer chunnt, wo selle Morge nit betet
Oder d'Hoor nit gstrehlt, und wo si nit gwäschen und putzt het,
Oder junge Bäum verderbt und Andere 's Holz stiehlt,
Seit me: sie nehm en in d'Arm, und ziehnen aben in Brunne. —
Vetter, i glaub sel nit. Me seit so wege de Chinde,
Aß sie süferli werden und niene näumis verderbe.
Vetter, wär es so gföhrli, bim Bluest, euch hätt si in d'Arm gno,
Wo mer neben abe sin, und gwäschen im Brunne,
Und au wieder gstrehlt e mol. — Nei losei, was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal simmer dussen im Freie.
D'Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au näumis
Mitenander z'rede weiß und näumis z'verzähle.
Seigs denn au nit wohr, es isch nit besser, wenns wohr isch.
Sehnt der jez dört 's Schlößli mil sinen eckige Gieble?
Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht si der Chilchweg.

J. Peter Hebel.

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen am Rhistrom,
Und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und loset, wie's windet,
Wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilchethurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwil nöcher und alliwil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht d'Auge verblende,
Und jez holet's Chrüsli und sitzet do ummen, i willich
Us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltseme Bueb ge,
Isch's der Friederli gsi in siner Juged, das weißi!
Aber schöner as er isch ken dur's Wiesethal g'wandlet,

Woner no Burechnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meisters Breneli het an ihm si eigeni Freud gha,
Er am Breneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi. —
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttet's! Bringet der 's Chrüsli
Und e Ränftli Brod dezue? Jez sitzet und loset! —
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
Isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi.
Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,
Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zuo gno.
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere,
Het si Sach verloren und Hunger glitten und bettlet;
Mengi hen si zsamme grottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land glo,
Gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebte Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene gstanden, und uf de Matte vo Farnau
Bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
Het der Uehli gmeiht, und 's Heu uf d'Egerte heimgfüehrt;
Aber e wüste Ma zue dem, wie's ken meh in siebe
Here Ländere git; im Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit 's Breneli endli zur Frau ge,
's Breneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblig:
's het's ke Magd im Hus bis Betzit chönnen erlide,
Und kei Chnecht hett' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
Und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!“ — Er nit! „I will der 's Bettle verleide!“
Het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!“
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen und briegget.
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht
Het der Uehli gmetzget, und het er gwurstet bis z'Obe:
Het er z'Nacht si Chrüegli glüpft bim brotene Ribbli.
„Breni, gang in Cheller,“ und: „Breni leng mer z'trinke!“

Het er meh as zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gsinnet hen sie 'nemol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder, mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Debben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse?
Hender gmeint, jo wohl! Scho z'Fasnecht isch er im Meister
Us de Hände gwütscht, sust hätt en der Statthalter ghüblet.
Het er näumis bosget, se willi 's nit verrothe;
Was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet
Het mer ke Spur meh gha, bis öbben afangs Aprille
Stoht er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön an Wuchs und Gsicht, und fründli gege de Lüte,
Muethig wie ne Leu, doch voll verborgene Bsinnig,
Hen sie'n alli gern, und sage: „Sei du der Hauptma!
Was de seisch, das thüemer, und schickis numme, se göhmer,
Hundertfüfzig Ma und siebenesibezig Buebe!"
Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge!
Wenn e riche Buur die Arme ploget und schindet,
Wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
Bis au wieder Recht und Gsetz und Ordnig im Land isch."
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma sim Völchli:
„Manne, was fange mer a? I hör, der Uehli het gmetzget.
's wär e Site Speck wohl us der Bütene z'hole
Und e Dozzet Würst. Wie wärs? Doch 's Vreneli duurt mi.
Beßer ischs, es göhn e Paar, und singe ums Würstli!
Saget, i löß en grüeßen, er solls im Friede verzehre
Und mer vo der Sau doch au 'ne Müesterli schicke.
Hemmer nit Menge Hirz us sine Gärte verschüchet?
Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Störzli vertrette,
Oder e Bäumli gschüttelt? Isch sine Chnechte und Buebe
Nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hüetet und g'wäßert
Z'Nacht um Eis und früeih vor Tag; sie chönne nit chlage.
Leget em's ordlig ans Herz, i wünschich gueti Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zuem Uehli.
„Guten Obe!" — „„Dunderschieß! Was hender, was wender?"" —
„He, mer chömme do abe vom Sattelhof." „„Zeiget, wie finder!""
— „So het use Meister gseit, so sagemer wieder."

Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Vreneli näumi
Dusse gsi, doch d'Chnecht sin uffem Ofebank glege,
Und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„„Saget eurem Meister, — (es isch mit Ehre nit z'melde),
Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister?
's lauft so Waar jez gnueg im Land, wo bettle und stehle,
Schereschlifer, Hafebinder, alti Soldate,
Sägefiiler, Zeinemacher und anderi Strolche.
Wemmen alle wott ge, me müeßt no mittene laufe.
Packetich, jez isch's hochi Zit!"" — „He jo, der Gottswille!
Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Würstli!" —
„„Wart du Siebechetzer, e Ribbestückli wird guet sy!
Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!
Wenderich packe jez gli, i frog, ihr luftige Strolche!"" —
Jo sie hen sie packt, doch hinterne schliche vom Ofe
D'Chnecht zur Thüren us, und suche 's Vreneli dusse.
„Meisterne, jez ischs gfehlt, jez Meisterne helfet und rothet!
Das und das isch gscheh, sie hent's nit an is verdienet.
Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze g'hütet
Z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne nit chlage,
Kunteräri, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?
Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster rede."
's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;
's Vreneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's Mailänder Halstuech,
's Vreneli chnüpft am Füertuechbendel — „Sepli, spann's Roß a,
Und e Welle Strau, hesch ghört, und loß mer der Meister
Nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
Lueg, öb Alles sicher isch, und niene ke Volch stoht!"
Sieder chömme d'Buebe mit leere Säcke zuem Friedli.
Tausig Sapermost! wie sin em d'Flammen ins Gsicht cho,
Wo ner sie frogt: „Was hender?" und wo sie 'ne deutliche B'richt gen:
„„Nüt, und wüssetder was? Göhnt Ihr enandermol selber!
's isch em Uehli z'heiß, der sollet cho, go nem blose!"" —
„'s isch e Wort, i gang!" seit jez der Hauptma und funket,
„'s soll ihn nit lang brenne, 's isch chüel im Farnauer Chilchhof!

Uehli, du hesch's letzt im Räf, sel chani der sage!"
Seits und pfift in Wald, und gschwinder as me ne Hand chert,
Pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
Und es lauft derher von allen Orten und Ende.
„Allo frisch, bergab! Der Egerten-Uehli het gmetzget,
's goht in eim jez hi, mer metzge hinecht der Uehli!
's duurt mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke." —
Jez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
Nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
Rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!
D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
Sehns und huure nieder am Steinebrückli und bette:
„Alli guete Geister!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau unsen an Wald chunnt,
Dufflet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
's chönnt d'Faktorene sy, sie isch der Aemtig go Basel,
Und der müent sie nit verschrecke, lönt mi ellei goh!"
Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
Und goht uffen dar, und lueget em fründlig in d'Auge.
„„Friedli, bischs?"" — „I mein's emol!" — „„Se bisch mer Gottwilche
Unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen au denkt ha
Ob mim trutzige Ma und sine trutzige Rede.
Lueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers der Sepli
Dussen am Wasserstei. Es wär just anderster gange.
O, de glaubsch nit, wieni g'stroft bi. Besseri Zite
Hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez sin sie vorüber.
Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chriesi,
Schöni Gumpist-Aepfel, und au e Bizzeli Geis-Chäs,
Do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par Würstli,
Und e Logel voll Wi, gib achtig, aß es nit gäutschet,
's isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tabak.
Chumm e wenig absits, bis do die Wälder vorbi sin,
Und bis ordli, hesch g'hört, und nimm di Gwissen in Obacht.""
Aber der Friedli schwört: „Bi Gott, der Uehli mueß sterbe!
„'s isch nit Gnad!" — Doch 's Breneli seit: „„Jez los mer e Wörtli:

Gschwore hesch, und jo, wenns Zit isch, sterbe mer alli,
Und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott will,
Und denk an di selber und an die chünftige Zite.
So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
Bisch nit im Land deheim, und hesch nit Vater und Muetter?
Debbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli Güetli
In der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hättschs gern,
Ischs bim Aetti nit Nei, de chasch no Stabhalter werde.
Nimm, wie müeßts der werden, an so ne Missethat z'denke,
Und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!
Halts im Uehli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
's isch zwor keine gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!
Schlacht's nit z'Schopfen Delsi! 's isch Zit, se sag mer, witt folge?'"
Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
Und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern schwetzen, und cha nit.
Endli bricht em's Herz. „Nu jo denn, wenn d' mer e Schmutz gisch!
Bhüetdi Gott der Her, und jo, i will mi bikehre.
Buebe, jez packet uf, mer wen im Friede verlieb neh!
Göhnt e Paar uf d'Möhr und schießet näumen e Hirzli!"
Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
Bis si d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drin verlösche.
Endli goht er au, doch luege mengmol enander
D'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochterli lit jez bim Uehli und stoßt en:
„,Schnarchle mer doch nit so! Me cha jo nit nebe der schlofe!'"
Und der Uehli zuckt und streckt sie: „Vreni, wie isch mer?" —
„,He, wie wird's der sy?'" — „I ha ne bluetige Traum gha.
Vreni, 's goht nit guet, i ha mi selber seh metzge.
Hen sie mi nit verstochen, und in der Büttene brüeihet,
Mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's mer so weh thuet!"
Aber 's Vreneli seit: „,He, 's macht nüt. Chunnt der nit mengmol
Debbis für? Jez isch es d'Sau, drum hesch di seh metzge.'"
Aber 's Uehli's Schlof isch us und schweri Gidanke

Chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
Bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Vreneli Suppen ischnidet,
Bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„„Chümmi, Reckholder-Beri! Will Nieme nüt chrome do inne?““ —
„Nei, der löset nüt!“ — „„Drum ischs mer au nit ums Löse!
Chönni, Meister Uehli, mit euch e wengeli rede?
Isch das eni Frau, se mags sie's hören, es schadt nüt.
Nechti fahri selb feuft mit Waar der Wiese no abe,
I, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richterlis Rößli und Matthis.
Womer an Farnau chömme, se stohts voll Mannen und Buebe
Links im Wald, und an der Stroß e lustigi Kerli.
's stoht e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,
Wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,
Het der Mond nit gschienen, und hani d'Auge nit bemer?
So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uehli mueß sterbe!
Woni neben abe gang, se seit ers zuem Wibsbild.
Witers weiß i nüt, und witers channi nüt sage;
Warten isch nit guet, me lost, und wandlet si's Wegs furt.
Bhüetich Gott, i gang, und thüent jez selber, was guet isch. —““
Wie het 's Vreneli glost! Doch bhaltet's verständigi Bsinnig.
Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gsi?
Aber 's Uehlis G'hör isch weg, er lit in der Ohmacht,
D'Auge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom Schwarze,
D'Zungen isch em glähmt, sie lueget vor usen, und chölschblau
Isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
Holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's isch em nit z'helfe.
Friedli, du hesch d'Wohret gseit, der Uehli mueß sterbe.
Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
Schwetze lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
Bis am dritte Tag, uf ei mol schnappt er, und endet;
Und am Zistig d'ruf, se singt's hauptböchlige; Mitten
Wir im Leben sind“ — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit hen sie en, sell isch gwiß, doch heißt es, en Andre
Heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Eber.
Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site

Gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
Göhnt em still usweg. Es isch der Egerten-Uehli.
Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie gseh.

Aber wer wird jez mit Zuespruch 's Breneli tröste?
Groß isch 's Leid just nit, und siebe Woche no Pfingste
Rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüseli het der Vater gmacht, und gschworen: „I lid's nit!
So ne vertlaufene Burst mit miner lüübliche Tochter,
Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber ins Zuchthus."
Aber was ischs gsi? — Es isch die einzige Tochter,
Und isch Frau für ihns, und mag er rothen und warne,
Muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
Hets au nümme bitrette, bis no Micheli si Vater
Z'Wil dur d'Wiese rittet, er het e Wage voll Wi chauft.
Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,
Und chunnt usem Weg, und 's tribt en oben und abe
Bis er abem Choli fallt und nümmen ans G'stad chunnt.
An der Schore-Bruck dört hen sie 'n mornderigs gfunde.

Aber jez zieht üser Paar im Friede go Schopfe
Und nimmt B'sitz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
Füehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zu Würden und Ehre.
Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer stoht
Bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn öbbe
Mittem Huet in der Hand e Langenauer verbei goht?
Isch's nit mi Her Frieder mit siner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme,
Fangt's nit vornen a? — Z'letzt sage d'Burger: „Der Hügli
Cha jo nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
's wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere.
Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
Und Si Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
Isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter as Er schier.
Säger nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„'Nu, se sagi Jo, 's regiere chunnt mi nit suur a.'"
Dreimal chlöpft der Hurlibaus — nei loset wie's schüttet,

Lueget, wie's dur d'Chlimse blitzt! — Im Pflueg und im Engel
Hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und trunke.
Wohr ischs, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erchise,
Und im Vreneli gunni 's au. In d'Schopfemer Chilche
Het er en Orgli gschafft, vor sine Ziten isch nüt gsi
(Z'Huse stoht sie no); d'Marodi het er vertribe,
Und uf d'Burger Obsicht treit, und g'rothen und g'warnet.
Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
Mit enander g'lebt, und Guts an Armen erwiese,
Jo, und 's isch em e Muetter zue siebe Chindere worde.
Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im Schopfemer Chilchspiel
Mengi Famili her, und blüeiht in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts Name!
Das het chlöpft, und das het gmacht, 's isch weger e Schlag g si
Mengi Famili, se sage — die wenigste wüsse's meh selber.
Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi jez iage.
Zwor isch 's Chrüegli leer — nei loset, was git's uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's stürmt! Fürio! 's lauft Alles der Drau zue.

J. Peter Hebel.

Auf der Hebelshöhe bei Schopfheim.

In des Eichenwaldes grüner Stille
Hingelagert in das frische Moos,
Lausch' ich dir, Natur in holder Fülle,
Aller Sorgen ist die Seele los.
Von der Höhe da hinab zu schauen
In das Thal mit seinen reichen Auen:
Unnennbare Wonne, süße Lust,
Strömt, ein volles Meer, durch meine Brust.

O Natur, wie lieblich, wie erhaben
Bist du, und wie unaussprechlich reich!

Deinen Reizen, deiner Milde Gaben,
Welche Mutter käme dir da gleich?
Wer Natur zur Freundin nicht erkoren,
Ist zum halben Leben nur geboren.
Reiner blüht kein Glück, als nur allein,
Innig dir, Natur, vertraut zu seyn.

Wonnig Bild, du Wiesenthal da drunten!
Lieblicher im Abendsonnengold!
Wie ein Silberband den Kranz durchwunden,
Windet sich durch deine Matten hold
Unsers Feldbergs muntre Tochter, Wiese,
Und ihr Rauschen klingt so heimisch, süße.
Ihrer Sprache, ihrer Wellen Ton,
Lauscht so gern des Wiesenthales Sohn.

Drüben in der Ferne dort, welch Blinken?
Alpen, Alpen! eine Zauberwelt
Seh' ich hoch im Himmelsraume winken,
Von der Sonne letztem Strahl erhellt.
Alpen, könnt' ich mich hinüber schwingen!
Meiner Sehnsucht wird es nie gelingen.
Ferne her grüß' ich euch tausend Mal
Wenn ihr hold mir winkt im Purpurstrahl.

Gottes Welt in stiller Abendstunde,
Wie erfüllt mit Freude sie das Herz!
Blätter säuseln feiernd in der Runde,
Betend steigt die Seele himmelwärts.
Bist du trostlos unter deinen Mühen,
Aufwärts zu den Höhen mußt du fliehen!
Unnenbare Wonne, süße Lust,
Gottes Frieden strömt in deine Brust.

Ach, und hier — im Schatten dieser Eichen,
Auf der Höh', die Hebels Namen trägt,
Wo die Lüfte Geisterlauten gleichen:
Wie wird zaubrisch hier das Herz bewegt!
In dem Lied der Amseln, Nachtigallen,

Hör' ich, Sänger, deine Lieder schallen;
Wenn sie schweigen, murmelt sanft der Bach
Hebels heitre Melodieen nach.

Wenn die Klänge so vorüber schweben
Wie vom Paradies ein Ahnungshauch,
Ach, wie fühl ich dann die Brust sich heben,
Und ein Lied säng' ich so gerne auch!
Was dem Bach, der Nachtigall gelungen,
— Hebels Weise haben sie gesungen —
Was die Bäume säuseln um mich her:
Meinem Lied gelingt es nimmermehr.

Reinhard Reitzel.

Dorf Eichen und sein See.

Lange vor der Reformation, zu einer Zeit, wo in dem befestigten Nachbarstädtchen Schopfheim ein Nonnenkloster war, bestand der Ort nur aus vier zum Kloster gehörigen Höfen, welche isolirt von einander lagen und wovon der Eine unter dem Namen der Freihof noch besteht und durch ein altes gothisches Thürmlein sein Alter bewährt. Der übrige Theil des Ortes war meistens Feld und Wald, besonders war aber die Anhöhe, auf welcher die Kirche steht, und von wo aus man die schönste Aussicht in das Wiesenthal genießt, mit vielen prächtigen Eichen bewachsen. Auf dem Gipfel dieses Hügels hatte einst ein Mann, Namens Pancratius, Vater einer zahlreichen Familie, beschäftigt eine Eiche zu fällen, das Unglück, von solcher erschlagen zu werden. Seine Kinder und Freunde hieben nun zum Andenken an dessen tragisches Ende ein großes viereckiges Loch in den unteren Theil des Stammes, fügten ein Bildniß des heiligen Pancratius hinein, stellten es dort auf, und wallfahrteten am Todestage jenes Unglücklichen dorthin, um für sein Seelenheil zu beten. Nach und nach kam dieser Bildstock in einen wunderthätigen Ruf; man baute eine Kapelle dazu, welche dem heiligen Pancratius geweiht wurde, und eine Menge Wallfahrer stellten Pilgerschaften dahin an. Es hieß dann nur, man wolle „zur Eiche" wallfahren;

daher der Name des allmählig dort entstandenen Dorfes. Am merkwürdigsten ist es aber durch den nach ihm benannten „Eichener See," der nur eine Viertelstunde östlich vom Dorf entfernt, 1434 Fuß über dem Meere liegt und über 7 Morgen Flächenraum hat. Er ist theils von Wald, theils von Ackerfeld umgeben, ohne sichtbaren Zufluß von Wasser. Seine Farbe ist blaugraulich; die Haupteigenschaft dieses Sees ist aber, daß er sich in gewissen Perioden abwechselnd füllt und wieder ganz verliert. Mehrere Jahre hindurch steht er wasserleer, so daß sein Bett dann benützt wird, um Feldfrüchte darin zu pflanzen. Er steht unleugbar mit unterirdischen Höhlen, wahrscheinlich mit denen von Hasel in Verbindung, denn er füllte sich auch zur nämlichen Zeit, als in den Jahren 1799 und 1800 mehrere Erdeinbrüche zu Hasel vorfielen, fünfmal so mächtig an und schwoll so hoch empor, daß er auf der Seite nach Eichen hin auszubrechen drohte. Wirklich geht auch im Volke die Sage, daß er, einer alten Prophezeihung zu Folge, einst sein Bett durchbrechen, und die Vorstadt von Schopfheim unter Wasser setzen werde. Gewöhnlich füllt er sich nach langem Regenwetter, wenn die unterirdischen Höhlen voll Wasser sind. Ist sein Becken wieder trocken, so erblickt man darin weder Löcher noch Rißspalten. Seit mehreren Jahren aber war er nicht mehr mit Wasser angefüllt und scheint es auch nicht mehr werden zu wollen.

(Vergleiche darüber die Artikel in Kolbs und in Höhns Lexikon von Baden.)

Der Eichener See.

(Erzählung nach einer Volkssage.)

Außerhalb der verschütteten Gräben und Mauern der ehemaligen Veste Schopfen (jetzt Schopfheim) erheben sich uralte Linden, in deren Schatten die Kinder einen angemessenen Tummelplatz fanden, und worunter auch die Erwachsenen an schönen Abenden oder Sonntagen sich zu geselligen Spielen vereinigten.

Ein milder Septembertag war vorüber, das Geräusch der Geschäfte verstummt, und eine ruhige Stille lag über dem Thal. Durch die Zweige der hohen Linden flüsterte ein leiser Hauch,

sanft, wie die Sprache der Liebe. — Herzinnig nun schlang ein Jüngling ein holdes Mädchen, mit dem er seit etlichen Minuten unter den Linden lustwandelte.

„Katharina," sagte der Jüngling, „würdest du mit Johannes, dem Wirth zum fliehenden Hirschen, glücklicher seyn, als mit Georg, dem schlichten Weber?"

„„Welche Frage, Georg, nachdem ich dir schon einen Kuß gegeben! Ist er dir nicht das Zeichen meiner Liebe, Schwur und Pfand meiner Treue? Mit dem Manne bin ich glücklich, den ich liebe, mit einem andern gewiß nicht. Und weißt du schon, was mein Vater heute zu mir gesagt hat?""

Sie standen gerade neben einer Bank, die sich rings um einen dicken Lindenstamm hinzog; Georg setzte sich nieder und zog Katharina auf seinen Schoos. „Rede mein Herz, rede," sprach er, und legte seinen Arm über die Schulter der Geliebten.

„„Nahe sind wir am Ziele, Georg, näher als du glaubst; unser Glück ist nicht mehr ferne. Heute, als der Vater zu Mittag gegessen und alleine noch am Tisch saß, rief er mich zu sich. Das Herz klopfte mir; doch nahm er freundlich meine Hand und hieß mich sitzen. Katharina, sagte er, ich weiß es, daß du den Georg liebst, den Wirth aber, den Johannes, nicht leiden magst. Du erhältst jetzt auch meine Zustimmung. Deiner Großmutter hast du es zu verdanken; sie hat den Johannes auskundschaftet; er sey im Geheimen ein nichtswürdiger Mensch und habe auch andere Mädchen schon betrogen. Sein neues Wirthshaus in der Vorstadt draußen, die immer mehr Häuser bekommt, gefällt mir zwar, aber ich will doch nicht, daß du die fliehende Hirschwirthin werdest. Wenn sich der Georg immer so gut hält, so sag ihm, daß er frei in unser Haus kommen darf, ich werde nimmer so unwirsch mit ihm reden. Ich fiel meinem Vater um den Hals und sprang hernach zur Großmutter, sie zu küssen.""

Von dem süßen Glücke naher Zukunft übermannt und von der Freude unerwarteter Wendung berauscht, preßte Georg die Geliebte an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen. „Kein Mensch ist reicher, keiner glücklicher, als ich; Katharina, durch dich bin ich es!" rief er jubelnd. „Aber auch deine Tage will ich verschönen, dein Leben versüßen, mein theu-

res Mädchen, durch unverwelkliche Liebe und ewige Treue, glaub es mir, Katharina!" Und abermals küßte er den kleinen Mund der Holden.

Die nahe Thurmuhr kündete gerade die neunte Stunde, und Katharina mahnte an die Heimkehr. „Noch Eins!" sagte der glückliche Georg. „Morgen ist Sonntag und der Tag scheint sonnenhell zu werden; wir machen einen Spaziergang an den Eichener See und feiern dadurch den ersten Tag unserer gekrönten Liebe. Und wenn der kleine Weidling auf dem See frei ist, so kann er uns eine Stunde hin und her tragen." Katharina nahm den Vorschlag an und entfernte sich an dem Arme ihres Geliebten, nach dem Hause ihres Vaters kehrend. Hinter der Linde trat eine Gestalt hervor, als die Beiden fort waren. „So, so!" rief dieselbe; „wartet, ich will mich schon rächen!"

Auf einer Anhöhe, zwischen dem Wiesen- und Wehrarthale befindet sich ein merkwürdiger See, der etliche Jauchert Land bedeckt. Das Wasser aus demselben verschwindet gänzlich, ohne daß man einen sichtbaren Abfluß kennt. Das Land, wenn es wieder trocken ist, wird dann angepflanzt und gibt reichlichen Ertrag. Gewöhnlich im Spätjahr erscheint der See wieder. Man weiß nur, daß sich das Becken mit Wasser füllt; aber Niemand kann mit Gewißheit sagen, da oder da ist es hervorgebrochen.

An diesem See stunden am Sonntag Nachmittage Georg und Katharina. Der Jüngling band den Weidling los und vergnügt stiegen Beide hinein. Mit starker Hand stieß Georg den Nachen vom Land, daß er lustig über das Wasser hinschaukelte. Welch' Entsetzen! Plötzlich brach die eine Seite des Fahrzeugs zusammen. Mit einem gellenden Schrei, den Katharina ausstieß, sank sie, von Georg umarmt, in die Tiefe des Wassers. Nach einigen Minuten wurden Beide wieder sichtbar. Mit aller Kraft und Anstrengung suchte der Jüngling, Katharina mit dem einen Arme über dem Wasser haltend, das Ufer zu erreichen. Vergebens; er sank und mit ihm sein Theuerstes. Das liebende Paar fand vereint ein großes, naßes Grab, aus welchem sie nimmer zum glücklichen Leben emporstiegen. —

Aus dem Walde, der an den See stößt, trat Johannes, der Wirth zum fliehenden Hirsch. „Ich habe mich gerächt!" sagte

er, und sein wüstes Auge sah scheu nach der Stelle, wo seine unglücklichen Opfer untergesunken waren. Der furchtbare Mensch hatte in der Nacht vor dem Sonntag den Weidling so geschickt durchsägt, daß es ohne genaue Untersuchung nicht bemerkt werden konnte, so, daß sich das Fahrzeug durch die Last von zwei Menschen nach und nach auseinander fügen mußte.

Jedermann bedauerte mit aufrichtigem Herzen die zwei Verunglückten und suchte den vom höchsten Schmerz erfüllten Vater Katharina's zu trösten. Allgemein schrieb man das Unglück dem Zufall, oder der Gebrechlichkeit des Weidlings zu.

In der Nacht, die auf diesen Sonntag folgte, weckte ein furchtbares Geschrei die Bewohner der Vorstadt Schopfheims. Es kam aus einem Fenster des Wirthshauses zum fliehenden Hirschen. „Rettet mich, ihr Leute, rettet mich! Seh't ihr nicht das Gewässer? Der See ist ausgebrochen — dort kommt er ja — Alles ist verloren! Sie schöpfen ihn aus, weil ich sie hinein geworfen — die Vorstadt wird untergehen!“ Der Schreier wollte durch's Fenster auf die Straße, aber ein hinzugetretener Knecht hielt ihn zurück. Unten versammelte sich eine Menge Menschen. „„Was ist dem Hirschenwirth geschehen — ist er wahnsinnig?““ fragte man sich unter einander. Dem Statthalter, der auch unten stund, war aber das Wort: „weil ich sie hineingeworfen!“ nicht entgangen. Er trat zu dem Hirschenwirth ein. Ein schrecklicher Traum hatte die Sinne des Missethäters verwirrt. Er antwortete auf keine Frage; aber in Einem fort schrie er: „Hätte ich den Georg und des Müllers Katharina nicht hineingeworfen, so könnten sie den See nicht ausschöpfen, und die Vorstadt und mein Haus gingen nicht unter. Rettet mich aus dem Wasser!“

Man wußte genug. Am andern Morgen wurden die einzelnen Stücke des Weidlings zusammen gefischt. Die Untersuchung brachte die Unthat völlig an den Tag.

Reinhard Reitzel.

Der Lütplager.

Im dreizehnten Jahrhunderte hauste ein Ritter Kuno auf der nun schon längst in Trümmern liegenden Veste Bärenfels.

Er war ein harter, boshafter Mann, und sein Aeußeres, seine rothen struppigen Haare, sein tückisches Gesicht, entsprachen vollkommen dem Inneren. Weil er durch seine in der Umgegend ausgeübten Gewaltthätigkeiten eine wahre Plage der Leute geworden war, hieß man ihn auch allgemein nur den „Lütplager“; bald fiel es ihm ein, seine Dienstmannen nach Hasel hinabzusenden, um das Beste, was die armen Bauern besaßen, von ihnen einziehen oder gewaltsam hinwegnehmen zu lassen; bald zwang er das Volk zu den härtesten Frohndiensten; bald entführte er einem Vater die reizende Tochter, kurz, er häufte Sünde auf Sünde. Nach seinem Tode sahen ihn die Leute öfters in Gestalt eines ungeheuern ziegelrothen Katers zu gewissen Zeiten in der Nähe seines verfallenen Schlosses umherschleichen und manchmal plötzlich von Hunden verfolgt werden; noch jetzt scheut man sich nächtlicher Weile den Ruinen zu nähern, wo man wildes Hundegebell und ängstliches Katzengekreisch zu vernehmen glaubt; dann pflegt man zu sagen: „der Kuno rührt sich wieder.“

(Vergl. Pfarrer J. Schneider's Werkchen: „Das Badische Oberland.“ 2c. Lörrach, 1841.)

Die Erdmannshöhle bei Hasel.

Das Pfarrdorf Hasel liegt in einem freundlichen Seitenthälchen der Wiese, am Haselbache, von Schopfheim nur anderthalb Stunden östlich entfernt, ist ziemlich alt und gehörte wahrscheinlich in früheren Zeiten den Herrn von Bärenfels, deren Burgüberreste in der Nachbarschaft aus dem Wald emporragen. Etwa 500 Schritte südlich von Hasel liegt die Erdmannshöhle, ein würdiges Seitenstück zu der berühmten Baumannshöhle im Harze, und das Ziel zahlreicher Ausflüge der fremden Touristen und der Bewohner der Umgegend. Wer sie zu sehen wünscht, muß sich dieselbe vom Schullehrer des Ortes zeigen lassen, welcher den Schlüssel zu ihr in privilegirter Verwahrung hat und die Besuchlustigen mit besondern Ueberkleidern versieht, weil man dort sonst leicht die eigenen verderben und sich gefährlich erkälten kann. Das Ganze besteht

aus mehreren Haupthöhlen, Grotten und Seitengängen voll durcheinandergestürzter Felsenmassen; Wände und Decken aber sind aus Stalaktiten (Tropfsteinen) gebildet, welche die abenteuerlichsten Fantasiespiele der Natur vorstellen. Einer dieser Stalaktiten, der Mantel genannt, soll bei 6 Centner schwer seyn; andere bilden an einer Seitenwand die sogenannte Orgel und auf einer andern Wand sind die Tropfsteine so gruppirt, daß sie wie eine Kanzel aussehen. In der Tiefe rauscht ein starker Bach durch die Haupthöhlen; eine entferntere Höhle führt zu einem kleinen unterirdischen See, welcher jedes weitere Vordringen hemmt. Die interessanteste Höhle ist diejenige, welche die, gleichfalls aus Stalaktiten gebildete „Fürstengruft“ und den „Sarg“ enthält.

Die Erdmannshöhle war in früheren Zeiten wenig bekannt; erst zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde sie genauer untersucht und zugänglich gemacht, so daß im Jahre 1811 die Frau Großherzogin Stephanie dieselbe in Augenschein nehmen konnte. Die ganze Gegend von Hasel scheint von unterirdischen Gängen durchzogen zu seyn; so findet sich z. B. selbst unter dem Pfarrhause des Ortes eine weite, geräumige Höhle, die sich unter dem Haselbache bis zur Kirche hinzieht. Einsenkungen des Bodens zeugen an verschiedenen Punkten dieser Gegend vom Daseyn vieler derartiger Höhlen, wie überhaupt die Bäche zwischen der Wehra und Wiese von Hasel an bis zum Rheine in unterirdischer Verbindung zu stehen scheinen. Auch der Bach, welcher die Erdmannshöhle durchfließt, hat keine sichtbare Ausmündung, sondern scheint unter der Erde bis zum Rheine fortzugehen. Ebenso mag der Eichener See (siehe den Artikel) mit dieser Höhle in geheimem Zusammenhange stehen. Eine Beschreibung der Erdmannshöhle mit sechs Kupferstichen wurde von Landkommissär Lembke, (Basel, 1803, Fol.) herausgegeben.

Die Einbildungskraft des Volkes, überall leicht angeregt zu eigenen abenteuerlichen Schöpfungen, wo die Natur in kühnen Fantasiespielen sich ergangen, hat auch dieses merkwürdige Schachtlabyrinth mit, denselben entsprechenden Wesen bevölkert, nämlich mit dem zwerghaften Gnomengeschlechte, welches fast in allen Hauptgebirgen, wie z. B. im Riesengebirge, im Harz 2c.

eine so bedeutende Rolle spielt. Die Haseler Höhle ist der Sitz einer Menge von Erdmännlein und Erdweiblein, und hat ersteren ihre Benennung zu verdanken. Scheu geworden aber vor den überall eindringenden Lichtstrahlen der aufklärenden Neuzeit, haben sich diese, übrigens größtentheils gutmüthigen und harmlosen Geschöpfe, in die entlegensten unterirdischen Abgründe und Felsengrotten zurückgezogen und lassen sich höchstens nur noch vor den gefeiten Augen eines Frohnfasten- oder Sonntagskindes sehen.

Aber vor etlichen hundert Jahren, da war es anders; da pflogen diese Gnomen und Gnominen lebhaften freundlichen Verkehr mit den Bewohnern der Oberwelt, so damals auch frömmer und naturandächtiger waren, als in unsern religionshadrigen, wenn gleich helleren Tagen. Damals kamen sie oft zu den Leuten hervor aus ihren grotesken Felspalästen, sie besuchend in Haus und Feld, in Küchen und Spinnstuben, gerne bereit, in allerlei Wirthschaftsgeschäften hülfreiche Hand zu leisten, zuweilen mit Gold und kostbaren Steinen wackern, unverschuldet in Armuth gerathenen Leuten wieder aufzuhelfen, zuweilen auch nützlichen Rath ertheilend und zur Abwechslung den Burschen und Mädchen Abends schöne Mährchen erzählend, — poesievollere Mysterien als die von Paris. Und dagegen sprachen die harmlosen Wesen keine weiteren Gefälligkeiten von den Landleuten und Gebirgsbewohnern an, als die Erlaubniß, in strengen Wintern, wenn die Kälte selbst bis in die tiefsten Palasthallen der Unterwelt drang und die Quellen und Bäche und Schwaden darinnen zu Eis und Reif sich gestalteten, in einem Eckchen der Wohnstube, beim warmen Ofen, auf einem Bündelchen Stroh oder selbstmitgebrachtem Bergflachse (Asbest), die Nacht zubringen zu dürfen.

Diese Gäste — so erzählt uns im Wiesenthal noch manch altes Mütterchen — sollen allerliebste Miniaturgeschöpfe, kaum ein Paar Spannen hoch, doch meist ungemein zierlicher Gestalt und sanfter, einnehmender Gesichtsbildung gewesen seyn, nur hätten sie das Eigenthümliche gehabt, daß man niemals Füße an ihnen bemerken konnte. Um sich nun zu überzeugen, ob sie solche wirklich besäßen oder nicht, geriethen einmal einige junge vorwitzige Bursche von Hasel auf den Einfall, auf dem ganzen

Wege, von der Erdmannshöhle her bis zum Dorfe, Asche zu streuen, um zu sehen, welche, oder ob gar keine Spur von Fußtritten die Zwergchen darin eindrückten. Die sonst so gutmüthigen Gnomen aber, als sie, wie gewöhnlich im Begriff, ihre abendlichen Besuche im Dorfe zu machen, diese List gewahr wurden, geriethen darüber in einen solchen Unwillen, daß sie sich bei den Haslern seither nicht wieder sehen ließen. Lange Zeit noch darnach hörte man tief unten aus dem Boden hervor ein dumpfes Brausen, Schnauben und Gemurmel; die einzige Art, wie die armen Geneckten ihrem Unmuthe Luft zu machen pflegten.

A. Schzlr.

(Ueber die Erdmannshöhle vergleiche Lembke's obenangeführte Monographie und den Artikel Hasel in dem Kolb'schen Lexikon von Baden.)

Die Erdmannshöhle.

(Erzählung mit Zugrundlegung der Volkssage von den Erdmännlein.)

Die Maisonne schien lieblich. Im Thal entfaltete sich der Frühling mit freundlicher Milde, die Erde mit Blumen und tausendfachen Reizen ausschmückend. Ueppig strebten die Saaten empor und frisch kleideten sich die Wiesen, durch welche der Storch behaglich dahin schritt.

Es war ein Sonntag; vertraulich stunden die Leute des Dorfes Hasel vor ihren Häusern beisammen, angelockt von der Frühlingswärme, plaudernd oder mit kleinen Kindern spielend. Mädchen, Hand in Hand, hüpften über die Gasse dem grünen Walde zu, Erdbeeren und Maiblumen zu suchen. Diesen nach zogen die jungen Bursche, mit Querpfeifen versehen, im Schatten einer Linde Tänze und Märsche zu blasen, nach fröhlichem Brauch. Alle kamen jedoch bald eilfertig zurück; denn ein Trupp Reiter mit glänzenden Panzern und farbigen Federbüschen bewegte sich durch das enge Thal herauf dem Dorfe zu. Neugierig stellte sich Jung und Alt an die Straße und erwartete den schönen Zug. Die Reiter kamen, sieben an der Zahl, zogen aber ohne Halt vorüber.

„Da ist der Herr von Oeflingen,“ sagten Einige, „er

wird seine Braut abholen, des reichen Dietrich's von Rötteln Tochter."

So war es. Bernhard von Oeflingen hatte um die Hand der schönen Helena, der jüngsten Tochter des Freiherrn von Rötteln geworben, und da ihm freundliche Zusage geworden, kam er jetzt, die Geliebte heimzuführen in die wohnliche Burg seiner Väter.

Als der Zug hinter einer Anhöhe verschwunden und somit den Zuschauern aus den Augen war, saßen einige ältere Männer auf einem Baumstamm, der unter einem schattigen Kirschbaume lag, zusammen. „Der von Oeflingen ist ein wackerer Ritter," — sagte der Vogt, der unter ihnen war; — „mein Seel, der hält seine Leute in der Zucht! Und doch sind ihm Alle treu und ergeben. Das ist ein Regiment!"

„„Vetter Vogt,"" — entgegnete ein älterer Bauer, — „„solch ein Regiment solltet Ihr auch eingeführt haben in Eurer Gemeinde, es würde euch sicher Niemand darum tadeln!""

„Blitz, alter Greinert, Ihr redet frei mit mir!" — fuhr der Vogt auf; — „Wißt Ihr doch wohl, daß ein Vogt sich nicht jede Rede gefallen lassen muß, absonderlich von Einem, der unter ihm steht."

Der Alte erwiederte ruhig, sich gleichsam rechtfertigend: „„Wohl darf es nicht ein Jeder wagen, Euch ein Wort zu sagen; aber Ihr wißt ja, Euerer Ehefrau Bruder, der Stephan, hat mir vor Kurzem so ganz ohne mein Wissen den schönen Eichbaum weggenommen, an welchem die großen Blätter gewachsen, welche ich vor den Mund nahm, wenn er sich zu ungelegener Zeit öffnen wollte. Und so ist es eigentlich nicht meine Schuld, daß Ihr mich frei reden hört.""

„Ich weiß, daß Ihr mir Anzeige gethan; die Sache will ich schon finden!" warf der Vogt dazwischen.

„„Ei Vogt, werdet nicht unwillig und ereifert Euch doch nicht!"" fuhr der Greinert fort. „„Ich wollte im Grunde von meiner eigenen Sache gar nicht reden; vielmehr ist das etwas Unerhörtes, daß man die armen Erdmännlein, die von unsern Voreltern so hoch in Ehren gehalten wurden, in jetzigen Tagen nicht selten beleidigen läßt, ohne die Boshaften zu bestrafen. Die kleinen Wesen thun uns vielfältig Gutes, und des

Uebels, das sie uns zufügen könnten, wäre gewiß nicht wenig; Ihr allein, Vogt, könntet das anders machen durch ein gut Regiment!'"

Die meisten der anwesenden Bürgersleute stimmten dem Redner vollkommen bei; der Vogt aber, ein Liedlein in das Weite summend, stellte sich, als ob er das Gerede nicht vernommen.

„Habt Ihr auch schon gehört, wie es dem von Bärenfels ergangen?" fragte ein Anderer, dem Gespräch einen andern Gang zu geben.

„„Wir wissen's nicht,"" — riefen Alle, — „„erzähle!""

Der Bauer klopfte seine Tabackspfeife aus und berichtete:

„Der stolze Herr von Bärenfels jagte nahe an den Forsten des Oeflingers mit zwei Gesellen. Es traf sich, daß ihnen ein Erdmännlein begegnete. Der übermüthige Bärenfels ließ seine Hunde darauf los und hatte seine Freude daran, wie die Unthiere das arme Männlein jagten und ängstigten, und wie es sich jämmerlich gebehrdete und schrie. Da sprengte der edle Ritter von Oeflingen daher, welcher die grausame Jagd gehört hatte und schlug einen der Fanghunde des Bärenfels' nieder. Die beiden Herren geriethen darüber in einen harten Streit, wobei der Bärenfels den Kürzern gezogen hat. Das Erdmännlein soll dann zu seinem Retter gesagt haben: „es wolle ihm sein Erbarmen schon vergelten."

„Ja das wird es gewiß!" sagten Etliche, als der Erzähler geendet hatte.

„„Aber der unmenschliche Bärenfels wird seinen Lohn auch bekommen!"" sprach der alte Greinert, den Zeigefinger hebend.

Die Fenster der Burg Bärenfels glänzten von den Strahlen der Abendsonne, die nicht mehr hoch über den Vogesen stund, und den Widerschein der gemahlten Scheiben sah man von unten aus dem schmalen Thale, das frühe schon im Schatten begraben lag, während die Tannen auf den Höhen sich noch im Sonnenlichte wiegten. Das Schloß wurde von dem noch unverheiratheten Ruprecht und seiner Schwester Adelgunde bewohnt, welche Geschwister frühe schon ihre Mutter,

vor elf Monaten aber den Vater verloren hatten. Finster und in sich gekehrt schritt Ruprecht den Laubengang im Garten, der auf der westlichen Seite das Schloßgebäude umgab, auf und ab, indessen die Schwester ihre Lieblinge, die Aurikeln, mit Wasser begoß. Der junge Mann sah oft auf den Pfad hinüber, der von Norden herab in die Burg führte, und blieb zuweilen stehen, als ob seinen Blicken Jemand begegnen müßte. Dann wandte er sich etwas barsch zu seiner Schwester: Heute kommt der Steinegger, der Bruno; du wirst Sorge tragen für ein ordentliches Abendessen. Ich wünsche aber, daß du dich gegen ihn beträgst, wie es einem Schwesterlein geziemt, wenn ein Freund des Bruders das Haus besucht. Längst schon hätt' ich es gerne gesehen, du wärest dem Freunde um etwas geneigter begegnet. Ohne Zweifel ist dir seine Werbung um deine Hand kein Geheimniß mehr, und ich bin's zufrieden."

Mit einem Blick, aus welchem Schmerz und Angst hervorleuchteten, schaute Adelgunde zu ihrem Bruder auf: „„Fordere Alles, gib mir den Tod — nur nicht einen Gemahl, den ich nicht lieben kann. O Ruprecht, gedenke der schönen, glücklichen Tage unserer Jugend! Hat mich deine Liebe nur darum gerettet, als ich einst schwindelnd in unsres Brunnens furchtbare Tiefe zu stürzen drohte, — um mir das Schrecklichste zu bereiten: das Leben mit einem Manne zu theilen, den keine That ehrt.""

„Bruno von Steinegg ist ein adelig Blut, und hält Freundschaft mit mir!" sagte ungeduldig und schneidend der Bruder.

Indem er sich umdrehte, ward er einen Reiter gewahr, der den Waldpfad herab auf das Schloß zu ritt. Er eilte an die Zugbrücke, und empfing mit freudigen Worten und Gebärden seinen Freund von Steinegg.

Die Beiden stiegen Arm in Arm die steinerne Wendeltreppe hinauf, und setzten sich oben in ein Gemach um einen großen Holztisch, während ein Diener wohlgefüllte Pokale Markgräfler vor ihnen aufpflanzte. Der Bärenfels verschloß vorsichtig die Thüre, damit die geheime Berathung, die nach allen Anzeigen gepflogen werden sollte, durch keinen Unberufenen gestört würde.

Der Abend war indessen hereingebrochen und den westlichen Horizont umsäumte mit lieblichen Gestalten das Abendroth. Adelgunde befand sich in der Küche, beschäftigt mit der Zurichtung

des Mahles. Mit Schauder und Grauen gedachte sie des Gastes, der heute wieder in die Burg gekommen. „„Es ist kein gutes Zeichen,““ waren ihre Gedanken, „„daß Dieser wieder eingesprochen. Wolle Gott nur Böses verhüten!““ — Ruprecht trat zu ihr und befahl, das Essen aufzutragen, worauf er sofort in den Burghof hinunter eilte, und sechs seiner handfestesten Leute zusammen rief. „In einer halben Stunde seyd bereit, wohlbewaffnet und im Sattel!“ war sein Befehl. „Und damit euch der Muth nicht fehle, findet ihr auf Eurer Stube zwei Flaschen für den Mann.“

Adelgunde wurde von ihrem Bruder mit ungeschwisterlicher Strenge genöthigt, bei Tische zu erscheinen.

„„„Laßt Euch lang' nicht sehen, Fräulein!“““ redete mit rauher Stimme der Steinegger sie an. „„„Erlaubt auf Eure Gesundheit zu trinken, herzliebste Braut!“““ fuhr er fort, und leerte unmanierlich einen beträchtlichen Becher.

„„Ich danke Euch, Herr,““ entgegnete Adelgunde mit niedergesenktem Blicke. „„Doch mögt Ihr künftig Euch des Gelüstes enthalten, mich Eure Braut zu heißen.““

Mit finsterer Miene heftete der Bruder seine Augen verweisend auf die Schwester: „Ich hab's ihn geheißen!“ fuhr er sie barsch an.

„„Bruder, Bruder, also doch!““ flehte das Mädchen. „„Du verhandelst das Leben deiner Schwester, ihr Glück, ihre Ruhe, um dir den guten Willen eines Menschen zu erkaufen. —““

„„„Hoho!“““ lachte der Steinegger auf, „„„meine Sachen stehen nicht grün. Aber nicht wahr, hold' Liebchen, die Zeit bringt Rosen?“““

„„Ja, ja, deren Dornen mir das Herz durchbohren werden!““ fügte das Fräulein seufzend bei.

Der derbe Gast bemühte sich, Adelgundens Hand zu ergreifen:

„„„Wenn Ihr einmal auf meinem Felsenneste thront, wird es Euch schon behaglich dünken; nur Muth gefaßt! Ihr könnt von dort in das Wiesenthal hinab lugen und hundert schöne Dinge beschauen, oder zur Kurzweil die Storcheneier auf dem Kirchthurm zu Schopfheim durch das Fernglas zählen, das mir vorige Woche, zwar unfreiwillig, ein Reisender geschenkt hat.“““

Vielleicht hätte der Steinegger noch lange seine rohe, verwundende Sprache fortgeführt; aber als eben die Glocke sieben Mal anschlug, stund der Bärenfelser rasch auf und ging schweigend hinaus, seinem Mitgenossen nachwinkend.

Wie von einem Gespenste verfolgt, verließ Adelgunde nun ebenfalls das Gemach, und flüchtete sich in ihre stille, einsame Kammer. Dort warf sie sich auf die Kniee und betete lange und inbrünstig. Sie hörte noch das Niederrasseln der Zugbrücke und wie sich eine Schaar Reiter entfernte. „„Bewahre seine Hände vor Unthat!““ rief sie zum reinen Himmel hinauf.

Die Burg Bärenfels hatte unter Anderem auch einen Thurm, dessen grausenvollste Gemächer tief in der Erde sich befanden. Kaum schlichen die unheimlichen Windzüge der Mitternacht durch des Schloßhofs Räume, als eine weibliche Gestalt schnell und leise aus der Hausthür trat, und sich nach der Seite bewegte, auf welcher der Thurm sein schwarzes Dach zeigte. Alle Mannschaft der befestigten Burg hatte sich bereits dem Schlafe übergeben; nur vor der Kerkerthüre, die zunächst der Zugbrücke war, schritt die Schildwache auf und ab. Ehe diese ihr: „Wer da!“ rufen konnte, flüsterte eine Stimme: „„Sey ruhig, Burkhard!““ Der Wächter schien die Sprache zu kennen und die Gestalt, welche auf ihn zukam; denn er blieb stille stehen. „Adelgunde!“ rief er ganz leise, als das Mädchen nahe an ihn heran trat, „was gedenkst du hier zu thun, in der Stunde der Mitternacht?“ — Burkhard, der frühe Waise geworden, war ein naher Verwandter des Bärenfels; wiewohl arm und ohne Stammschloß, bewahrte der rechtliche Jüngling ein kostbares Kleinod: ein reines Herz. Adelgunde, mehr die Tugend liebend, als das Gold, erkannte in dem heiteren Jugendgenossen den würdigsten Freund, dem sie heimlich ihre volle Neigung geschenkt, ja, den sie aufrichtig liebte, obgleich ihr Bruder ihn zu so niederem Dienste anhielt.

„„Schmachtet nicht seit etlichen Stunden eine Unglückliche da drunten, mein Freund?““ fragte leise das Mädchen.

„Es ist so!“

„„Ach Gott, so hat mein Auge mich nicht getäuscht!““ seufzte Adelgunde.

„Und was willst du thun?“

„„Sie retten will ich!"" lautete bestimmt die Antwort. „„Aber sage mir vorerst, wer die Arme ist, oder woher die Schrecklichen sie brachten!""

„Ich kann weder das Eine noch das Andre sagen; denn die Knechte, die mit Ruprecht ausgezogen waren, schwiegen allesammt; sie wissen vielleicht selbst nicht, wen sie gefangen."

„„So hast du keinen Theil an der Schandthat?""

„Gottlob, nein!"

„„Ich danke dem Himmel darum, und bin mit dir versöhnt, Burkhard! Aber nun laß mich vollbringen.""

Ohne weitere Umstände eilte Adelgunde an die Gefängnißthüre, zog einen Schlüssel hervor, und wollte sie öffnen.

Burkhard verhinderte sie. „Es kann nicht geschehen, meine Liebe! Der Gefangenen Entkommen ist mein Tod. Du bringst ein furchtbares Unglück über dich und mich!"

„„Höre,"" sagte Adelgunde leise: „„der wüste Steinegger nennt mich seine Braut; mein Bruder hat mich an ihn verkauft. Ich verlasse gern die Wohnung meiner Eltern, um einem traurigen Schicksal zu entgehen. Mit der Unglücklichen fliehe ich selbst, gerade nach Oeflingen hinüber. Jener Edle wird uns Schutz gewähren; bis der Tag anbricht, sind wir dort. Hast du mich je geliebt, so folge mir. Aber verhindere mich, wenn du willst, daß ich des Steineggers Gemahlin werden soll!"

Mächtig wirkten diese Worte, mit solchem Ernste gesprochen, auf Burkhard. Er ließ es geschehen. Adelgunde verschwand hinter der schweren Kerkerthüre und in tausend Aengsten erwartete Burkhard das Kommende.

Niedergesunken auf elendes Stroh lag in dem feuchten, engen Steingewölbe, das von der Blendlaterne, die Adelgunde geheim bei sich trug, nur wenig erhellt wurde, ein Frauenbild. Aengstlich erhob die Arme das bleiche Haupt und, Verzweiflung in den Blicken, richtete sie dieselben starr nach der Eingetretenen. Diese leuchtete tiefer mit der Laterne und fuhr vor Entsetzen zurück, nachdem sie der Gefangenen Antlitz gesehen.

„„Ihr hier, Helena! Freundin aus glücklicher Kinderzeit!"" rief das Fräulein von Bärenfels.

„Habt Erbarmen, Adelgunde! rettet mich und führt mich zu Bernhard, dem Geliebten, erst seit drei Tagen mir Vermählten!"

— Ein Thränenstrom, nicht der erste, entstürzte den Augen der Unglücklichen.

„„Ich komme Euch zu retten, Helena! Wir wollen jetzt nicht länger berichten oder klagen. Der Augenblick ist kostbar. Folgt mir ungesäumt!““

Wie ein Schiffbrüchiger das rettende Brett umklammert, faßte Helena des Fräuleins Arm, an dem sie hinausgezogen wurde aus den schauderhaften Gängen des Thurmes in die freundlichen Räume der Schöpfung.

Die zwei Freudinnen näherten sich wortlos einem engen Pförtchen, zunächst dem Hauptthore. Adelgunde besaß einen heimlichen Schlüssel. Das Pförtchen wurde leise aufgethan, und schnell huschten sie Beide hinab in den Garten.

Burkhard sah sich eine Weile um — es war Alles ruhig — rasch eilte er den Fliehenden nach, zugleich von Außen das Thörlein verschließend; eine List, durch welche die Verfolger mindestens einige Zeit aufgehalten würden. Der Garten war mit einer hohen Mauer umgeben. Inwendig von der Mauer herab hing eine Strickleiter; dieselbe benutzend erreichten die Flüchtlinge das Freie. Helena wollte niederknieen und dem Himmel ihren Dank opfern; aber das Fräulein von Bärenfels ergriff ihre Hand: „„Noch sind wir nicht außer Gefahr, Helena! Ein dankbarer Blick nach Oben ist das kürzeste Gebet. Laßt uns von dannen eilen!““ Sie schlugen einen wildverwachsenen Pfad ein, der sich südlich hinab bog.

Erst als sie eine ziemliche Strecke von Bärenfels entfernt waren, erlaubte sich Adelgunde, einige Fragen an Helena zu richten, ihre Gefangennehmung durch Ruprecht und den Steinegger betreffend. Aus den gegebenen Antworten erfahren wir etwa Folgendes:

Bernhard von Oeslingen, erst seit Kurzem Helenens Gemahl, zog mit seiner geliebten Gattin nach seinem Stammschloß. Unterhalb Hasel fiel plötzlich ein Haufe, gleich Räubern, über den kleinen unvorbereiteten Zug. Das bis zur Ohnmacht erschrockene Weib wurde aus den Armen Bernhards gerissen, der, von einem gewaltigen Hiebe getroffen, niederstürzte, und die Unglückliche auf einem schnellen Rosse davon geführt.

„Ach, wenn die Unholde den Geliebten getödtet hätten,

oder wenn er hilflos unter brennenden Schmerzen sein theures Leben verseufzen müßte!" schloß Helena, und fing an zu weinen.

„„Welche Unthat!"" rief Burkhard, indem er wie zur Rache die Faust hob. „„Aber hattet ihr denn keine Knechte mit euch?""

„Wohl, zwei begleiteten uns; ihr Widerstand war jedoch fruchtlos." entgegnete schluchzend Helena.

„‚Gott tröste euch!'" ermuthigte Adelgunde; „‚Doch könnt' es noch möglich seyn, daß euer Gemahl von den freigebliebenen Knechten gerettet wurde.'"

„O Gott, wäre dem so!" rief Helena aus und faltete die Hände.

Burkhard, welcher der Erste im Zuge war, blieb plötzlich stehen. „„Habt ihr das Lichtlein da drinnen nicht gesehen?"" frug er seine Begleiterinnen kaum hörbar.

Helena und Adelgunde schreckten zusammen. Ein wunderlich gestaltetes Männlein stand unfern von ihnen im Dickicht, und während es ein gar helles Lichtlein in der Hand empor hielt, winkte es mit der andern freundlich den erschrockenen Wandlern zu. Sie würden aber sicherlich der Lockung nicht gefolgt seyn, wäre nicht in mäßiger Ferne hinter ihnen ein Rauschen hörbar geworden, mit menschlichen Stimmen untermischt.

„‚Mein Gott, sie verfolgen uns!'" jammerte Adelgunde. Immer freundlicher und emsiger winkte das Männlein; immer näher kam der Lärm. „„Es mag ein guter Geist seyn,"" sagte dann entschlossen Burkhard, „„wir wollen ihm folgen. Meine Mutter hat mir oft von jenen Erdmännlein erzählt, die den Menschen, welche ihnen vertrauen, kein Leides thun."" Er schritt beherzt voran. Die Damen hingen sich fest in seine Arme und folgten ihm. Vor einem Felsen blieb das Männlein stehen, und indem es mit der Hand daran pochte, öffnete sich ein schmaler Gang, und hinein in das Innere der Steinwand, die sich sogleich wieder verschloß, traten die Drei, voraus das Männlein mit der kleinen Leuchte.

Ein Wasser, hell und munter rauschend, floß durch die Höhle. Zu beiden Seiten erhoben sich, glänzend von buntem Lichtstrahl, wunderlich gebildete Steinmassen. Burkhard und seine Begleiterinnen fühlten ein unheimliches Bangen, als sie die Höhle

durchschritten; aber bald ergriff ein heiliger Schauer ihre Seele. Denn jetzt traten sie über einen schmalen Steg und weit öffnete sich die Grotte zu einem großartigen Dome. Zur Seite rechts zeigte sich eine Kanzel, wie keines Menschen Hand solche bauen könnte, und links erhob sich eine Orgel mit unzählig vielen großen und kleinen Pfeifen. — Wie noch heute, wenn ein Wanderer die Höhle besucht, er die unnachahmlichen Gebilde mit Bewunderung anstaunt: so blieben jene ersten drei Besucher überrascht stehen, und wagten kaum zu athmen vor mächtiger Verwunderung. Das Erdmännlein winkte, und führte seine Begleiter etwas seitwärts, an eine Stelle, wo es trocken war. Aber wer beschreibt das Erstaunen der Drei, als ihre Blicke auf einen jungen Mann fielen, der ruhig auf einem Mooslager schlummerte! Mit einem Schrei, in welchem Schmerz und Freude zugleich sich ausdrückten, stürzte Helena zu dem Schlafenden nieder; es war Bernhard von Oeflingen. Inzwischen hatte sich der kleine Mann entfernt. Ein leiser, anmuthiger Gesang wogte harmonisch durch die Höhle. Bernhard bewegte seine Hand: — „Schöner Traum!" lispelte er kaum hörbar; „ich sah dich, Helena, mein süßer Engel!" Bald darauf schlug er die Augen auf. Helena, sein Engel, ruhte an seiner Brust. — Wer beschriebe die Scene solch eines Wiedersehens!

„So hat der Traum, der so lieblich mich umschwebte, sich erfüllt!" — rief Bernhard endlich. „Helena, was ich gelitten, seit ich dich verloren hatte: — der Schmerz hält gleich die Waage mit der Wonne, dich wieder in meine Arme schließen zu können."

Nach der Erzählung des Oeflingers hatte ihn bei dem räuberischen Ueberfall ein furchtbarer Schlag vom Steinegger zu Boden geworfen, worauf er sich jedoch bald wieder aufgerafft, habe, um dem Bärenfels nachzueilen. Aber von einer Schwäche befallen, die von dem Blutverlust aus der Kopfwunde herrühren mochte, sey er bewußtlos niedergesunken. „Ich erwachte in dieser Höhle wieder;" — schloß er seine Erzählung „das gute Männlein, dem ich einst einen Dienst erwiesen, hat mich hierher gebracht. Es hat mich gepflegt und gewaschen mit heilendem Wasser. Ich bin nun völlig genesen."

Helena erzählte nun auch ihre Geschichte, und erwähnte dankbar

ihrer Retterin Adelgunde, und ihres Begleiters, welche Beide bisher von Bernhard noch nicht bemerkt worden.

„Ich kenne des Fräuleins edles Herz, aber nimmermehr wascht der Schwester Liebe den Schimpf ab, den der Bruder mir angethan!“ sagte Bernhard.

„„Gewähret uns Schutz, Ritter!““ flehte Adelgunde, „„und nehmt uns auf in eurer Burg, wenn Ihr dahin gelangt seyd.““

In wenigen Minuten wußte Bernhard der Bedrängten Anliegen und errieth ihre Neigung.

Das Männlein trippelte herzu, und winkte bedeutsam. Das Licht in seiner Hand verschwand; aber herein in die Finsterniß drang durch eine ziemliche Oeffnung das freundliche Tageslicht und mit unbeschreiblicher Empfindung begrüßten die unterirdischen Wandrer den lichten Tag. „Habe Dank, guter Geist, der du die Höhle bewohnst, für deine Güte! Treulich hast du dein Wort gehalten, als du zu mir gesprochen: „„Ich will dein Erbarmen vergelten.““ Empfange in dem aufrichtigsten Dank meines Herzens den schönsten Lohn, den mein Vertrauen zu geben vermag!“ So rief Bernhard von Oeflingen mit bewegter Stimme in die Höhle zurück, und trat dann in das Freie, mit ihm die Uebrigen.

Es war heller Tag. Da und dort arbeiteten die Leute auf ihren Feldern, und sahen neugierig dem Zuge nach. Der Ritter durfte hoffen, ungefährdet seine Burg zu erreichen, die nur etwa eine Stunde entfernt lag. Schon winkte ihnen das sichere Schloß entgegen, als ein Gewappneter auf den Zug hersprengte. Adelgunde erkannte in ihm einen Diener ihres Bruders.

„Ich bringe traurige Nachricht, Fräulein!“ rief der Kommende; „Euer Bruder und der Steinegger sind verunglückt. Auf dem nächtlichen Zuge, den sie Euch zu Ehren gestern um Mitternacht unternommen, hat ein Felsstück, das hoch herab stürzte, den Steinegger zerschmettert, und Euern Bruder, meinen Herrn, gar übel zugerichtet. Letzterer läßt Euch bitten, seinen letzten Wunsch zu gewähren und ungesäumt heim zu kommen.“ Adelgunde hörte die letzten Worte nicht mehr; ohnmächtig fiel sie in Burkhards Arme.

„Das hat der kleine Mann gethan!“ rief Bernhard. „Er hat sich und uns schrecklich gerächt.“

Nur langsam erholte sich Adelgunde von ihrer Ohnmacht. „„Laßt mich zu ihm eilen, denn ich bin Schuld an seinem Tode!““ rief sie; „„aber der Himmel ist mein Zeuge, nicht mit Vorbedacht!““ Und zu Burkhard gewendet: „„Du darfst mich nicht begleiten, dein Anblick würde den unglücklichen Bruder noch mehr reizen.““

Bernhard ließ sein vertrautestes Pferd vorführen; darauf entfernte sich das Fräulein, von einem Diener gefolgt.

Furchtbar verstümmelt, mit fast unerträglichen Schmerzen, lag Ruprecht von Bärenfels auf seinem Bette. Ueber ihn neigte sich schluchzend und jammernd die Schwester. Er schlug die Augen auf, und sprach mit zitternder Stimme: „Kommst du, mir zu vergeben, Adelgunde? Bete für meine arme Seele. Der Arm des Höchsten hat mich strafend erreicht!“

„„Du sollst nicht sterben, Bruder!““ rief Adelgunde, heftiger weinend, und Stirn und Mund des Unglücklichen küssend.

„Schwester, noch sind zwei Knechte des Oeflingers gefangen, — in dem geheimen Verließ unter dem Kellergewölbe — befreie sie!“

Adelgunde schauderte. Zugleich trat Burkhard ein. „„Wie konnte ich zurück bleiben?““ sprach er, „„Pflicht und Gewissen rufen mich hierher.““

„Ich will dir vergeben,“ sagte mit schwacher Stimme Ruprecht, als er Burkhard reden hörte. „Du bist unser Vetter, — sey du meiner verlassenen Schwester — —“ die Sprache verstummte, sein Leben erlosch.

Der treuen Schwester Thränen flossen reichlich und inbrünstige Gebete begleiteten die geschiedene Seele hinauf, wo Gottes ewig erbarmende Liebe wohnt.

Burkhard nahm den Namen Bärenfels an, und lebte in glücklicher Ehe mit Adelgunde.

Die beiden benachbarten Ritterfamilien hielten unzertrennliche Freundschaft. Ein Befehl, den der Oeflinger an seine Untergebenen ergehen ließ, lautete: Niemand darf, bei schwerer Strafe an Leib und Geld, einem Erdmännlein künftig etwas zu Leide thun.

Steinen bei Lörrach. Reinhard Reitzel.

Die gestörten Schatzgräber.

Ungefähr eine Viertelstunde nordwestlich von dem nach Wiesleth eingepfarrten kleinen Dorfe Enkenstein, drei Viertelstunden von Schopfheim, befinden sich auf einem Bergkopfe die noch wenigen Mauerreste einer Burg, welche den ehemaligen Herren von Enkenstein gehörte und von wo eine reiche Aus- und Fernsicht in das idyllische Wiesenthal und über die Vorberge des Schwarzwaldes hinweg auf die Vogesen und die gletscherblitzende Alpenkette der Schweiz zu genießen ist. —

Innerhalb der Burgmauern soll von einem der frühern Schloßbesitzer ein bedeutender Schatz vergraben worden seyn, welcher unabläßig von einem schwarzen zottigen Hund bewacht wird, den früher s. g. Frohnfasten-Kinder auch gesehen haben wollen. Da es sonach innerhalb der Ruine und in deren Umgebung nicht geheuer seyn mag, geht man zu gewissen Zeiten nicht gerne dorthin, obgleich der zu hebende Schatz Manchen dazu verlocken möchte, und wirklich soll im vorigen Jahrhundert einmal etlichen jungen rüstigen Burschen, die keinen Zweifel in ihre Herzhaftigkeit und das Gelingen setzten, die Lust angekommen seyn, durch Hebung des Schatzes auf leichte Art reich zu werden. — Um wo möglich sicher das Wagstück zu bestehen und den Zweck erreichen zu können, verschafften sie sich nicht ohne langes Umherforschen ein durchaus schwarzes Böcklein als Sühnopfer, machten sich mit den nöthigen Zauberformeln und Gebeten bekannt und hingen geweihte Heiligenbilder an die Brust. In einer Freitagsnacht zur Geisterstunde begannen sie, still und stumm, wie die schauerliche Natur um sie her, die Arbeit, und betrieben sie mit solcher Emsigkeit, daß ihnen der Schweiß von Stirn und Wangen floß. Doch die Sterne schienen nicht günstig zu leuchten. Schon hatten sie eine Stunde lang unausgesetzt gegraben und schon stießen sie auf eine dumpftönende Stelle, als es auf dem Kirchthurm zu Wiesleth Ein Uhr schlug und eine Eule dicht ob ihren Köpfen kreischend hinweg flog. Plötzlich erbebte der Boden unter ihren Füßen und die tiefe Stille verwandelte sich in wilden Aufruhr; eiskalt lief es ihnen über den Rücken und wie von unsichtbarer Hand er-

griffen, fühlten sie sich zu Boden geworfen. Als sie nach geraumer Weile aus ihrer Besinnungslosigkeit sich wieder erholten und eben der Mond in seinem letzten Viertel am tiefblauen Himmel aufgieng, sahen sie sich, statt auf dem Platze, wo sie zu graben angefangen, mitten in ein nahes, mit Brennesseln verwachsenes Dorngebüsch gelagert, und Gesicht, Hände und Füße aufs Empfindlichste verletzt. Beschämt und den Schatz in des Schloßbergs innerste Tiefe verwünschend, zogen sie heim und zeigten von nun an keine Lust mehr, durch Hebung von vergrabenen Schätzen reich zu werden.

J. A. Rueb.

Eichsel, Amt Schopfheim.

Nach der Sage sollen in diesem, zwei Stunden von Schopfheim entfernten Dorfe die drei heiligen Jungfrauen Kunegunde, Mechtundis und Wibrandes aus der Gesellschaft der heiligen Ursula begraben seyn. Noch heut zu Tage führt ein zwischen Rapperschwyr und Eichsel befindlicher Brunnen den Namen Mägdebrunnen.

Nonnenmattweiher.*)

Es stand im kühlen Waldesraum
Das Kloster Nonnmattweiher;
Dort walteten der Schwestern viel,
Doch Wollust trieb ihr schnödes Spiel
Wohl unterm weißen Schleier.

Wenn Morgens früh zur Mette rief
Das Klosterglöcklein helle,
Da zogen sie, gar fromm entbrannt,
Das Büchlein in der zarten Hand,
Allsammt in die Kapelle.

Doch wenn die goldne Sonne war
Tief hinterm Wald verschwunden;
Wenn leis' heran die Dämmrung kam
Und sich ihr Schleier wundersam
Um Berg und Thal gewunden:

Da ging das tollste Leben los
Im Klosterraume drüben;
Da klangen Lieder, frech genug,
Die nicht das strenge Ordensbuch
Den Schwestern vorgeschrieben.

Die Eine war dem Knaben hold,
Der täglich auf den Rasen
Am Bühle seine Heerde trieb,
Und seinem frommen Schatz zu lieb
Manch süßes Lied geblasen.

Spät in des Abends Dämmerschein,
Da schlich sie sich vermessend,
Zum trauten Buhlen heimlich sacht,
In der verschwiegnen stillen Nacht
Des Bußgelübds vergessend.

Die Andre war dem Jäger hold,
Der Abends auf dem Anstand
Dem Wilde lauscht' am grünen Wald,
Doch in des Nönnchens Zelle bald
Der Minne tiefste Bahn fand.

Zu Andern schlich sich insgeheim
Vom nachbarlichen Kloster
Manch' Mönchlein rund in's Kämmerlein,
Und raubte s'Rosenkränzelein
Und wurde Pater noster.

Da hat des Himmels Zorn geweckt
Der Nonnen freches Sinnen:
Er schleuderte vom Wolkensitz

Den racheschweren Schlangenblitz
Jach auf die Klosterzinnen.

Und es versank. — Wo es einst stand,
Schäumt nun des Waldsee's Welle,
Drinn stöhnt es nächtlich: „Vater hilf!"
Da flüstert's, heult's und rauscht's im Schilf
Bis in die Morgenhelle.

Friedrich Otte.

*) Dieser wegen seiner ehemals schwimmenden, nun mit dem Ufer verbundenen Torfinsel und seiner herrlichen Fische merkwürdige Weiher liegt an der Nordseite des hohen Kohlgartens, in einem ovalen, rings von steilen, waldigen Bergen umgebenen Kessel.

Nach der allgemeinen Volkssage der Umgegend soll vor Zeiten auf der Stelle, wo jetzt der Weiher ist, ein Nonnenkloster gestanden haben, und auf dem zwei Stunden davon liegenden Stockberge ein Mönchskloster. Die Bewohner des Letztern pflegten jene Nonnen öfters in allerlei gottesdienstlichen oder ökonomischen Geschäften zu besuchen, welche aber auch zu einem gar vertraulichen und ärgerlichen Umgange führten, so daß das Nonnenkloster einst, mitten in einer üppigen Schwelgernacht, plötzlich mit Mönchen und Nonnen in die Erde versank und ein kleiner See dafür an dessen Stelle trat, auf dem sich eine aus Torf, Wurzeln, Laub- und Mooswerk bestehende grüne Insel bildete, auf der man ohne Gefahr herumwandeln konnte.

(Aus einem Aufsatze des Kreisraths Gysser im Freiburger Wochenblatt, 1819. S. 816 u. ff.)

Schönau.

Eine Eigenthümlichkeit besitzt die dortige hübsche Wallfahrtskapelle: man steigt in ihr eine Treppe hinab in ein kleines offenes Gewölbe, welches weiter nichts als einen Felsen enthält, auf welchem einst der heilige Petrus, als er auf seinen Wanderungen auch in diese Gegend kam, gekniet haben soll, wovon die Spur noch in einer Vertiefung gezeigt wird. In diese beugt nun die Andacht ebenfalls ihre Kniee und verrichtet ihre Gebete zum heiligen Apostel.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's: „Beschreibung des Badischen Oberlands." Lörrach, 1841. S. 52.)

Der Wasserfall bei Todtnauberg.

Chensch das Lied vom Dengeligeist in Hebels Gedichte?
S'chunnt e Stell drin vor — i bruch mi nit lang druf z'bsinne:
„Wo de heiligen Engle mit schöne, blauen Auge,
Die in tiefer Nacht in stille Dörfere wandle,
An de Fenstere lose, und — höre sie lieblige Rede,
Gegenenander lächlen und an de Husthüre sitze
Un die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre!"
Allimohl freut's mi, wenn i dra denk un wenn's mer in Sinn chunnt.
Sez di zue mer in's Gras, i will der öppis verzehle
Wo me schönen Engel mit blaue, liebligen Auge;
Hör mer ordli zue, un schwäz mer nit zwischen ine!
S'duurt nit lang, de chasch no zitli gnue wieder heim cho!

Wo ni no jung gsi bi, i mein fast no nit gar zwänzgi,
Han i e Reisli gmacht dur's Wiesethal und uf der Feldberg;
S'isch e liebligе Weg vo Schopfen uf Zell und uf Todtnau.
In ere milde Summernacht bim helleste Monschin,
Gang i mis Wegs furt mit allerhand guete Gidanke
Un voll Herzesfreud, die himmlische Usſicht bald z'gnieße. —
Wo ni go Todtnau chumm, so lüte d'Glocke grad Betzit,
Un der Morgestern het glitzert über em Feldberg.
Müed bin i no nit gsi, und betet hani ungheiße.
Z'Todtnau wend' i mi links un gang dur's Thäli zum Fall hi,
Wo der Wiesebach vom hoche Felsen in's Thal stürzt;
Sez mi uf e Stei un bet e still Vaterunser.
Bald druf chunnt der Schlof, so sanft und süß wie no selte.
Eb i dra denkt cha he, so bin i halt richtig vertschlofe;
's Tose vom Wasserfall, der Duft vo de Bluemen und Chrütre
Het in Orgelton und Rauchwerk zlezt sich verwandlet,
D'Gegnig in e Chilche, — im Schlofen isch's mer so vorcho.
Wo ni uf d'Chanzle lueg, so stoht e heiteren Engel
Statt em Pfahrer druf, i ha ne herzlichi Freud cha —
Prediget het er, lueg, de chasch nit glaube, wie prächtig!
Gschraue het er nit, wie sust viel Heren es mache,
Nei, ganz sanft und fründli; i mueß mi Lebtig dra denke; —

Druf do luegt er mi a, der Engel, so ernst un so lieblig,
I vergiß es nit, es isch mer dur d'Seel dure gange;
Seit druf zue mer: „Weisch, wo de bisch? i will der's erkläre:
In der Chilche bisch, denn d'Erden isch so ne Chilche,
Wenn der Früehlig chunnt, und d'Vögel verwachen un d'Blueme;
Isch es denn nit wohr? Isch d'Welt nit e heiteri Chilche?
D'Sunne isch's ewig Liecht un d'Sterne die himmlische Wächter,
Hörsch, wie sie singen im Chor das: Ehre sey Gott in der
Höhe! —
Un das Siebegestirn singt lieblig: Frieden uf Erde!
Un der Morgestern, er lütet so fründli zuer Frühmeß!
Weisch, 's isch Sunntig hüt! lueg um di und obsi, was siehsch
denn? —
Do der Wasserfall, er bruust wie d'Schopfemer Orgle!
Wie ne Halleluja so tönt's im heitere Thäli,
Siehsch de Felse do, druf stand i wie ne Her Pfahrer
Uf de Chanzle stoht, un leg der während dim Schlummer
Gschwind e Wörtli an's Herz, un denk dra, wenn de verwacht
bisch! —
Lueg jez obsi, was siehsch? en eifach Chrüz uf em Bergli,
Drüber der Morgestern am reine heitere Himmel! —
Los, was i sag: de wirsch im Leben öfters e Chrüz ha;
Nimm's vom liebe Gott, es leitet di zue de Sterne —
Bis geduldig un frumm, un häng di Herz nit an's Weltli;
S'lohnt si nit der Müeh, un wenn der öbbis gar schwer macht,
Beth zum liebe Gott, und lueg zum heitere Himmel,
B'halt di G'wisse rein, un blieb barmherzig un güetig;
S'chunnt e Stündli, de wirsch di freue, daß de mer gfolgt
hesch!" —
Seit der Engel zue mer; druf seit er mit liebligem Lächle:
„Wenn das Stündli chunnt, so gsiehsch mi wieder, i füehr di
Zue de Sternen empor, un zeig der e himmlische Ussicht, —
Schöner as die uf em Berg un schöner as Alles uf Erde,
In e himmlisch Land un zue dim himmlische Vatter
Füehr i di derno! O wenn de numme scho dört wärsch!
Bhüet di Gott der Her, un denk dra, wenn de verwacht
bisch!" —
Seit der Engel zue mer und luegt mi a un verschwindet.

Gli druf bin i verwacht und d'Morgesunne het g'schiene,
Un die ganze Natur het gfiert e heilige Sunntig!
Wie's mer gsi isch um's Herz, i cha der's wäger nit sage,
Aber denkt han i dra, un ha's no nie halt vergesse;
S'isch mer au scho wunderli gange, un Chrüz isch uf Chrüz cho,
S'isch mer nützli gsi, Gott het mer Giduld geh und Friede!
Jez isch's bald verbi, bald chumm i zuem himmlische Vater,
Herzli freu i mi druf, den Engel wieder z'erblicke,
Wenn das Stündli chunnt, vo dem er mit Lächle jo gseit het!
Mach's jez au ne so un denk dra, was der verzehlt ha,
Wenn de Wasserfall flehsch im stille Thäli bi Todtnau.

J. J. Schneider, Pfarrer.

Das Gespenst an der Kanderer Straße.

's git G'spenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
Und bring e Ruusch! De trissch e Plätzli a,
Und dört verirrsch; i setz e Büeßli dra!

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
E Hüsli gsi, e Frau, e Chind, e Chatz
Hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
Si Lebe g'lo im Helteliger Feld.

Und wo sie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
Se het me gmeint, sie stoß de Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Füür und blost,
Und git's im Chind und seit: „Du bisch mi Trost!"

Und 's wär's au gsi. Doch schlicht emol mi Chind
Zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
Und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
Und sieht no just, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
Vo Chander her an's Chind und überrennt's,

Und bis sie'm helfe will, sen isch's scho hi,
Und rüehrt si nit — e flösche Bueb isch's gsi.

Jez rüstet sie 'ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
Und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört und hüetet's Chind;
Und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
Goht d'Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
Se sieht's der Geist si'm Gang vo witem a;
Und füehrten abwärts, seig er wer er sey,
Er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
Er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?"
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
Se meint er, 's chrei e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar und über Steg und Bruck,
Se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
Und wenn er meint, er seig jez bald dehei,
Se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
Se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
Passieren ihres Wegs. — Verstöhntder mi?

J. Peter Hebel.

Istein.[1]

Von Basel kommt gezogen
In stolzem Lauf der Rhein,
Da beugen seine Wogen
Zur Rechten plötzlich ein;

An Istein's Felsenmauer
Zieht hoch der Strom heran,
Und rauscht zurück mit Schauer,
Und brandet wieder an.

Was lockt ihn da herüber?
Was treibt ihn fort zur Flucht?
Was wird er ernst und trüber
Und gräbt sich tiefe Bucht?
Es liegt an diesem Strande
Ein todtenstiller Ort;
Es ragt bis vor zum Rande
Des Dorfes Kirchhof dort.

Und oft — so hört' ich sagen —
Wenn hoch die Wasser ziehn,
Wirft hier mit dumpfen Klagen
Der Strom die Todten hin;
Er wirft sie an's Gestade
Aus seinem Wogensarg,
Auf daß er sich entlade
Der Schulden, die er barg.

Da lag wohl auf dem Sande
Schon manches graue Haupt.
Ob diesem Noth und Schande
Den Lebensmuth geraubt?
Ob Jener sank in Sünde,
Bis ihn hinunterriß
In seine Todesgründe
Der Geist der Finsterniß?

Auch manche Jungfrau'nleiche
Lag dort am Felsenhang.
Was war's, du arme Bleiche,
Daß dich die Fluth verschlang?
Ach! wühlt' in deinem Herzen
Getäuschter Liebe Gram,

Bis dich, betäubt von Schmerzen,
Verzweiflung überkam?

Ein Mensch im Todtenhemde —
Was stürzt' ihn in die Fluth?
War's eigne Schuld, war's fremde,
War's Sturm und Stromes Wuth?
Wer hat wohl sichre Kunde? —
Die Dörfner fragen's nicht;
Sie denken nur zur Stunde
Der frommen Liebespflicht.

Des Friedhofs Ruhestätte
Nimmt alle Todten auf,
Die aus dem kalten Bette
Verstieß der Fluthen Lauf.
Sie richten nicht, sie schweigen;
Dem ist's anheimgestellt,
Dem alle Todten eigen,
Dem Richter aller Welt.

Es steht ein Kreuz erhoben
Hoch auf dem Felsengrund,
Es deutet ernst nach Oben,
Thut Gottes Gnade kund;
Es sieht die Wellen fliehen
Im raschen Strom der Zeit,
Und, Die vorüberziehen,
Mahnt's an die Ewigkeit.

Adolf Stöber.

[*]) Die gewaltige Felsenmasse, der Isteiner Kloß benannt, bildet einen Vorsprung des Gebirges am Ufer des Rheins, drei kleine Stunden von Basel und ebensoweit von Lörrach entfernt — 237 Fuß erhebt sie sich über dem Spiegel des Rheins, dessen grünliche Fluthen ihren Fuß bespühlen, und 1019 Fuß über die Meeresfläche. Auf dem Gipfel eröffnet sich eine paradiesische Fernsicht: im Hintergrunde die Schneehäupter der Gletscher und im Vordergrunde das sich immer mehr modernisirende Basel mit seinen reizenden Umgebungen; gegenüber dem Felsenufer die gesegneten Ebenen und weinreichen Berge des Elsaßes mit zahllosen Städten und Dörfern!

Der Wasserfall bei Todtnauberg.

Chensch das Lied vom Dengeligeist in Hebels Gedichte?
S'chunnt e Stell drin vor — i bruch mi nit lang druf z'bsinne:
„Vo de heiligen Engle mit schöne, blauen Auge,
Die in tiefer Nacht in stille Dörfere wandle,
An de Fenstere lose, und — höre sie lieblige Rede,
Gegenenander lächlen und an de Husthüre sitze
Un die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre!"
Allimohl freut's mi, wenn i dra denk un wenn's mer in Sinn chunnt.
Sez di zue mer in's Gras, i will der öppis verzehle
Wo me schönen Engel mit blaue, liebligen Auge;
Hör mer ordli zue, un schwäz mer nit zwischen ine!
S'duurt nit lang, de chasch no zitli gnue wieder heim cho!

Wo ni no jung gsi bi, i mein fast no nit gar zwänzgi,
Han i e Reisli gmacht dur's Wiesethal und uf der Feldberg;
S'isch e lieblige Weg vo Schopfen uf Zell und uf Todtnau.
In ere milde Summernacht bim helleste Monschin,
Gang i mis Wegs furt mit allerhand guete Gidanke
Un voll Herzesfreud, die himmlische Usicht bald z'gnieße. —
Wo ni go Todtnau chumm, so lüte d'Glocke grad Betzit,
Un der Morgestern het glitzert über em Feldberg.
Müed bin i no nit gsi, und betet hani ungheiße.
Z'Todtnau wend' i mi links un gang dur's Thäli zum Fall hi,
Wo der Wiesebach vom hoche Felsen in's Thal stürzt;
Sez mi uf e Stei un bet e still Vaterunser.
Bald druf chunnt der Schlof, so sanft und süß wie no selte.
Eb i dra denkt cha he, so bin i halt richtig vertschlofe;
's Tose vom Wasserfall, der Duft vo de Bluemen und Chrütre
Het in Orgelton und Rauchwerk zletzt sich verwandlet,
D'Gegnig in e Chilche, — im Schlofen isch's mer so vorcho.
Wo ni uf d'Chanzle lueg, so stoht e heiteren Engel
Statt em Pfahrer druf, i ha ne herzlichi Freud cha —
Prediget het er, lueg, de chasch nit glaube, wie prächtig!
Gschraue het er nit, wie sust viel Heren es mache,
Nei, ganz sanft und fründli; i mueß mi Lebtig dra denke; —

Druf do luegt er mi a, der Engel, so ernst un so lieblig,
I vergiß es nit, es isch mer dur d'Seel dure gange;
Seit druf zue mer: „Weisch, wo de bisch? i will der's erkläre:
In der Chilche bisch, denn d'Erden isch jo ne Chilche,
Wenn der Früehlig chunnt, und d'Vögel verwachen un d'Blueme;
Isch es denn nit wohr? Isch d'Welt nit e heiteri Chilche?
D'Sunne isch's ewig Liecht un d'Sterne die himmlische Wächter,
Hörsch, wie sie singen im Chor das: Ehre sey Gott in der
Höhe! —
Un das Siebegestirn singt lieblig: Frieden uf Erde!
Un der Morgestern, er lütet so fründli zuer Frühmeß!
Weisch, 's isch Sunntig hüt! lueg um di und obsi, was siehsch
denn? —
Do der Wasserfall, er bruust wie d'Schopfemer Orgle!
Wie ne Halleluja so tönt's im heitere Thäli,
Siehsch de Felse do, druf stand i wie ne Her Pfahrer
Uf de Chanzle stoht, un leg der während dim Schlummer
Gschwind e Wörtli an's Herz, un denk dra, wenn de verwacht
bisch! —
Lueg jez obsi, was siehsch? en eifach Chrüz uf em Bergli,
Drüber der Morgestern am reine heitere Himmel! —
Los, was i sag: de wirsch im Leben öfters e Chrüz ha;
Nimm's vom liebe Gott, es leitet di zue de Sterne —
Bis geduldig un frumm, un häng di Herz nit an's Weltli;
S'lohnt si nit der Müeh, un wenn der öbbis gar schwer macht,
Beth zum liebe Gott, und lueg zum heitere Himmel,
B'halt di G'wisse rein, un blieb barmherzig un güetig;
S'chunnt e Stündli, de wirsch di freue, daß de mer gfolgt
hesch!" —
Seit der Engel zue mer; druf seit er mit liebligem Lächle:
„Wenn das Stündli chunnt, so gsiehsch mi wieder, i füehr di
Zue de Sternen empor, un zeig der e himmlische Usicht, —
Schöner as die uf em Berg un schöner as Alles uf Erde,
In e himmlisch Land un zue dim himmlische Vatter
Füehr i di derno! O wenn de numme scho dört wärsch!
Bhüet di Gott der Her, un denk dra, wenn de verwacht
bisch!" —
Seit der Engel zue mer und luegt mi a un verschwindet.

Werner und Wipert von Kaltenbach und wurden Klosterbrüder zu St. Blasien; namentlich zeichnete sich Wipert als einer der größten Wohlthäter des Stiftes aus.

Itha zog sich in das Kloster Berau zurück und nahm daselbst den Schleier; späterhin ward sie mit mehreren anderen Nonnen von dem St. Blasischen Abte nach Sulzburg versetzt. Werner besuchte sie noch in ihrem Kloster — rührendes, heiliges, allem irdischen Trachten fremdes Wiedersehen zweier nur noch Gott lebenden Gatten! — starb aber bald darauf im Jahr 1131. Itha folgte ihm fünf Monate später nach, in Hoffnung seliger Urständ und gewisser Wiedervereinigung im besseren Leben.

Unter ihrem Sohne Wipert ward die Klosterkirche Bürglen erbaut, im Jahr 1136 vollendet und der päpstliche Legat Karl Theodovin weihte dieselbe auf Ansuchen des Abtes Berthold zu Ehren des heil. Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten ein.

J. J. Schneider.

(Siehe dessen Werkchen: „das Badische Oberland." Lörrach, 1841. Gutsch.)

Sitzenkirch.

Auch Sitzenkirch*) hat sein Merkwürdiges, das genau mit der Geschichte von Bürglen zusammenhängt. Dort, wo jetzt das hübsche Landhaus des Herrn K. steht — befindet sich nebenan ein altes, längliches Gebäude, welches jetzt landwirthlichen Zwecken dient. Dies Gebäude war einst ein Frauenkloster vom Benediktinerorden. Werner, Freiherr von Kaltenbach stiftete dasselbe; seine Gemahlin Itha erbaute es und führte mit ihrer Tochter Himmeltrud das beschauliche Leben darin ein. Unter dem siebenten Abte von St. Blasien stellten sich die Nonnen unter den Schirm dieses Stiftes. Werner versorgte das Kloster mit hinlänglichen Einkünften und übergab den frommen Damen die Schenkungsurkunde mit den

*) Dorf, zwei und eine halbe Stunden von Müllheim.

Worten: „Da habt ihr euern Sitz in Kilch!“ — Daher der alte Namen „Sitzinchilcha,“ jetzt Sitzinkirch oder Sitzenkirch.

(Siehe Pfarrer Schneider's obengenanntes Werk.)

Eine der Ottiliensage verwandte Legende von Sitzenkirch.

Fliehend vor ihren Verfolgern, rohen Kriegern aus dem Heere des Grafen Rudolf von Habsburg, durch welches das Kloster Sitzenkirch im Jahre 1272 eingeäschert wurde, hatte eine Nonne von dort die Felder von Auggen bereits erreicht, als sie vor Erschöpfung zur Erde sank. Inbrünstig flehte sie zur heiligen Jungfrau, sie nicht der Schande und dem Elend preiszugeben,

Ihr zu senden,
Sie zu wahren,
Ihrer Engel treue Schaaren.

Siehe! da öffnete sich neben ihr die Erde und eine kristallklare Quelle sprudelte daraus hervor; die fromme Jungfrau trank von dem Wunderwasser zur Genüge, fühlte sich wieder plötzlich von neuem Leben durchdrungen und alle Müdigkeit verschwunden. Nach einem kurzen aber heißen Dankgebete setzte sie rasch ihre Flucht fort und fand jenseits des Rheins ein sicheres und stilles Asyl.

Noch rieselt jene liebliche Quelle und führt zu Ehren der heiligen Jungfrau noch heut zu Tage den Namen „das heilige Brünnlein.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's obengenanntes Werkchen. S. 34.)

Die Unterhaltung bei dem Judengalgen nächst Müllheim.[1]

Weisch, wun es ani goht, das Wegli i?
Im Judegalge zu; mer sin jez bal derbi.
Dort obe, lueg, wu selli Nußbäum stehn,

— Grad wu jez selli Manne dure gehn —
Dert seit men em eso, vun altersher.
Un siehsch, uff sellem Chrützweg ehne, heißt's,
Gang z'Nacht als Ein, im Mondschiin liicheblaß,
Un wandle d'Hohlgaß us und i. Der Vatter weißt's,
Wie men em gseit het; und es sey kei Gspaß.
Me hör gar mengi Nacht si Sifzgen un si Chlag,
Bis daß es z'Müllen almig zwölfi schlag.
Das sei, vor Ziten als, e böse Nochber gsi,
Ne Jud voll Trug und Pfiff, in Sünden alt;
Un gstohle heig er au no obedri.
Doch endli henn sie en emol uszalt.
Dert obe, wun i di jez ane füehr,
Isch's gscheh. Er het emol grad wieder gstohle gha;
Jez chunnt der Amtmann z'rite, mit eme Hatschier,
Un sieht em's ebe scho vu witem a.
Un druff, was gschieht? Er het em vorher scho
Mit dräut, un thuet en eisgangs henke lo.
Ne Todesurthel isch em niene gsproche gsi,
Doch heißt's: mer henken en emol, uff witers hi.
So isch es gangen, un sie sage, 's heig em ghört. —
Jez sim mer dobe, un jez blibe mer e Rüngli stoh.
Es zieht e wenig a, do uffezue;
Me spürt's im Othehole währli scho,
Drum wemmer is e wenig jez verthue,
Und umenander luege, eb mer witers gehn,
Denn's gitt jo doch kei Gegnig meh so schön.

Lueg, an dem Plätzli isch si Galge gsi,
E Nußbaum; 's goht eim schier e Grusen us.
Drum wemmer besser füre; chumm dohi,
Do zeig i der au jeze no das Hus,
Wu sellimol der Amtmann gwohnet het.
Lueg dert bi sellem alte Schloß, me sieht's gar nett;
's stoht rechterhand e wenig unte dra,
Mit seller Giebelwand; me sieht em's a,
An sine Fenstere, daß es scho alt mueß si.
Habschberger het er gheisse, sellimol,

Un's heißt, i weiß nitt, öb i 's wieder sage soll,
Er thieg si zielimol gar jeze no
Ganz grait der Innerberg dert uffe, höre lo.
Mit wilde Rosse zieg er almig us, uff d'Jacht,
Un heig e Lebtig dobe, bis der Tag verwacht.[2])
Jez ich glaub's nitt; denn isch er scharf au gsi:
D'Rechtschaffeheit het doch nit gfehlt derbi.
Un z'Müllen in der Chilche stoht si Grabstei no,
Un der vu siner Frau isch nebe dra.
Dert schloft er rüeihig. Chönnte's Alli so,
Wu gstorbe sin, un henn en Amt im Lebe gha! —
Sell isch jez Badewiler, bhalt's im Sinn,
's Amthus un 's Schloß; nu siehsch sell Hüsli nebe dra?
Dert tanze sie im Summer alli Sunntig drin,
Un mengmol chunnt sie's in der Wuchen au no a.
Un lueg, sell gros, sell isch's neu Römerbad;
Es isch e Saal drin, me verluegt si schier;
I sag der, Meieli, es isch e Staat,
De glaubsch es nitt, bis i di ane fuehr.
Un besser hinte zieht si's Dorf am Berg no hi;
Vor alte Zite seig's scho's fürnehmst Badort gsi.
Un jezen isch im Summer eben alles voll,
Mer weißt als fast nitt, wu men ane luege soll.
's isch aber au kei Wunder, uff mi Treu,
Wenn d'Gäst mehr uffe gehn, vu Johr zue Johr,
Wenn's wuslet überal mit Groß und Chlei,
Denn 's isch so schön dert, 's chunnt eim wie im Himmel vor.

Jez lueg in Wald dert uffe, linkerhand,
Dert hinterm Schwärziberg, siehsch sell alt Schloß?
Es isch der Neuefels.[3]) — Dert sieht mer erst in's Land,
Me chunnt fast nimmi vu der Usſicht los!
Doch gehn d'Lit wunderselten emol hi,
Wurum? 's isch müehsam un me find't der Weg nitt gli.
Dert obe henn, vor Zite, Heere gwohnt,
Mit Frau un Chinder, un das brave Lit;
Sie henn der Buursmann gästimiert un gschont,
Und Unrechts weißt me vu de Neuefelser nit.

Ne große Hund isch ihr Bidiente gsi,
Der het als Fleisch gholt, z'Sulzberg alli Tag,
Un heime treit uff's Schloß, gar ordeli.
Doch Alles goht si Weg, so lang es mag,
Derno hört's uff. Uff eimol chunnts e so:
Der Hund der het si nimmi blicke lo.
Was isch jez dem? het druff der Metzger denkt,
Un het zuem Nochber gseit: „mer wenn doch luege gli!"
Und wu sie uffe chömme, sen isch's Thor uffgsprengt,
Un d'Menschen un der Hund sin umbrocht gsi.
Wer aber selli That verüebt ha soll —
Das weißt der Britziger Pfarrer nitt emol.

Jez rechts vu Badewiler, als de Berge no,
(De gros heißt Blaue) siesch so wissi Stei;
Sel isch 's Husbade; 's isch e Bergwerch. Mei,
Dert isch's au schön, mer wenn au ane goh.
Un no ne wenig witer ehne dra —
Siehsch nitt sell Hüsli, mit dem rothe Dach?
Dert wohnt der Tschamber z'Sehrigen, i bi
Scho selber binem dobe gsi;
Er isch e Wirth un wird e rechte Buur, alsgmach.
Un füre zue, lueg selle grüene Rai —
Sell isch d'Hermatt. Jez denk dedoch au, nei!
Dert heige sie emol e Her verbrennt;
Un dorburwille, daß me's jez d'Hermatt no nennt,
Denn Falkenau heig's früeiher gheisse gha.
Nitt wit dervu fangt rechts der Mülle=Wald scho a.
Un besser gegen uns zue, — siehsch sell Dach —
Isch Niederwiler, rechts un links, am Bach.

Jez dreihe mer is aber rechterhand.
Do lit e Städtli, 's isch der gwiis bikannt;
Was meinsch jez, Meieli, was wird es si?
Es fallt der vumme selber i.
Lueg doch, wie fründli in de Bergen in,
Wu nit, as Rebe, zrings drumm umme sin!

— — — — — — — — — —

Jez derte sieht me Neuburg, satt am Rhi,
Ne Städtli hüttigstag, ne Stadt vor Zite gnennt;[4])
Statt seller Chilche seig e Münster derte gsi,
Doch heig's der Rhi neweg gnu, us em Fundement.
Un 's innerst Hus sei gstande, wu jez 's üsserst stoht,
Me weißt es justement grad nimmi gnau.
Und wemmen uffezue, am Strom no goht,
Se chunnt 's Chrüzchilchli, in der Guetenau.
Dert het der Brueder Felix, im e chleine Hus,
Si Wohnig gha, und im e Todtebaum si Bett.
Si Gschäft isch bete gsi, und wenn es dundret het,
Se het er almig glitte. Nu, jez rueiht er us.
Sell heilig Chrüz, wu aber dert stoht, mueß de Rhi
No jez vum Land abhalten und — es thuet's, cha si!

Un do vu dene Berg rechts hintere
Sin no viel Ort; de weisch jo, wu mer her chu sin —
Dert ehnen unter sellem Rai isch Zunzige.
— — — — — — — — — — —
Jez sim mer, glaub i, ummen überal,
Un d'Gegnig hemmer bschaut. Gell do isch's schön?
Das isch im liebe Gott si Bildersaal,
Un mir verstune, wemmer drin spaziere gehn. —
Chumm jez, jez müen mer go, mer henn jez Zit;
Dur selli Hohlgaß us, in's Wilerthal.
's isch ebbe no ne Viertelstündli wit,
Un d'Weg, die weiß i jo no überal.

L. F. Dorn.

(Aus Pfarrer Dorn's „Allemania.“ Lörrach, 1843. Gutsch und Rupp.)

[1]) Der Dialect, in welchem die in meiner Sammlung „Allemania“ enthaltenen Dichtungen geschrieben sind, ist der allemannische und beinahe der nämliche, wie bei Hebel, von dem ich nur darin abweiche, daß hier viele Endungen auf u (z. B. wu, chu ꝛc.) vorkommen, welche dort auf o ausgehen. Diese Endung auf u hat aber zweierlei wesentlich verschiedene Klänge. Der eine ist ein reines „u,“ wie im Hochteutschen; der andere ist ein gemischtes, breites „u,“ welches ein kurzes „e“ nachtönen läßt, z. B. „du“ und „thue“ (thun). Diesen letzten Vokal habe ich überall, wo es die Aussprache so fordert, beigeschrieben. Wo also das „e“ hinter einem „u“ erscheint, da will letzteres keine eigene Sylbe bilden, sondern einsylbig mit dem „u“ zusammen gelesen seyn.

Auch in der Orthographie weiche ich zum Theil zuweilen von der Hebel'schen ab, da mein Bestreben dahin ging, den Klang der Wörter, so weit dies auf einfache Weise geschehen konnte, möglichst treu durch die Schreibart zu bezeichnen, selbst wenn sie der Analogie des Hochteutschen zuwider läuft.

L. F. Dorn.

[2]) Siehe den Artikel „der wilde Jäger Habsberger." Seite 186 dieses Buches.

[3]) Eine halbe Stunde von Oberweiler aufwärts liegt die Ruine des Schlosses Neuenfels, welche von Badenweilers Gästen sehr oft besucht wird. Die Mauern desselben stehn noch; man sieht den alten Schloßhof und in kleiner Entfernung davon den Raum des ehmaligen Gartens. Von der Geschichte des Schlosses schweigen die Urkunden. Der letzte Besitzer war Christoph von Neuenfels, der es mit seiner Gattin, einer Tochter und fünf Dienstboten bewohnte. Noch vom Jahre 1540 hat man Kunde von ihm. Eine wohldressirte, große Dogge holte jeden Tag in Britzingen oder Badenweiler den Fleischbedarf iu einem Korbe für die Familie. Einst, nachdem der Hund mehrere Tage lang ausgeblieben war, ahnte man daraus nichts Gutes; man begab sich auf das Schloß, fand den Hund neben einigen Dienern erschlagen und die Herrschaft ermordet, welche Greuelthat wahrscheinlich von Räubern verübt worden. Die Leichen wurden in Britzingen beigesetzt.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's: „Das Badische Oberland." Lörrach, 1841. S. 18.)

[4]) Neuenburg war in früheren Zeiten, schon vom 13. Jahrhundert an, eine beträchtliche Stadt, die vieler Privilegien genoß. Im Jahr 1490 war Kaiser Maximilian daselbst und bestätigte ihr dieselben, auch erlaubte er 1496, statt der alten, durch den Rhein größtentheils unterhöhlten und weggespülten Stadt, eine neue zu erbauen und erhöhte ihren Rheinzoll. In den Jahren 1632 und 1634 wurde Neuenburg von den Schweden genommen; Herzog Bernhard von Weimar hatte 1638 hier sein Hauptquartier, während er Breisach belagerte; im Jahre darauf starb er hier an Gift.

(Vergl. Universallexikon von Baden. S. 817.)

Der Hausgeist Rüdy.

Seit 70 Jahren ist das Pfarrhaus zu Obereggenen erbaut. Das alte stand nicht auf diesem Platze, sondern in dem Garten, den man jetzt den Rüdy-Garten heißt. Der Pfarrer, der im alten Hause wohnte, hatte viele Jahre lang keine Ruhe vor einem Hausgeist, der darin auf allerlei Weise sein Wesen trieb,

so daß der Pfarrer oftmals bei dem Abt von St. Blasien, dem die Pfarrei zustand, sich beklagte und eine andere Wohnung haben wollte. Der Abt gab ihm aber kein Gehör, und so baute sich der Pfarrer endlich ein eigenes Haus, um den Geist los zu werden. Das geschah auch, denn der Geist zog nicht in das neue Haus ein. Als der Pfarrer todt war, kaufte der Abt das neue Haus der Wittwe ab, ließ das alte niederreißen und aus dem Platze einen Garten machen, den man von dem Geiste den Rüdy-Garten hieß.

Die Leute nannten nämlich den Geist Rüdy (Rudolf); es war ein Kapuziner, der die Hausleute oft neckte, und sich in allerlei Gestalten verwandeln konnte. Oft erschien er als Knecht, und wenn er eine Arbeit verrichtete, so war es immer sehr gut gethan. Die Dienstboten wußten, daß ihnen, besonders zur Erndtezeit, Rüdy allzeit behülflich war, wenn sie die Früchte in die Scheuer brachten, wo er die Garben ihnen abnahm. Er trug Holz und Wasser, und man hätte sich über ihn nicht beklagt, wenn er nicht durch seine vielfachen Neckereien die Leute zu arg erschreckt hätte. Wenn zuweilen die Pfarrer aus der Nachbarschaft ihren Amtsbruder in Obereggenen besuchten, so sahen sie ihn zum Taubenschlag heraus schauen und fanden ihn zugleich leibhaftig im Hofe stehen, denn Rüdy hatte seine Gestalt im Taubenschlage angenommen. Wenn das Gesinde zu Nacht aß, so fing Rüdy manchmal an, das Kind zu wiegen, stürzte auch zuweilen Nachts die Wiege auf die Seite, ohne dem Kinde zu schaden. Da ober dem Ofen ein Zugloch in das obere Zimmer war, so machte der Geist oft ein Geräusch, wie das Wirbeln einer Trommel, warf auch Nüsse, Erbsen und Bohnen herab, so daß die Leute am Boden ausglitten. Holte man Wein im Keller, so klopfte Rüdy hinten am Faße, so lange als noch etwas darin war.

Es kam einmal zu dem Pfarrer ein naher Vetter von der Universität, der auch von dem Hausgeist hörte. Der Pfarrer sagte ihm, daß Rüdy Niemanden etwas zu Leid thue, wenn man ihn ruhig lasse. Das machte dem Studenten Muth, er nahm seinen Degen und wollte den Geist sogleich im Keller aufsuchen. Der Knecht ging mit ihm und blieb mit dem Licht an der Kellerthüre stehen. Der Student aber ging die Stiege halb hinab,

und rief trotzig dem Kobold zu, er solle kommen. Da kam auch Rüdy und schlug ihn mit flacher Hand so arg auf die Backen, daß er Licht und Degen fallen ließ und wie todt hinstürzte. Der Knecht hob ihn auf und brachte ihn wieder in's Zimmer, wo er zu sich kam. Doch war ihm kein Glied verletzt.

Wenn Winters das Gesinde Abends um den Ofen saß bei der Arbeit, und das Haus fest geschlossen war, so hörten sie doch Jemanden das Feuer schüren, was Niemand als der Rüdy seyn konnte. Als der Pfarrer das neue Haus bezog, wollte Niemand mehr in dem alten wohnen, denn der Geist war durch nichts hinaus zu treiben. Bei dem Auszug ging die Frau Pfarrerin zum letztenmal mit Knecht und Magd in das alte Haus, um den Rest herüber zu bringen; wie nun das Haus leer gemacht war, und die Frau und ihre Dienstboten zur Thüre hinaus gehen wollten, hing Rüdy in seiner Kapuzinerkutte mitten in der Thüre aufgeknüpft, wie an einem Galgen und die Pfarrerin mußte sich mühsam neben ihm vorbei drängen. *)

(Siehe Mone's Anzeiger rc. v. J. 1834.)

Der Ruedi.

(Poetische Fassung derselben Sage.)

Mueter, mer möchte jez z'Obe, henn d'Buebe gseit, wu sie chu sin
Ab der Schlift. Sie huchen in d'Händ un schlenkere d'Finger.
Nei, wie finkelet's un wie brennt's un hurniglen eim d'Beeri!
„Henn er enander jez gstoche? — Genn nummen als Acht au ne wenig,
Daß ekei Unglück gschicht, un keis eke Arm un ke Bei bricht.
's isch gli gscheh," seit Mueter, un goht in Cheller un holt jez
Aepfel ab der Hurt, un gitt imme jede si Sächli.
D'Buebe nemme's un stecke's in Sack, und allo der Thür zue;
Usen, uff d'Gaß solls nonemol go. Doch: „jez mueß es gnueg si!"

*) Die Angabe von den Beweggründen zum Bau des neuen Pfarrhauses ist geschichtlich wahr. Es wurden beim Oberamt Lörrach deßhalb Stöße von Akten geschrieben. Auch die Verhandlungen mit St. Blasien nach dem Tode des Pfarrers haben ihre Richtigkeit.

— So het d'Mueter gseit — „für hütt; es isch jo gli Betzit."
Aber wu sie's erzwinge wenn, uff eimol goht d'Thür uff,
Un der Vatter chunnt un luegt sie alli beed scharf a.
(Drum er isch hütt über Feld bi de Heren un z'Mülle vor Amt gsi.)
„„Guten Obe!"" so seit er, — „„und was soll's jeze no duß geh?"" —
Wenn sie wohl oder übel, se blibe si denn in der Stube.
's Müeterli spricht ene zue, un seit: „jez sitze do ane,
Essen eueri Aepfel, un wenn si der Vatter au gwärmt het,
Mueß er ich ebbis verzele; mer hole 's Liecht derno ine.
Wissen er nitt, er het's jo versproche gha, gell aber, Vatter?"
Sither zieht er de Rock jez us, un d'Schueh mit de Schnalle,
Un leit d'Schlurpen a. Jez lütets akerat Betzit.
D'Buebe stehn enanderno uff un fangen a bete,
Un der Vatter thuet d'Händ au zemmen un d'Schlofschappen abe.
Endli sage sie: „Amen!" un sitze wieder, wie vorher
Uff en Ofebank hi. Der Vatter sitzt in si Ecke,
Hinter e Tisch, putzt 's Liecht un nimmt us der choschbere Dose,
Wun em emol der Markgraf gschenkt het, jezen e Brise.
Sellimol het er sie überchu gha, 's isch scho ne meng Johr her,
Wun er het müese ne Wage voll Wi go Karlisrueh schicke.
Und er nießt, un: „helf ich Gott!" seit's Meidli zuem Meister
„„Dank der Gott!"" seit er. „„Se will i ebbis verzehle,
Aber förchen ich nitt"" — „o nei, mer förchen is gwiis nitt,
Seig es, was es will!" — „„vum Obereggemer Ruedi.

„„'s isch vor lange Ziten im Obereggemer Pfarhus
Und in's Here-Schüre nitt ghür gsi; sell isch jez usgmacht.
Mengmol het es als tho, me het gmeint, der Bös sei durane,
Mengmol isch es au rüeihig gsi. Doch ebbis isch gange.
So viel isch emol gwiis. Die gscheidste Lit, wun es ghört henn,
Chönne's nitt ganz verwerfe; sie zucke d'Achslen un sage:
„Luege, das wisse mer selber nitt recht, was me soll dorus mache."
's het als einer derte gwohnt, vor alters, so heißt es,
Ruedi het men em gseit, so ne Pater us eme Chloster;
Wie me die gheiße het, Chapeziner, oder no anderst.
Der heig allewil z'balge gha und allewil z'stritte,

Und e Dräues: er wöll no mache, daß Keis meh vun Alle,
Us der ganzen Eggemer Gmei, in Himmel dörf inne.
Dis un jens un sust no allerhand, was me nitt weißt meh;
Und er seig e verdächtige Mann, unheimli un grob gsi.
Doch 's chunnt Jedem si Stund; im Ruedi het sie au gschlage,
Und jez isch er isch gstorbe, wu's endli gnueg mit em gsi wär.
D'Eggemer henn e vergrabe, un henn em no Glück uff de Weg gwünscht,
Un das lisli un still, daß er nitt ebbe nonemol uffwacht.
Aber es het nit gnutzt, sie henn e nitt bruchen erst z'wecke;
's gitt en anderi Stimm, die dringt bis aben in Bode,
Und mit der Rueih isch es us. — Jez Ruedi, jez goht di Zit a,
So het die zue nem gseit, jez gang un dien, bis uff Witers!

„Vu dem Augesblick isch's im Obereggemer Pfarhus
Und uff em Hof abe niene meh ghür un niene meh recht gsi.
Zerst, do het me nitt viel just gspürt, wil nieme dra denkt het,
Und es isch sellimol grad au alles anderster worde.
's chunnt e Pfarer mit Frau un Chinder, un 's isch e Famili,
Wie nen anderi au. Doch goht scho 's Gspröch bi de Lite,
Und es heißt: der Ruedi sei jemerst au wieder zruck chu.
Und 's wird allewil luter; un nootno het er si seh lo,
Unter em Tagloch oben un jielimol unten im Cheller,
Oder gar in der Stube, bim Esse, oder im Husgang,
Oder zuem Tubeschlag us, im Fuetergang und in der Schire,
Und uff em Heustock oben, und het si Wesen als triebe.
Und es het's bal Jedermann gwüßt un nieme meh gleugnet.

„Endli isch er ich ganz bikannt mit's Pfarers Lit worde,
Daß em kei Mensch me gförcht het vor em, as allefalls d'Magd no,
Wenn sie en no nitt gchennt, und erst au sither der Wienecht
In's Hus dunge gha het; denn zitwis isch er gar uding,
Sust aber ordeli gsi, me het em dörfe wol traue.
Jo, er het jo als d'Chinderli gwaglet un het jo als Holz treit,
Un sust allerhand tho; und mengmol het er au Heu gliecht,
Wie men e gheisse het, doch sell isch justement d'Sach gsi.

Het men em gruefe bi Namme, au wenn mene nittemol gseh het:
„Ruedi, wu bisch? gang inne und wagle der Heinerli dinne,
Ordli, daß er au z'friede cha si, un nimme meh briegget!"
Het er en tüchtig gwaglet; me het gmeint, 's Bettli, mit sammt ihm,
Wöll all Streich an d'Wand, oder gar zuem Fenster us fliege.
Het men e gheisse: „gang hol e rechti Tragete Holz her!"
Het er die halbi Bügi brocht, un grad uff de Boden
Ane keit in d'Chuchi un grumplet; i sag ich, me het gmeint,
's Hus wöll' eim über em Chopf enanderno zemme keie.
Un derno het er e Scholle no glacht, daß er ein so verschreckt het.
Het em der Chnecht emol gseit: „rupf Heu! sust wird i nitt fertig;
Hütte bruch i gar viel; es isch no ne Roß und e Her chu."
Und er isch furt mit de Rossen, an Brunnen uffe go tränke,
Bis er wieder heime chunnt — jez lueg me doane —
Het er der ganz Heustock bim e Hälmli dur's Fueterloch abkeit.
Het men e aber gheiße: „Gang waglen e wengeli dinne!"
Het er blöselig guget, un's Chind het g'schraue, wie vorher.
„Trag e wengeli Holz!" Do henn er, e Spönli, ke Schueh lang;
„Jech e wengeli Heu!" — E Löckli, 's gäb' eke Muul voll.
So het er's dureweg gmacht; drum het me müesen als sage,
Wemm me's het wölle so ebe recht ha: „nitt z'viel und nitt z'wenig!"
Un derno het er's au tho, gar ordeli, wenn er nitt sust no
Ebber het wölle vergelsteren, oder e heimliche Tuck thue.

„„Drum, er isch nitt uffem Hof, un deheime allewil bliebe.
Mengmol isch er au witers; im Dorf, do isch er bikannt gsi.
He, er het jo der Her Pfarer als bis an d'Chilche bigleitet,
Wenn es em igfallen isch, daß's alli Chilchelit gseh hen;
Un bi der Thür het er cherum gmacht. In d'Chilche gar ine
Wär' er ich um kei Pris. Gell Ruedi, sell het en End jez!

Aber au Lumpestreich het er gnueg in sim alte Quatier gmacht;
Späßli und allerhand Zig, wun er ein als numme veriert het.

's isch emol e Fremden, i glaub, vu Basel her, dert gsi,
Un der het der Her Pfarer au b'sucht und e bitzeli nogfrogt,
Wegen em Ruedi, was der denn au mach, eb er au no im
Hus seig?
Un der Her Pfarer het gseit: „Jo frili, jo, der isch no do,
Ueberal, wu men e will, und überal, wu men e nitt will."
Aber er het de Fremd nitt gchennt, doch het er em B'richt ge:
So isch es mit em un so, un het em alles verzelt gha.
Un in der Stube, wu jez die Here grad mitenander
Spröchen, isch oben am Ofe ne Thürli d'Bühne nuff gange,
In die oberi Stube — 's isch, daß me cha Wärmi derdur lo —
Und wu nieme dra denkt, uff eimol chunnt ich der Ruedi,
Streckt der Chopf derdur aben un bebberet, grad wie der Heini,
Uff em Chilchthurn oben, im Nest. — „Was soll jeze das si?
's isch doch, uff mi Treu, kei Storch in unserer Stube!"
Seit der Her Pfarer un lacht no derzue un lueget der Fremd a.
Un der Fremd lacht au, und seit: „Jo frili, Her Pfarer,
Un derzue no ne große. So het mi Vatter scho gheiße,
Un i heiß ebe just au neso; das mueß er jez gwüßt ha!
Un der Her Pfarer het glacht un der Fremd un der Ruedi
het mitglacht.

„„Mengmol isch er au bös un boshaft gege de Lit gsi.
Chunnt d'Fraufaste Zit, se het der Her Pfarer im Hus dinn
Un si Frau un d'Chinder un 's Gsind ebe niene ke Rueih gha.
D'Stegen uff un d'Stegen ab, uff der Bühni, im Cheller,
Isch der Ruedi halt hinte dra gsi, un tritt eim uff d'Ferse
Aß me zunterst un zöberst un hintersi d'Stegen ab keit isch.
Het er derno so ne Streich verbrocht gha, fangt er a z'lache,
Ueberlut e Scholle, un packt si un sinnt uff e neue.
Mengmol het d'Frau Pfareren als e Teller voll Gläser
Wöllen in's Chensterli thue, daß 's d'Chinder nitt solle verheie,
Oder d'Magd en Ergeli voll frisch Wasser am Brunne
Holen un heime tragen un d'Stegen uff laufen in d'Chuchi.
Aber der Ruedi nitt fuul, so wien er das Ding numme gmerkt het,
Isch gli hinte dra, un — batsch! do lit's uff em Bode!
D'Scherbe cha me jez zemme lese, oder au 's Wasser
[illegible]r use wischen un mit eme Lumpe goh tröchne.

Jez chunnt wieder emol e Wägeli z'fahren und haltet
Am Pfarhus. Ne fremde Her stigt ab un goht ine
Un frogt no nem Her Pfarer, un der isch richtig deheime.
Sellimol het es ke Hirze no ge, un nittemol d'Sunne
Isch no ne ordeli Wirthshus gsi; es isch scho gar lang her,
Un me het eben au no nitt so viel druff g'halten, as jeze.
Wer isch echterst au das? Henn d'Lit enander gli g'froget,
Isch es e fremde Her Pfarer, wu unseren ebbe will b'sueche,
Oder der Amtma vu Rötle? Der Probst vu Bürgle cha's nitt si,
Selle chenne mer jo, un das isch emol si Roß nitt.
Was gilt's, das isch jez g'wiis der Inspekter, er chömmt jo go luege,
Wien es im Pfarhus stand und ussech und in der Chilche.
Aber es hätt ich e nieme nitt chennt, bis endli chunnt's use:
's isch e fremde Heer, er möcht der Ruedi go beschaue.
's Pfarers Chnecht chunnt au un hilft dem Fremde si Roß gar
Vor em Hus abspanne; und endli macht er no's Thor uff
Un schirkt's Wägeli inen in Hof, und unter e Holzschopf.
Un 's Roß füehrt er in Stall, zue's Pfarers Rossen un Chüeihe,
Leit em e Halfteren a, un bindet's a, an der Chripfe,
Un jez brüelt er im Fuetergang in, grad mir nitt un dir nitt:
„Ruedi, wu bisch? Rupf Heu, i bruch, nitt z'viel und nitt z'wenig!
He! Hesch es g'hört? Allo!" — Der Fremd het glost un isch furtgrennt,
Wun er ich jez, satt neben em, hört lut lachen e Scholle;
Use, was gisch was hesch; zuem Stall us, 's isch do nitt richtig,
Un do trau i au nitt. Wer weiß, was do inne soll vorgoh.'"
— D'Buebe rucke jez nächer zuem Vatter un luegen an d'Thür als. —
„,Beede Here sin dinn, gehn uff und ab in der Stube,
Un der Her Pfarer verzelt vum Ruedi un vu de Streiche,
Wun er scho gmacht het im Hus, im Cheller und in der Chuchi,
Und uff der Bühni oben, im Husgang und in der Stube,
Und in der Schire durane, im Fuetergang und uff der Prügi.
Aber der fremd Her wills nitt glauben un lacht numme drüber,
Un seit: „Ebe deswege bin i jez chu, au go luege,

Was denn das für Posse seige, do mit dem Ruedi;
Eb me denn ebbis au sech, und eb au ebbis dra wohr seig.
Wenn er numme hütt chäm, gohn is d'Zit e wenig vertribe!" —
Nu, das Ding isch guet. Der Her Pfarer will jo nitt strite,
Und denkt: wart — de wirsch es scho seh — wart numme bis
z'Obe.
Wenn er si jezen au schiicht, sen isch er derno diste freier;
Bruchsch em nimmi lang zrüefen, er wird der scho zeige, was
wohr isch.
Lach du numme nitt z'lut, es goht eim gar hinderli mengmol.

„Nootno chunnt jez der Oben, es wird afangen au dunkel,
's fangt a Betzit lüten un d'Chinder gehn vu der Gaß heim.
D'Lit thien d'Läde jez i, un rüefen enander: guet Nacht! zue,
Un 's wird überal still, me hört eke Stimm un ke Tritt meh.
's Liecht chunnt ine, d'Frau Pfarere seit: „jez chönne mer esse!"
Aber mi fremde Her luegt allewil numme an d'Thüre,
Un isch nimmi halber so lut, as hüt Nomitag gsi.
D'Suppe chunnt, sie sitze denn zue un lenn's ene gschmecke,
Alli zemmen am Tisch; doch Der het kei Appetit gha.
Jeze spröche sie mitenander vu andere Sache,
Denn der Her Pfarer het's gmerkt, daß Der nit rüeihig cha esse.
Aber isch d'Thür uffgange, se het mi Fremde druff higluegt,
Eb der Ruedi nitt chömm, — i glaub, daß er's nittemol
g'wüßt het.'"
— D'Buebe die rucke jez alliwil no ne wengeli nächer
Gegen e Vatter ane, un schielen als heimli uff d'Thüre. —
„So isch's Esse vergange, bis z'letst, do chunnt no ne Brotis,
Grad recht für mi Her, e Kapun, un das e lotzfeiste.
Denn er het ordeli gesse dervu un d'Beinli abgnaget,
's isch si Libesse gsi, sell het me chönne verrothe.

„Wu sie jez endli ferig sin, se blibe si sitze
No ne wenig am Ttsch, der fremd Her un der Her Pfarer,
Bis sie's Chrüegli gar leeren un werde recht munter und lustig,
Und de Fremd denkt nimmi an Ruedi. Doch er het an ihn
denkt.
Un jez stosse sie a, uff Gsundheit, un wohlbikumm's! heißt's,

„'s gilt, der Her Pfarer soll — — —"
Gott verzeih mer's, luege doch au! uff eimol goht d'Thür uff,
Bumme selber, was isch doch au das? Kei Mensch isch im Husgang,
Un es schliicht e Schatte, mit grüenen Augen in d'Stube,
Un goht landsem an der Wand, e wengeli witers.
Alli guete Geister! het jez der Her wölle sage,
Un springt uff vum Stuehl, as wenn er wott halber vertlaufe.
Aber er het derno denkt: i weiß es jo scho, 's isch der Ruedi;
Und isch müsli still, un het kei Aug me verwendet.
G'schuderet het's en e wenig, sell het men em wohl chönnen aseh.
Alles isch still un gitt Acht, wu echterst der Ruedi wöll ane.
Allewill chunnt er nächer zuem fremde Her, an der Wand no,
Bis er bi nem isch. Uff eimal fliege die Beiner,
Wun er no uff sim Teller het liege, vum brotene G'flügel,
Ihm in's G'sicht; der Ruedi, der lacht, un goht siner Wege,
Landsem gege der Stubethür zue, furt wieder, zuem Loch us.
Jez guet Nacht, un schlofen au wohl, un denken an Ruedi!

„So isch's sellimol gange. Der Her, der het si fast z'todt g'schämt,
Daß em der Ruedi so wenig Ehr no nem Esse het atho.
Aber luegen, ihr Chinder! es isch si redliche Lohn gsi!
Wer het e g'heisse go Eggene goh un au no gar hensle
Wegen em Ruedi? — Jo wol! eb denn au ebbis dra wohr seig?
Het em's denn nitt der Her Pfarer scho gseit gha Alles, wie's usgeh?
Hätt' er nitt chönne jez schwigen un denke: sey's wohr oder nitt wohr, —
Was keits mi denn drum, und ändere chan i's doch schwerli.
's goht e Jede si Weg, sell isch eben allewil 's Fürnehmst.
Nei, er mueß ane go luege, un mueß em selber no ruefe.
Aber, was han i ich g'seit? Es goht eim gar hinderli mengmol.

„Drum, me mueß niemole nasewis si, wenn ein ebbis nit agoht,
Un nitt wölle bramabarsiere, me thieg si nitt förche.
Wememe si überal dri will lege, me haltet eim nit druff;

's isch nit nutz, sagi au, me cha gar wüest no neweg chu,
Un derno lachen ein d'Lit nummen us, un's heißts: 's isch em
Recht g'scheh!'"

— „Du machsch aber au lang, mit dim Verzehle vum
Ruedi,"
Seit jez d'Mueter; „jez mein i, wär's gnueg! Meichätter bring's
G'schir jez!
's Essen isch ferig, hesch's g'hört? Di Brötisli wird der sust
ischalt! —
Blib's derbi, jez hör i au uff, doch will i no sage,
Bis er der Tisch deckt henn, wie's mit em Ruedi no chu isch."

„„'s het's e Menge probiert, eb er en nit ebbe chönn banne;
Hexemeister sin chu, Schwarzchünstler und anderi Schelme,
Un Chapeziner vu Neustadt her; 's hett Alles nit g'hulfe.
's het en ekeiner zwunge. Jo, brummlen ihr doch, het er
denkt als,
Schwätzen ihr chuderwälsch un mache doch Faxen uff Note!
Mir a stehn uff e Chopf! so Zigs han i emol au g'macht.
Endli aber isch's anderster chu, der Pfarer het's gnueg g'ha,
Un, was g'schicht? — er zieht us, un d'Handwerkslit breche's
Hus ab.
Und wu die in d'Schire chu sin, se sehn sie, wit obe,
An eme Trom der Ruedi no bamble, dert het er si g'henkt gha.

„„Vu der Zit a neweg isch es us gsi mit sine Sekte.
Mengi sage frili, er seig no jez in der Nöchi,
Dobe näumen im Wald, bi Schalsige löß er si seh als,
Und er chömm all Johr wieder nächer heim um e Schritt wit.
Aber i glaub sell nitt. Churz, z'Eggenen isch er verschwunde.
Nummen ellei der Platz, wu's Pfurhus almig isch g'stande,
Mahnt no a si Namme; me heißt e der Ruedi-Garte.
Er isch nimmimeh dert; un's Pfarhus henn sie denn neu
baut.
Jez isch's heimli un still, wu almig in früeihere Zite
Geister sin gangen un d'Lit numme plogt un numme verschreckt
henn,

Un der Her Pfarer weiß nit me dervu, wu hüttigstags dert
wohnt.
Chömmet jez, 's Essen isch do; wer betet hütt? nu: Komm
Her Jesu!

L. F. Dorn.

(Aus Pfarrer L. F. Dorn's: „Allemania." Lörrach, 1843. Verlag von Gutsch.)

Badenweiler.

In dieses Thales Gründen
Möcht' ich ein Plätzchen finden,
Ein Hüttchen mir zu bau'n;
Um oft vom Traubenhügel
Des Rheines Silberspiegel
Nach Herzenslust zu schau'n;

Alsatia zu erblicken,
Den himmelblauen Rücken
Des Vogesus zu sehn;
Umweht von Blüthendüften
In duftigfeinen Lüften,
Die Ferne zu erspäh'n.

Ich würde Blumen brechen
Und an kristallnen Bächen
Im Schatten mich erfreu'n;
Dann bei des Mondes Helle
Auf moosbelegter Stelle
Schlief' ich zu Träumen ein.

Bei meinem stillen Lauschen
Spürt' ich der Geister Rauschen,
Der Engel leisen Flug;
Es tönten süße Lieder,
Entschlafne kämen wieder
Aus ihrem Aschenkrug.

Des Römmerbades Trümmer,
Der Bergruine Flimmer
Im Abendsonnengold,
Des Heilquell's Segenskammer,
Dem Schacht, dem Eisenhammer,
Ist meine Seele hold.

Natur! mit alter Kunde
Stehst du im Schwesterbunde,
Erquickst hier Geist und Sinn;
Frei von der Sorgen Schwarme
Ruh' ich in deinem Arme,
Du Freudenspenderin!

Ich steige auf zum Blauen,
Die Welt umher zu schauen,
Die mir sein Gipfel zeigt.
Ich wall' im Wiesenthale,
Wo an dem Todtenmahle
Aus Grüften Leben steigt.

Der Römer und der Ritter
Erscheinen im Gewitter
Vor Gottes Wolkenthron;
Nun ruhen ihre Schwerter,
Wo herrlicher, verklärter
Nur glänzt der Edeln Lohn.

Auch nach dem hohen Hause
Von Bürglen's froher Klause
Richt' ich der Wandrung Ziel;
Fern von dem Weltgetümmel,
Schweb' ich empor zum Himmel
In heiligem Gefühl.

Ich habe mir erkiesen
Die Dörfer, Haine, Wiesen,
Vom Vögelhof zu sehn;
Den Neuenfels zu suchen,

Dann unter Schweighofs Buchen
Zur Ruhe einzugehn.

Schau' Neuburg's alte Veste,
Umfächelt von dem Weste,
Wo Weimar's Bernhard schied;
Seh' Müllheim's Feld und Reben
Und seines Marktes Leben,
Horch' froher Winzer Lied. —

Suchst du ein stilles Eden,
Laß Badenweiler reden,
Wirf dich in seinen Schoos.
Laß Hohen ihre Beute,
Wo dieses Thales Leute
Durch Einfalt nur sind groß.

Wie freundlich sind die Kinder!
Viel williger, geschwinder
Dient hier die Achtsamkeit,
Als in dem Fürstensaale,
Beim Tanz und reichen Mahle
Der schnöden Ueppigkeit.

Bei froher Gäste Regen,
Bald lieblich im' Bewegen,
Bald treulich in der Ruh,
Fließt hier von manchem Guten,
Wenn Herzenswunden bluten,
Des Trostes Balsam zu.

Gesundheit wird dem Kranken,
Und traurige Gedanken
Vergehn wie Nebelduft.
Des Badquells Wunderkräfte
Sind Stärkung zum Geschäfte,
An das die Zeit uns ruft.

Noch bleibt der Geist gefangen,
Dem Freiheit im Verlangen

Mit steter Flamme glüht.
Mein Segen diesem Orte,
Bis einst die schöne Pforte
Mich zu den Sel'gen zieht.

Pfarrer **Graf.**

Badenweiler.

Willst du der Natur dich freuen,
Willst du sinnen, ungestört,
Ueber Alles, was der neuen,
Was der alten Zeit gehört;
Wie des Schicksals Wandelsterne
Sich in sichern Kreisen drehn,
Wie die Menschen stets sich ferne,
Seyn und Nichtseyn nahe stehn;

O so komm in dieses Eden,
Wo mit Sonn, Mond und Thau
Bäch' und Nachtigallen reden
Zwischen heiterm Grün und Blau;
Hier dem Erdenqualm enthoben,
Siehst von Strahlen dich umwoben,
Wallst, umweht von Blumenduft.

Kämst du mit zerrissnem Herzen,
Mit geheiltem giengest du;
Schnell entfliehn des Grames Schmerzen,
Lacht dir dieses Thales Ruh;
Wo der Glaube himmlisch heiter
Schaut der Liebe in's Gesicht,
Die den Glauben nahm zum Leiter,
Der sie füllt mit Muth und Licht.

Schau umher! Die Menschenalter
Braußten, stürmten durch das Thal,
Folgten wechselnd sich, wie kalter
Winter folgt dem Sommerstrahl;

Zartes siehst du Rauhes mildern,
Blüthenglanz im Fels zerstreut,
Allwärts bei des Lebens Bildern
Bilder der Vergänglichkeit.

Tief des Römerbades Trümmer,
Wo im Thal der Heilquell floß;
Hoch im reinsten Aetherschimmer
Ein zerfall'nes Ritterschloß.
Blumenreiche Wiesen grünen,
Wo der Adler Roms geglänzt,
Und der teutschen Burg Ruinen
Voll Gesang ein Hain umkränzt.

Hinter segensreichen Auen,
Hell durchströmt vom stolzen Rhein,
Sind im Ferngedüft zu schauen
Bläulicher Vogesen Reih'n.
Holde Landschaft! Wunderselig
Wall' in deinen Thälern ich;
Manches Bild erblich allmählig,
Stets verklärt das deine sich!

v. Wessenberg.

Die Römerbäder zu Badenweiler.[1]

Mit Wehmuth schaut euch Jeder,
Der pilgernd euch genaht,
Ihr alten Römerbäder
Die längst die Zeit zertrat.

Wohl schlieft ihr unterm Thale
Den tausendjähr'gen Schlaf,
Bis jüngst auf eure Maale
Des Bauern Pflugschaar traf.

Die Gemmen, längst zerschlagen,
Der Bider seltner Kranz,

Sie künden und sie sagen
Von alter Tage Glanz.

Als noch dort überm Forste,
Das Schwert in brauner Faust,
Der Römer in dem Horste
Mit seiner Schaar gehaust,

Da mochte voller quellen
Des Heilborns reiche Fluth,
Wenn in den edeln Wellen
Der Tiber Sohn geruht;

Wenn sich im kräft'gen Schwalle
Der narb'ge Leib gekühlt
Und seiner Wunden alle
Genesen sich gefühlt.

Das war ein lustig Baden!
Verjünget stand er auf
Und zog auf grünen Pfaden
Zu neuem Siegeslauf. —

Wie anders ist es heute!
Es starrt das Römerhaus
Verödet in die Weite,
Kein Ritter schaut heraus.

Der Knechtschaft Joch sank nieder,
Kein' Sclavengeißel schwirrt,
Es klingen freie Lieder,
Wo Ketten einst geklirrt.

Nun seh'n die öden Hallen
Kaum einem Schatten gleich,
Es ist, wie sie, zerfallen
Das alte Römerreich.

Friedrich Otte.

[*]) Als in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts der Markgraf Karl Friedrich in den reizenden Thalgegenden der Vorberge des Schwarzwaldes sich ein Lusthaus erbauen wollte, lockte ihn vor allen die herrliche Lage auf die Höhen hinter Müllheim, und er beschloß, diesen

Punkt zu wählen. In dem schmalen Wiesenthälchen erhebt sich der Vorsprung, auf dem so malerisch das Dorf Badenweiler liegt, rückwärts an den hohen Blauen gelehnt, der mit den anstoßenden Bergen einen waldigen Kessel bildet. Auf der Spitze des Vorsprunges ruhen die Trümmer der alten Burg Baden, ernst hinausblickend in die lachenden Gefilde des Rheinthals. Schon die ersten Nachgrabungen für die neuen Bauten führten sogleich auf Trümmer, in welchen der Forscher die versunkene Römerherrlichkeit erkannte. Des Fürsten Sorgfalt unterstützte die weiteren Untersuchungen und in kurzer Zeit war die ganze Ruine offen zu Tage gelegt und Veranstaltung getroffen, sie vor weiterem Verfall zu schützen und den Forschungen der Gelehrten zugänglich zu machen. Eine vollständige, mit einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Pracht erbaute römische Badeanstalt war nun mit all' ihrem Reichthum dem Grabe wieder entstiegen.

(Vergleiche Max v. Ring's „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands." 2. Heft.)

St. Trutbert im Münsterthale.*)

Der fromme Trutbert hatte von dem Herren dieses Thales, dem Grafen Otbert, die Erlaubniß erhalten, auf der Stelle, wo gegenwärtig das Kloster steht, sich ansiedeln zu dürfen und fing nun an, das Gesträuch auszurotten, eine Hütte zu bauen und ein Gärtchen anzulegen. Da überraschte ihn der Graf einst mitten in der Arbeit und wurde von dessen frommen Eifer so gerührt, daß er ihm nicht nur den Ort zum bleibenden Eigenthum vermachte, sondern auch den Ertrag einiger benachbarten Höfe zuwies, und ihm sechs Knechte beigab, damit er die mühsame Ausrottung des Waldes um so rascher betreiben möge. Aber diese Knechte waren ein schlechter Gewinn. Denn je eifriger Trutbert selbst der Arbeit oblag, desto überdrüßiger wurden sie derselben. Bald waren alle Bitten und Ermahnungen vergebens. Es gelang ihm nicht mehr, sie gehorsam zu erhalten und endlich stieg zwei Brüdern unter ihnen der abscheuliche Gedanke auf, den frommen Mann aus dem Wege zu räumen, um sich seines Joches gänzlich zu entledigen. Als er daher einstmals (es war im dritten Jahre seines dortigen Aufenthalts) um die Mittagszeit, von der Hitze und Arbeit er-

*) Das Münsterthal hat seinen Namen von der uralten, Bergbau treibenden Stadt Münster, welche längst nicht mehr existirt, und sonst nur noch auf eine Gruppe von Höfen im Thale ihren Namen vererbt hat.

schlafft, auf seiner Ruhebank hingestreckt lag und schlief, schlichen die Bösewichter herbei und schlugen ihn mit dem Beil auf die Schläfe, daß er augenblicklich den Geist aufgab. Sobald Graf Otbert diese Unthat erfuhr, befahl er seinen Leuten, die flüchtigen Mörder zu verfolgen. Da geschah es, daß dieselben, von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, nach vier Tagen wieder wie durch ein Wunder an den Ort geriethen, von wo aus sie geflohen waren und mit Entsetzen sah nun das verbrecherische Brüderpaar, wie ein böses Gewissen sich räche. Beide wurden zu dem Richter abgeführt; aber der eine wartete die Strafe der Gerechtigkeit nicht ab, sondern nahm sich unterwegs selbst das Leben; der Andere dagegen büßte seine Schuld am Galgen.

(Siehe Jos. Bader's „Freiburg und seine Umgebungen.“ Freiburg, 1838. Herder. Seite 90.)

Schloß Staufen.

Ein wildes, trotziges Geschlecht bewohnte einst diese Burg, deren rebenumkränzte Trümmer auf das gewerbsame Städtchen Staufen am Eingange des anmuthigen Münsterthals herabsehen. In unaufhörlichem Kampfe mit den Nachbarn, um seine Herrschaft auszudehnen, fühlten besonders die Mönche des naheliegenden St. Trutpertsklosters die drückende Uebermacht der Ritter von Staufen. Vergebens schloßen die Aebte einen Vertrag mit den Bürgern der Stadt Breisach zu gegenseitigem Schutze: die nahen und mächtigen Vögte des Klosters, denn diese waren eben die Ritter von Staufen, fanden darin nur Veranlassung zu neuen Unbilden. So hatte schon Werner von Staufen den frommen Abt Hugo überfallen, und nicht besser handelten seine Nachfolger, die Otto's. Von einem derselben erzählt die Legende: Als Berthold V. von Zähringen nach Frankfurt zur Reichsversammlung zog, mußte ihn Ritter Otto, (des Marschalks von Staufen Vater) den er vor allen seines Hauses Dienstmannen liebte, begleiten. Wenige Tage vor der Abreise hatte derselbe, da es ihm an Pferden zur Fortschaffung des Gepäckes mangelte, dem St. Trutberter Kloster zwei Rosse weggenommen, und als ihm die Mönche deßhalb derbe Vorwürfe mach-

ten, im Jähzorn geschworen, nach seiner Rückkehr ihr Nest so zu zerstören, daß kein Stein auf dem andern bliebe. Die Mönche, durch diese Drohung erschreckt, flehten ununterbrochen zu Gott und ihrem Schutzheiligen um Rettung. So inbrünstiges Gebet blieb nicht unerhört: Als der Zug des Herzogs auf dem Heimwege an einen überfrorenen Fluß gelangte und Ritter Otto, das Eis zu prüfen, voranritt, stürzte mit ihm das muthige Pferd rücklings nieder. Gelähmt von dem heftigen Fall, ward er unter zunehmenden Schmerzen in die nächstgelegene Hütte getragen, wo nach wenigen Augenblicken das Licht seines Lebens erlosch.

Joseph Bader.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt." 1828, den Aufsatz „Staufen." S. 10.)

Dem Kaiserstuhle.*)

Du grüner Berg mit deinen sanften Hügeln,
Den abendluftgewiegten Wellen gleich,
Wo theurer Freunde Bilder mich umflügeln,
Den Blick gefesselt hält dein Wunderreich;
Ich lege treu mein Herz an deinen Busen,
Das manchen Trost in deinem Schutz erfuhr,
Du bist mein Freund, dir weih' ich meine Musen,
Du lohnst sie mit den Schätzen der Natur!

Schön sind der Alpen Häupter anzuschauen,
Wo lieblich tönt der Hirten Morgensang,
Erhaben ist's, wenn ihre Scheitel thauen,
Kaskaden stürzen über Felsenhang;
Und manches Röslein duftet ob den Gründen,
Und stirbt am Busen einer Sennerin, — —
Doch nimmer mag ich dort die Rose finden,
Die ewig blüht dem treuen Sängersinn. —

Parnaß, Olymp und Helikon stehn ferne,
Mein Auge sah das große Hellas nie;
Dort wandeln leuchtend unerreichte Sterne,
Begeisternd aller Dichter Phantasie;

Bescheiden blick' ich auf nach ihrem Ruhme,
Der selbst Jahrtausenden nicht unterlag,
Doch dort auch sproßt mir nicht die zarte Blume,
Die nur auf niederm Beete blühen mag.

Wie viele Berge, die zum Himmel ragen,
Sind arm an liebeschaffender Natur!
Sie können nur das Aug' zur Ferne tragen,
Und steif und nackt bleibt ewig ihre Flur.
Doch deine Höhen streben gleich dem Dome
In üppig wechselnd reicher Pracht empor,
Erquickend mit der Lüfte lindem Strome
Des Wandrers Auge, Herzen, Mund und Ohr.

Hat wilder Flammen Wuth Vulkan' gestillet,
Erstarrt zu hartem Stein der Lava Glut*),
Tief dir im Innern kochts, die Adern füllet
Mit raschem Feuerstrom ein edles Blut;
Süß fließt es nun durch grüne Rebenranken,
Und löst das Räthsel deines Daseyns auf,
Ob du's Vulkan, ob du's Neptun zu danken,
Dein heißer Saft gibt den Entscheid darauf.

Welch ein entzückendes Gedicht zu lesen
Von deinem Gipfel, wenn im Purpurstrahl
Die Sonne tauchet hinter die Vogesen,
Von Abendglocken tönet Thal für Thal!
Wenn sich der Rhein gleich einer Silberschlange
An deine wonnevollen Hügel schmiegt; —
O wie dann auf zu deinem Lobgesange
Des Dichters Herz in deinen Himmel flieht!

Eduard Lynker.

*) Das Gebirg hat ohngefähr zehn Stunden im Umfange, zwei im Durchschnitte und vier in die Länge. In der letztern Richtung bietet es fast nur Fußpfade. Es steht ganz isolirt, außer Zusammenhang mit einer andern Gebirgskette. Der Hauptstock erhebt sich ohngefähr eine Stunde vom Rhein, während seine Vorhügel das Ufer des Flußes bilden. Auf mehreren Punkten des Kaiserstuhls sind vulkanische Spuren sichtbar, unter andern findet man daselbst ein sehr poröses, schwarzgraues Gestein deßgleichen auch bei andern Vulkanen angetroffen wird, den sog. Mandelstein.

Man hält dafür, der Krater sey in der Nähe von Bickensol gewesen. Das Gebirg selbst besteht aus 40 bis 50 größeren und kleineren Bergen und ist von ungemeiner Fruchtbarkeit. Es liefert vielen und guten Wein, treffliche Futterkräuter, Hanf, alle Arten von Feld- und Baumfrüchten ꝛc.

Der Kellermeister und seine Frau.

Im Schooß des Kaiserstuhles
Da haust ein alter Mann;
Entsteigt er seinem Grunde,
So macht er froh die Runde
Mit einer goldnen Kann'.

Lockt ihn die gute Laune,
Geht er von Haus zu Haus
Und schenkt aus seinem Keller
Den besten Muskateller
Und andre Weinchen aus.

Gern thut er damit laben
Mann, Weib und Knecht und Kind,
Und hat die größte Freude,
Wenn rings die lieben Leute
Recht tonnetrunken sind.

Der alte Kellermeister
Hat auch 'ne alte Frau,
Die haust von ihm geschieden,
Doch stets in Zucht und Frieden,
Da drunten in dem Gau.

Die Frau führt einen Wagen
Schwer voll von Haus zu Haus,
Mit goldnen Kornes Schwaden
Und Früchten reichbeladen
Und theilt rings davon aus.

Doch einmal nur im Jahre
Erblickt man ihn und sie;

Bald kommt sie reich an Segen,
Bald ärmer dir entgegen
Doch ohne Gaben nie.

Der Mann, das ist Herr Bacchus
Und Ceres heißt die Frau;
Wohin das Pärchen walle,
Da fliehn die Sorgen alle
Vom Kaiserstuhles Gau.

Eduard Lynker.

Neun Linden.*)

Es waren in des Vaters Schloß
Am hellen Rhein,
Von edlem Stamm der blüh'nde Sproß,
Neun Mägdlein zart und fein.

Wer malt des Vaters Herzenslust?
Wer mißt den Preis
Der Freud' in treuer Mutterbrust,
An solcher Töchter Kreis?

Und wenn sie gingen Hand in Hand,
Die dreimal Drei,
So unschuldsreich am schönen Strand,
In heitern Spielen frei:

Da pries entzückt der Fluthen Gott
Die Mädchenschaar,
Ihr Lilienweiß, ihr Rosenroth,
Ihr Auge, wunderklar.

Der Vater einst zum Kampfe ritt,
Gebot noch schwer,
Ja nicht zu ziehn mit flücht'gem Schritt
Zum Bergesgipfel her.

---

*) Namen der höchsten Spitze des Kaiserstuhles, 1785 Fuß über dem Meere.

Sie aber wallten durch die Au'n —
Wie Neugier plagt!
Es trieb sie, dort hinab zu schau'n,
Wo hoch das Berghaupt ragt.

Sie tranken reinen Aetherduft
In langem Zug,
Sie trug wohl über Flur und Kluft
Des Auges Adlerflug

Doch Vater du, ach wärest du
Im Schlachtgewühl
Gesunken, ach! zur ew'gen Ruh'
Entrückt dem Schmerzgefühl!

Sie weilten auf dem Gipfel hehr
Dem Himmel nah,
Zum Vater kehrte Keine mehr,
Ein Zauberwerk geschah.

Der Vater flog den Pfad hinan
Zum Berge fort;
Was fand er auf der Höhe Plan?
Neun Linden fand er dort.

Sie scherzten dort im Abendglanz
Die dreimal Drei;
Jetzt duften sie im Blüthenkranz
Als Linden froh und frei.

Sie sprechen leise flüsternd nur
Von Allerlei,
Ein sanfter West bringt von der Flur
Den Glockenklang herbei.

Doch drohen Blitze, feurig, bang
In Sturmes Nacht,
Da sprechen sie auch ernsten Klang
Zu Dem, der droben wacht.

Sie stehn, ein Bild der Schwestertreu,
Wenn Donner kracht,
Furchtlos in Lieb' und heil'ger Scheu
Vereint voll starker Macht.

Wer aber malt des Vaters Schmerz?
Und wer die Qual,
Die scharf das treue Mutterherz
Verzehrt wie glüh'nder Strahl?

Die Lüfte wehn Jahrhundert' fort
Durch Flur und Kluft,
Noch steh'n, im Sonnenlichte dort
Neun Linden hehr im Duft.

Eduard Lynker.

Die Katharinakapelle.*)

Wie sie weithin um sich schauet,
Einer hohen Fürstin gleich;
Frühe, wenn der Morgen grauet,
Bis der Abendhimmel thauet,
Auf ihr großes, schönes Reich! —

Aber nicht mit Freudeblicken
Läßt ihr Auge sich herab;
Wo sich stolz die Reben schmücken,
Aehren sich an Aehren drücken —
Denn ihr Volk fiel treulos ab!

Nimmer zieht's in Gottes Namen
Hin vor ihren Felsenthron;
Denn die Frommen, die einst kamen,
Beten jenseits längst ihr Amen,
Und die Andacht ist entfloh'n.

Keiner will sie ehrend schützen,
Niemand schmükt mehr ihr Gewand;
Unter Stürmen, Donner, Blitzen,

*) Früher zahlreich besuchtes Wallfahrtskirchlein auf einem der drei höchsten Gipfel des Kaiserstuhles, 1564 Fuß über dem Meere.

Muß sie bangvergehend sitzen,
Klagend um der Krone Stand.

Arme Frau! Wenn alle weichen,
Bleibt dein Sänger vor dir stehn,
Wird mit deines Falles Zeichen
Erd' und Himmel stumm vergleichen,
Und mit Wehmuth niedersehn.

Eduard Lynker.

Auf dem Hexenberge am Kaiserstuhl.

Finstre Zeiten lagen drückend
Auf der Wahrheit sanftem Licht,
Ihren goldnen Tempel schmückend,
Nahte lang ihr Herold nicht.
Aberglaube, Pfaffenränke
Wohnten düster weit und breit,
Hingen sperrend am Gelenke
Und am Wendepunkt der Zeit.

Hexen fuhren in den Lüften,
Uebten tückische Gewalt;
Teufel hausten in den Klüften
In verschiedenster Gestalt.
In die Hütten und Päläste
Trug sich ihre Zauberei,
Die Beschwörung war das Beste,
Denn der Mönch bestund dabei.

Es beweint noch die Geschichte
Schuldlos hingewürgtes Blut,
Das zum Malefizgerichte
Jener Zeiten Wahnsinn lud.
Und sie schlichtete den Zweifel,
Gab uns Kunde laut und klar,
Daß ein Trugbild nur der Teufel
Und die ganze Hexenschaar.

Auch des Kaiserstuhles Höhen
Haben jenes Wahnes Sieg
In dem schwarzen Rauch gesehen,
Der vom Herenberge stieg.
Lange blieb der Hügel öde,
Der den Scheiterhaufen trug,
Bis des Lichtes Morgenröthe
Weggebannt den langen Fluch.

Kühler Schatten grüner Reben
Weht jetzt über'm Aschengrab,
Einen Schleier möcht' er weben
Ob dem Fluch, der es umgab.
Wie die Reben schattig ranken
Um das Denkmal düstrer Zeit,
So umschlingt auch den Gedanken
Nach und nach Vergessenheit. —

Aber aus dem Rebengrunde
Steigt zuweilen noch ein Geist,
Der schon oft zu später Stunde
Manchen feurig eingekreist.
Wen der edle Saft erfreute,
Der am Herenberge wächst,
Mißt die Länge und die Breite
Seines Wegs und scheint — verhert.

Eduard Lynker.

Der verrätherische Kuchen.

In dem ehemaligen Dorfe Harthausen am Kaiserstuhl, welches die Schweden verheert und seine Bewohner theils umgebracht, theils versprengt hatten, blieben zwei Bursche versteckt und fristeten ihr Leben durch Kleie. Am Jahrestag der Kirchweihe, den sie zufällig aus einem Kalender ersahen, backen sie sich aus der Kleie einen Kuchen. Kaum hatten die Schweden den dadurch erzeugten Rauch bemerkt, als sie aus ihrem nahen Lager in das

Dorf sprengten, die Bursche aus ihrem Verstecke zogen und sie an ihren Pferden in's Lager schleppten. Dort wurden dieselben von einander entfernt, an Pfähle gebunden und sollten des anderen Tags erschossen werden. In der Nacht gelang es einem der Bursche, der Billeisen hieß, eine Hand loszubringen, damit sein Messer aus der Tasche zu ziehen und die Stricke zu durchschneiden. Hierauf kroch er auf dem Bauche aus dem Lager und entkam glücklich. Von allen Bewohnern des Ortes ist er allein übrig geblieben und von ihm stammt das Geschlecht der Billeisen in Mördingen, welches Dorf auf der Stätte des verheerten Harthausen gegründet wurde.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Die Teufelsburg.

Der Raugraf auf dem Berge stund,
Sah weitaus in die Ferne:
„Fürwahr, auf diesem Felsengrund,
Da möcht' ich hausen gerne!

„Allein wo läßt zum kühnen Bau
Ein Meister sich erkunden?
So hoch der Berg im Aetherblau,
So tief die Steine drunten?"

Und wie er so darüber sann,
Thät' ihn gar freundlich grüßen
In rothen Mantels Hüll' ein Mann,
Mit wunderlichen Füßen.

Der spricht: „„Hört an, den Felsenthron,
Den werd' ich stracks vollführen,
Wollt Ihr zuvor, zu meinem Lohn
Mir Eure Seel' cediren.""

Der Raugraf denkt: „Die Seele? pah!
Die kann ich schon entbehren!

Der Leib, der ist das Leben ja,
Dem thu' ich's gern zu Ehren."

Er ritzt den Arm mit seinem Schwert,
Bis etwas Blut gewärtig;
Es hat nur kurze Zeit gewährt,
So ist die Handschrift fertig.

Der Satan nahm sie schmunzelnd hin,
Thät gleich das Werk beginnen,
Und als die Abendröthe schien,
Erglänzten schon die Zinnen.

Der Raugraf lebt in Floribus
Beim Trinken und beim Essen,
Doch da Jedweder sterben muß,
Ward sein auch nicht vergessen.

Einst liegt er krank im seidnen Pfühl,
Bedenkt den schlimmen Handel,
Da naht sich aus dem Hausgewühl
Der Mann im rothen Mantel.

Und kündigt den Verfalltag an, —
Da will der Graf nicht hören,
Er sendet nach dem Burgkaplan,
Den Teufel zu beschwören.

Doch plötzlich stürzt das Felsenhaus
Mit Donnerschlag zusammen;
Der Böse kommt allein hinaus
In Pech- und Schwefelflammen.

Eduard Lynker.

Das Brünnlein zu Bickensohl.

Bei Bickensohl ist eine Quelle, die nur spärliches Wasser gibt und blos zu gewissen Perioden, oft nach viel jahrelangen Pausen, in reichlicher Fülle strömt.

Diese Quelle war vor alten Zeiten, erzählt man sich im Volke, die wasserreichste und frischerquickendste auf weit und breit. In den heißesten Sommern, wenn alle andern Brunnen im Kaiserstuhle versiegten, sprudelte sie hell und lustig hervor. Sie befand sich hinter dem Hause eines reichen Gutsbesitzer und gehörte zu seinem Eigenthume. Dieser Mann war aber eben so geizig als er reich war und mit seinem Gelde mehrte sich nur seine häßliche Eigenschaft. — Einst war mehrere Wochen lang kein Tropfen Regen gefallen; Felder und Wiesen schmachteten unter den sengenden Sonnenstrahlen, Menschen und Thiere lechzten nach Erquickung und alle Quellen in der Umgegend fingen an zu versiegen. Nur das Brünnlein des geizigen Reichen sandte in unverringerter Fülle sein belebendes Silber zu Tage. Darum drängten sich auch alle Leute aus der Gegend vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht zu dem Platze hin mit Kübeln und Krügen, um zu trinken und ihren Wasservorrath für Haus und Gärten zu holen. Da fiel es dem Geizigen auf einmal ein, daß hier eine gute Spekulation zu machen wäre, wenn er von Jedem, der bei ihm Wasser holte, eine bestimmte Taxe an Geld dafür erhübe. Gedacht, gethan. Vom nächsten Morgen an durfte Niemand mehr an die Quelle gehen und sie benützen, der nicht ein Eintrittsgeld von ein bis drei Kreuzer, je nachdem sein Wasserbedarf kleiner oder größer war, hinterlegte. Die Armen, die diesen Betrag nicht erschwingen konnten, wurden mit groben oder spöttischen Worten zurückgewiesen. Alles fluchte diesem herzlosen Verfahren und der Unwille des Volkes stieg auf's Höchste, als die Leute eines Morgens den Brunnen, zu dem sie sich mit Gewalt gedrängt, indem sie den grausamen Besitzer mit Steinwürfen in sein Haus zurückgescheucht hatten, mit Holzstämmen, Schutt und Erde verschüttet fanden — ein Werk des Geizigen, das er nächtlicher Weile vollbracht hatte nach dem Grundsatze: „Wer nicht zahlen kann, soll auch nicht genießen."

Aber der Fluch gedrückter Armen tönt nicht vergebens in das Ohr des himmlischen Rächers aller gewaltsamen Unbill. Die folgende Nacht, als der Geizhals, wie gewöhnlich, schlaflos auf seinem Lager sich wälzte und über neuen Plänen brütete, Geld an sich zu raffen, vernahm er plötzlich hinter dem Hause, wo

der Brunnen stand, ein dumpfes Tosen und ein Geroll, wie unterirdischer Donner. Erschrocken fuhr er auf und lauschte mit hörbar klopfendem Herzen. Nicht lange, so ging das Getöse in ein furchtbares Krachen über; Boden, Wand und Decke seiner Stube fingen an zu wanken — er stürzt auf die Kniee, er will Hülfe schreien, will beten, aber die entsetzliche Angst schnürt ihm die Kehle zu — plötzlich schmettert ein Schlag, als berste das Gewölbe des Himmels auseinander, die Erde spaltet sich und Haus und Geizhals verschlingt der Abgrund in ewige Nacht.

Das Brünnlein wurde freilich wieder aus seiner Verschüttung befreit und neu gefaßt, seit jener Zeit aber sprudelt es, wie oben erwähnt, nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Theurung oder ein Mißjahr bevorsteht.

A. Schzlr.

Das Brautbrünnlein,

oder:

Hochmuth kommt zu Fall.

(Erzählung nach der Volkssage.)

Drei Tage noch, und die reiche Braut des jungen Freiherrn von Sponeck sollte in dessen Burg einziehen. Zwölf Edelknechte, prächtig gewappnet, zogen hinüber nach Landeck*), um am bestimmten Tage das Fräulein Brigitte ihrem künftigen Gemahl entgegen zu geleiten. Auf Landeck herrschte fröhliches Leben. Die Burgfrau ließ es an nichts fehlen, den Ehrentag ihrer Tochter auf's Glänzendste zu begehen. Volksspiele wechselten mit Gelagen, an denen Alt und Jung der Umgegend Theil nehmen durften. Mit stolzen Blicken übersah die jugendliche Braut die fröhliche Menge.

„Du wirst die Leute gewiß verwöhnen, Mutter, mit deiner Freigebigkeit; es ist nicht gut, ihnen das Joch vom Halse zu nehmen.“

„Ei Kind, sey nicht so hart gesinnt, am Tage, der dir

*) Schloß, eine Stunde von Emmendingen.

Glück bringen soll!" ermahnte die Mutter. „Es ist ja doch besser, die Leute lieben ihre Herrschaften, als daß sie denselben Böses wünschen und sie verfluchen. Deine strenge, oft ungerechte Denkungsart mußt du jetzt ablegen; denn schwerlich mag dein künftiger Gemahl, der nun dein Herr wird, dulden, was deine Mutter geduldet, zumal er ein gar mildes Herz haben soll."

„Wie, Mutter! soll sich mein Gemahl nicht nach mir richten?" eiferte die hochfahrende Tochter. „Er wird es bald begriffen haben; denn ich will ihn streng in die Schule nehmen! Und wird Ehrenfried von Sponeck binnen einem Jahre nicht Meister in der Kunst, seinen Willen dem seines Weibes unterzuordnen, so wirst du der erzürnten Lehrmeisterin die Thore unserer Burg nicht verschließen."

„Brigitte, welche Gedanken!" warnte die Mutter.

„Doch die vernünftigsten, Mutter, wenn man herrschen will, selbst über einen Mann! — —

Man durfte das Fräulein von Landeck nur Einiges sprechen hören, oder eine Stunde in ihrer Gesellschaft zubringen: ihren Charakter hatte man alsbald erkannt.

Die Braut schied von ihrer Mutter; eine Sänfte trug sie aus dem Thore der Burg. Die zwölf Edelknaben von Sponeck geleiteten die hohe Dame, zu ihrer Linken und Rechten vertheilt. Dem glänzenden Zuge folgte ein Wagen, den der Wohlthätigkeitssinn der alten Gräfin von Landeck mit allerlei Gaben für Arme angefüllt, die ohne Zweifel in Menge dem bräutlichen Zuge aller Orten nachziehen würden.

Der Himmel begünstigte die hochzeitliche Fahrt nicht mit freundlichen Sonnenschein, wie man es gerne sieht; sondern er sendete den ganzen Vormittag aus trüben, flüchtigen Wolken Regenschauer um Regenschauer. Wenn schon die junge Braut unwillig murrte, ändern konnte sie es doch nicht. „Ich will mich dafür an dem armen Gesindel rächen!" sagte sie; „Es darf ihm weder Brot noch Wein ausgetheilt werden!"

Mehr denn fünfzig Hungrige stürmten der Sänfte nach, flehend, rufend; unerbittlich blieb die Braut bei ihrem böswilligen Eigensinn.

Mittag war vorüber. Am Wege, dahin sich der Zug be-

wegte, sprudelte ein Brünnlein und seine krystallhellen Wellen rauschten lustig von dannen. „Von diesem Wasser will ich trinken; mit eigner Hand will ich schöpfen aus des Brünnleins Tiefe!" rief das Fräulein von Landeck, und die Sänfte mußte stillhalten. Im Aussteigen begriffen, hielt das Fräulein wieder an: „Daß meine Schuhe nicht beschmutzt werden, hole man so viele Brote aus dem Wagen, als nöthig, einen Pfad bis zur Quelle zu bereiten, darauf ich unbeschädigt gehen kann."

Ob diesem Befehl erbebten die Edelknaben. Schweigend sahen sie einander an. Endlich erlaubte sich Einer zu entgegnen: „Aber Fräulein, bedenket doch die schwere Sünde!" — „Wer wagt es, meine Befehle und Wünsche nur saumselig oder gar nicht erfüllen zu wollen!" schrie zornig das Fräulein. „Seid ihr so gezogen? Ich will andere Zucht unter euch bringen! Schnell meinen Willen vollführt, wenn euch meine Gnade bleiben soll!"

Etliche von den Dienern schafften die Brote aus dem Wagen. Beim Anblick derselben erhob die bettelnde Menge ein wildes Freudengeschrei. Als aber die Armen sahen, wie die Brote in den Koth gelegt, statt ihnen ausgetheilt wurden, und wie das Fräulein darüber hin zu dem Brünnlein wandelte, schrieen Alle: „Gott möge diesen Frevel rächen!"

Drei Mal hatte sich Brigitte hinunter gebeugt, drei Mal getrunken aus dem silbernen Becher — noch einmal beugte sie sich nieder. — Siehe, da wich der Boden unter ihren Füßen, öffnete sich, und mit einem entsetzlichen Schrei war das Fräulein von Landeck verschwunden aus dem Reiche der Lebendigen.

Angst, Schrecken, eine unbeschreibliche Furcht, wie jedes Mal, wenn der Allmächtige in sichtbaren Zeichen vorüber zieht, kam über die ganze zuschauende Menge. In wilder Unordnung stürzten die Einen da, die Andern dorthinaus. Niemand, selbst der rohste und frechste Mensch nicht, wagte es, vom Brot oder Wein etwas zu nehmen. Einige der Leute von Landeck sammelten sich endlich wieder, hoben die zertretenen Brote auf und wandten um nach ihrer Burg. Die Edelknaben von Sponeck spornten ihre Rosse und im schnellsten Galopp eilten sie mit der Schreckensbotschaft nach der Burg des Bräutigams.

* * *

An der Straße von Emmendingen nach Altbreisach, zwischen den Orten Eichstetten und Bötzingen, fließt heute noch die Quelle des Brautbrunnens. Im Munde des Volks heißt er der „Britte-Brunne," von „Britte" (= Braut.)

Reinhard Reitzel.

Limpurg.

Zwischen zahllosen, wildbewachsenen Inseln schwimmt, nachdem du von der Ruine Sponeck geschieden, an welche sich keine bedeutende Sage knüpft, dein Kahn vor dem reizendgelegenen Dorfe Sasbach, der Grundherrschaft der Nimrodisch-berühmten Freiherren v. Girardi, vorbei, an dem Hügel, auf welchem die Lützelburger Kapelle steht, vorüber und gewinnt bald die erweiterte Stromfläche, die hier fast überall eingeschlossen scheint und einem Binnensee gleicht. Aus dem ruhigen Wasserspiegel strahlt das Bild der Höhen auf dem deutschen Ufer, unter ihnen am deutlichsten ein lichter Abhang mit weitausgedehnten Mauertrümmern hervor. Dies sind die Ueberreste des alten Schlosses Limpurg, früher auch Limper genannt, dessen Gründung in entfernte Jahrhunderte zurückgeht. Die alte Sage knüpft es an die erste Ansiedlung des Zähringer Hauses in den vorderen Landen, und wie in den Teckischen Besitzungen ein Limpurg oder Lindberg dessen Wohnsitz gewesen, so haben sich unter gleichem Namen die Herzoge hier an dem Rhein ein Wohnhaus erbaut. Hiezu mochte sie die Nähe Breisachs, wo sie gewiß oft gehauset, einladen; auch soll Herrmann I., der Stifter des Hauses der Markgrafen von Baden, sich von diesem Besitze Markgraf von Limpurg genannt haben. Erst mit dem 13. Jahrhundert werden die Nachrichten sicherer; damals wohnten hier die Landgrafen über das Ober-Elsaß aus dem Habsburger-Geschlechte, von hier aus die weite Herrschaft überschauend, bis wo sich die Vogesen von dem Juragebirge scheiden. Frühe schon wird diese Burg unter den Besitzungen des Hauses in dem Breisgau erwähnt und es behaupten mehrere Schriftsteller, daß Graf Albrecht IV., genannt der Weise, im Anfang jenes Jahrhunderts mit seiner Gemahlin Heilwig, einer Gräfin von

Kyburg, hier gewohnt, so wie auch, daß Letztere hier ihren herrlichen Sohn Rudolf, den ersten Kaiser aus dem Habsburgischen Geschlechte, geboren habe. Kaiser Friedrich II., der sich damals in Breisach aufhielt, sey dann nach Limpurg gekommen, um als Zeuge der Taufe des Knaben beizuwohnen, den er später in Italien zu kriegerischen Thaten weihte. Auch besuchte noch in spätern Jahren Rudolf diese Stätte seiner Geburt.

Die Zeit ihrer Zerstörung ist unbekannt; wahrscheinlich fiel die Burg, wie die von Burkheim, unter Ludwigs XIV. verheerenden Geschossen.

(Vergl. Max v. Rings: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands. S. Baden, 2tes Heft.)

Aus dem zehnten Abenteuer
der Märe „Alpharts Tod," im „kleinen Heldenbuche," nach der Uebertragung von Karl Simrock.

Wie Eckart von Breisach Dietrichen zu Hülfe ritt.

— — — — — — — — — — — —

Da ritten sie gen Breisach wunderbar geschwind,
Sie gingen miteinander, Hildbrand und Nitiger,
Da wurden wohl empfangen diese edeln Recken hehr.

Walther von Spanien ihnen entgegen ging,
Da man die edeln Recken freudenvoll empfing;
Hug vom Dänenlande, der auserwählte Degen,
Fünfhundert Burgmänner gingen den Gästen entgegen.

Eckart ließ ihnen bringen von Sammt ein reiches Kleid;
Auch war den Reisemüden alsbald ein Bad bereit,
Darein hieß er sie führen. Nitger und Hildebrand;
Von schönen Frauen wurden die Helden wiedererkannt.

Eckart ließ ihnen bringen ein begossen Brot
Und einen Topf mit Weine: das that den Helden Noth;

Das schuf der Wirth des Hauses, Eckart der kühne Degen:
Er ließ die Sturmmüden beide minniglich verpflegen.

So hielt man sie in Ehren bis an die Mittagsstund':
Da ging es zu den Tischen. Noch war es Niemand kund
Zu Breisach in der Veste; sie hätten gern vernommen,
Auf welches Abenteuer Hildbrand an den Rhein gekommen.

Sie waren nun gesessen, der alte Hildebrand,
Getrunken und gegessen, begann und sprach zuhand:
„Euch entbietet der von Berne *), der Fürst lobesan,
Euch Recken allen Vieren, daß ihr gedächtet daran,

„Wie der Vogt von Berne seit seinen jungen Tagen
Zucht vor allen Recken pflag an sich zu tragen:
Er thut Niemanden Leides der edle Dieterich.
Daß ihn nun vertreiben will der Kaiser Ermerich

„Ohne sein Verschulden, das läßt er euch klagen.
Alphart der junge **) ist ihm zu Tod erschlagen.
Daran sollt ihr gedenken, an seine große Noth,
Und sollt ihm helfen rächen des jungen Alphart's Tod.“ —

„„So wohl mir dieser Märe!““ — sprach da Eckart, —
„„Daß euch der von Berne schickt auf diese Fahrt;
Der mich vertreiben wollte für den Kaiser Ermenrich,
Nun läßt mich gern verbleiben von Bern der edle Dieterich!““ ***)

Noch sprach der Wirth des Hauses, Eckart der kühne Degen:
„„Ich will für Den von Berne doch wagen Leib und Leben.
Ich bring' ihm zu Hülfe zehntausend Mann
In so guten Harnischen, wie sie kein König gewann.““

— — — — — — — — — — — —

Da kam aus der Veste (Breisach) Hug von Dänemark

*) Dietrich von Bern. (Verona.)

**) Alphart, aus dem edlen Geschlechte der Wölfinge, freie Dienstmannen Dietrichs von Bern.

***) Dieterich von Bern war früher einer der Gegner Eckarts.

Mit manchem jungen Ritter, das waren Helden stark.
Hildebrand der Alte bat, sie ihm zu geben,
Sie sprachen: „Für den Berner wagen wir Leib und Leben."

Hildebrand der alte vor Freuden aufsprang:
„Edler Hug von Dänemark, deß' hab' immer Dank!
Nun leget euch zu Felde, ihr Ritter kühn im Streit,
Und wartet unsrer Helfer; sie sind uns balde bereit."

Da thaten sie gar gerne, wie sie der Alte bat:
Sie legten sich zu Felde zu Breisach vor die Stadt.
Da kam alsbald geritten mancher kühne Degen;
Eckart, der Wirth des Hauses, bat, ihr' minniglich zu pflegen.

Sie sprangen von den Rossen nieder in das Gras,
Bis er daraus sechstausend der Besten sich erlas.
Das Panier war aufgebunden, da eilten sie hindann,
Manch schöne Jungfrau ihnen nachzuschaun begann.

Als die Säumer *) waren bereit und aufgeladen,
Dazu die Kammerwagen, die ihnen sollten tragen
Das Trinken und die Speise durch manches fremde Land,
Da ritt zu allervorderst von Bern Meister Hildebrand.

Ein reiches Banner grüne nahm er in die Hand,
Der edle Held, der kühne, der alte Hildebrand.
So leitet er gewaltig die sechstausend Mann
Durch des Reiches Gauen an das Hochgebirg hinan.

— — — — — — — — — — — —

Auf dem Zuge nun entbrennt ein Kampf mit Kaisers Ermenrich Heerschaar unter des Helden Stutfuchs' Anführung, der ihnen und dem Breisacher Hülfsheere den Weg nach Bern (Verona) versperren und sie zurückschlagen will. Hildebrand und seine Freunde gerathen durch die Uebermacht der Feinde in große Noth und sind einer Niederlage nahe; doch seine Helden, Walther von Spanien, Hug von Dänemark, der Mönch Ilsan und Eckart fechten löwengrimmig fort:

*) Saumthiere.

Hug vom Dänenlande, ein auserwählter Degen,
Manchen starken Ritter sah man ihn niederlegen.
Er wollte Helme hauen und manches Schildes Rand,
Da ihn die schönen Frauen von Breisach hatten gesandt.

Eckart der kühne, mit streitbarer Hand
Wunderbar geschwinde kam er einhergerannt;
So brach er durch die Schaaren, das will ich euch sagen,
Stutfuchsens Bruder hat er das Haupt abgeschlagen.

Er war geheißen Gere, ein Degen auserkannt.
Stutfuchs vom Rheine bestritt ihn allzuhand
Mit sechstausend Mannen auf dem weiten Plan;
Eckart der kühne nie größre Sorge gewann.

Da schlug er Eckarten auf seinen Hut von Stahl,
Daß man das Blut sah fließen von dem Helm zuthal.
Auf der Haide grüne fiel er in das Gras;
Eckart der kühne kaum von dem Streiche genas.

— — — — — — — — — — — — —

Eckart der kühne aus dem Gras ersprang,
Sein gutes Schwert ihm lauter an der Hand erklang;
Es war geheißen Gleste und außermaßen stark.
Da thaten auch das Beste Walther und Hug von Dänemark.

Hildebrand der alte und der Mönch Ilsan
Fuhren so gewaltig durch der Feinde Bann,
Daß man sie jenseits wieder sah hervorgedrungen;
Da fällten sie darnieder der Alten viel und der Jungen.

Stutfuchs vom Rheine kaum noch dem Strauß entrann,
Er floh nach dem Gebirge nur mit zwölf Mann:
Ueber das Gefilde flohen sie mit Zagen
Unter Helm und Schilde, dem Kaiser diese Noth zu klagen.

Ihnen folgten die von Breisach wohl eine Meile weit;
Dann kehrten sie zurücke; vergangen war der Streit.
Als sie zusammen waren in dem Sturm gekommen,
Da hatten Die von Breisach einen schönen Raub genommen;

Und mit dem Schwert erfochten in tugendlichem Muth;
Denn Stutfuchs vom Rheine besaß viel reiches Gut.
Er hatte mit geführet Gold, Silber und Gewand:
Das ließ auf Säumer laden von Bern Meister Hildebrand.

(Siehe K. Simrock: „Das kleine Heldenbuch." S. 141 u. ff.)

Der getreue Eckart.

1.

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunder Lande
Litt manchen Feindesstoß
Wohl auf dem ebnen Sande.

Er sprach: „mich schlägt der Feind,
Mein Muth ist mir entwichen,
Die Freunde sind erblichen,
Die Knecht' geflohen seind!

„Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann:
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart, der treue Mann?

„Er war mir sonst zur Seite
In jedem harten Strauß,
Doch leider blieb er heute
Daheim bei sich zu Haus.

„Es mehren sich die Haufen,
Ich muß gefangen seyn,
Mag nicht wie Knecht' entlaufen,
Drum will ich sterben fein! —"

So klagt der von Burgund,
Will sein Schwert in sich stechen:
Da kommt zur selben Stund'
Eckart, den Feind zu brechen.

Geharnischt reit't der Degen
Keck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne sein.

Burgund erkennt die Zeichen
Und ruft: „Gott sey gelobt!“
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erst getobt.

Da schlug mit treuem Muthe
Eckart in's Volk hinein,
Doch schwamm in rothem Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da sprach der Herzog laut:
„Es ist dir wohl gelungen,
Doch so, daß es mir graut;

Du hast viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben,
Dein Söhnlein liegt erstorben,
Kann's dir nicht wieder geben.“

Der Eckart weinet fast,
Bückt sich, der starke Held,
Und nimmt die theure Last,
Den Sohn in Armen hält.

„,Wie starbst du, Heinz, so frühe,
Und warst noch kaum ein Mann?
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich seh' dich gerne an,

„,Weil wir dich, Fürst, erlösten
Aus deiner Feinde Hohn,
Und drum will ich mich trösten,
Ich schenke dir den Sohn.'“

Da ward dem Burgund trübe
Vor seiner Augen Licht,
Weil diese große Liebe
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren
Und fällt ihm an die Brust:
„Dich, Held, muß ich verehren,"
Spricht er, „in Leid und Lust.

„So treu bist du geblieben,
Da Alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich.

„Und sollst in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr,
Wenn ich mehr lohnen kunnte,
Ich gäbe gern noch mehr."

Als dies das Land erfahren,
So freut sich Jedermann,
Man nennt den Held seit Jahren
Eckart den treuen Mann.

2.

Er schwang sich auf sein Pferd,
Eckart, der treue Held,
Und sprach: „in aller Welt
Ist mir nun nichts mehr werth.

„„Die Söhn' hab' ich verloren,
So find' ich nirgend Trost,
Der Fürst ist mir erboßt,
Hat meinen Tod geschworen.'"

Da reitet er zu Wald
Und klagt aus vollem Herzen

Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme schallt:

„„Die Menschen sind mir todt,
Ich muß mir Freunde suchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

„Kein Kind, das mich ergötzt;
Erwürgt vom schlimmen Leuen
Blieb Keiner von den Dreien,
Der Liebste starb zuletzt."

Wie Eckart also klagte,
Verlor er Sinn und Muth,
Er reit't in Zorneswuth,
Als schon der Morgen tage.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin im wilden Lauf,
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüstung abe.
Wirft sich zu Boden hin,
Auf Sterben steht sein Sinn,
Sein Wunsch nur nach dem Grabe.

3.

Der Herzog sank darnieder
Im wilden dunklen Hain,
Da nahm Held Eckart bieder
Ihn auf die Schultern fein.

Er sprach: „gar viel Beschwerden
Mach' ich dir, guter Mann!"
Der sagte: „„auf der Erden
Muß man gar viel bestahn.""

„Doch sollst du,“ sprach Burgund,
„Dich freun, bei meinem Worte,
Komm' ich nur erst gesund
Zu Haus und sicherm Orte.“

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf seinen alten Wangen,
Er sprach: „„auf keine Weis'
Trag' ich nach Lohn Verlangen.““

„Es mehren sich die Plagen,“
Sprach der Burgund in Noth;
„Wohin willst du mich tragen?
Du bist wohl gar der Tod?“ —

„„Tod bin ich nicht genannt,““
Sprach Eckart noch im Weinen,
„Du stehst in Gottes Hand,
Sein Licht mag dich bescheinen!““

„Ach, wohl ist mir bewußt,“
Sprach Jener drauf in Reue,
„Daß sündvoll meine Brust,
Drum zittr' ich, daß Er dräue.

„Ich hab' dem treusten Freunde
Die Kinder umgebracht,
Drum steht er mir zum Feinde
In dieser finstern Nacht.

„Er war mir recht ergeben,
Als wie der treuste Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.

„Die Kindlein ließ ich tödten,
Das kann er nie verzeih'n,
Ich fürcht', in diesen Nöthen
Treff' ich ihn hier im Hain:

„Das sagt mir mein Gewissen,
Mein Herze innerlich,

Die Kind' hab' ich zerrissen,
Dafür zerreißt er mich."

Der Eckart sprach: „,empfinden
Mußt du so schwere Last,
Weil du nicht rein von Sünden
Und schwer gefrevelt hast;

„,Daß du den Mann wirst schauen,
Ist auch gewißlich wahr;
Doch magst du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar.'"

4.

Da stand der Eckart von der Erden
Und trat herfür an's helle Licht.
Er zeigt mit traurigen Gebehrden
Sein hochbekümmert Angesicht.
Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth
Den Blick des Mannes auszuhalten,
Den Adern sein entweicht das Blut,
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
„Allmächt'ger Gott!" so schreit er laut,
„Du bist es, den mein Auge schaut?
Wohin soll ich vor dir entfliehn?
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erschlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?"

So klagt Burgund und weint im Sprechen,
Und fühlt das Herz im Busen brechen,
Er sinkt dem Eckart an die Brust,
Ist sich sein selber nicht bewußt. —
Der Eckart leise zu ihm spricht:

„„Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es sehe frei:
Der Eckart ward dir stets getreu.'''

5.

Kommt es nicht wie Träumen
Aus den grünen Räumen
Zu uns wallend nieder,
Wie Verstorbner Lieder?

Spricht Eckart zu den jungen Herrn:
„„Vernehmt den Zauberklang von fern.'''
Wie sich die Tön' herüberschwungen,
Erwachet in den frommen Jungen
Ein seltsam böser Geist,
Der sie nach unbekannter Ferne reißt.
„Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, uns locken die Wälder,
Gar heimliche Stimmen entgegen singen,
In's irdische Paradies uns zu bringen!"

Der Spielmann kommt in fremder Tracht
Den Söhnen Burgunds in's Gesicht,
Und höher schwillt der Töne Macht,
Und heller glänzt der Sonne Licht;
Die Blumen scheinen trunken,
Im Abendroth nieder gesunken,
Und zwischen Korn und Gräsern schweifen
Sanft irrend blau und goldne Streifen.

Wie ein Schatten ist hinweggehoben,
Was sonst den Sinn zur Erden zieht,
Gestillt ist alles irdische Toben,
Die Welt zu einer Blum' erblüht;
Die Felsen schwanken lichterloh,
Die Triften jauchzen seligfroh,
Es wirrt und irrt Alles in die Klänge hinein,

Und will in der Freude heimisch seyn;
Des Menschen Seele reißen die Funken,
Sie ist im holden Wahnsinn ganz versunken.

Da wurde Eckart rege
Und wundert sich dabei,
Er hört der Töne Schläge
Und fragt sich, was es sey.

Ihm dünkt die Welt erneuet,
In andern Farben blühn,
Er weiß nicht, was ihn freuet,
Fühlt sich in Wonne glühn.

„„Ha! bringen nicht die Töne,""
So fragt er sich entzückt,
„„Mir Weib und liebe Söhne,
Und was mich sonst beglückt?""

Doch faßt ein heimlich Grauen
Den Helden plötzlich an,
Er darf nur um sich schauen
Und fühlt sich bald ein Mann.

Da sieht er schon das Wüthen
Der ihm vertrauten Kind',
Die sich der Hölle bieten
Und unbezwinglich sind.

Sie werden fortgezogen
Und kennen ihn nicht mehr,
Sie toben wie die Wogen
Im wild empörten Meer.

Was soll er da beginnen?
Ihn ruft sein Wort und Pflicht,
Ihm wanken selbst die Sinnen,
Er kennt sich selber nicht.

Da kommt die Todesstunde
Von seinem Freund zurück,

Er höret den Burgunde
Und sieht den letzten Blick.

So schirmt er sein Gemüthe
Und steht gewappnet da,
Indem kommt im Gewüthe
Der Spielmann selbst ihm nah.

Er will den Degen schwingen
Und schlagen jenes Haupt:
Er hört die Pfeife klingen,
Die Kraft ist ihm geraubt.

Es stürzen aus den Bergen
Gestalten wunderlich,
Ein wüstes Heer von Zwergen,
Sie nahen grauerlich.

Die Söhne sind gefangen
Und toben in dem Schwarm,
Umsonst ist sein Verlangen,
Gelähmt sein tapfrer Arm.

Es stürmt der Zug an Vesten,
An Schlössern wild vorbei,
Sie ziehn von Ost nach Westen
Mit jauchzendem Geschrei.

Eckart ist unter ihnen,
Es reißt die Macht ihn hin,
Er muß der Hölle dienen,
Bezwungen ist sein Sinn.

Da nahen sie dem Berge,
Aus dem Musik erschallt,
Und alsobald die Zwerge
Stillstehn und machen Halt.

Der Fels springt von einander,
Ein bunt Gewimmel drein,

Man sieht Gestalten wandern
Im wunderlichen Schein.

Da faßt er seinen Degen
Und spricht: „„ich bleibe treu!““
Und haut mit Kraft verwegen
In alle Schaaren frei.

Die Kinder sind errungen,
Sie fliehen durch das Thal,
Der Feind noch unbezwungen
Mehrt sich zu Eckarts Qual.

Die Zwerge sinken nieder,
Sie fassen neuen Muth,
Es kommen andre wieder,
Und jeder kämpft mit Wuth.

Da sieht der Held schon ferne
Die Kind' in Sicherheit,
Spricht: „„nun verlier' ich gerne
Mein Leben hier im Streit.““

Sein tapfres Schwert thut blinken
Im hellen Sonnenstrahl,
Die Zwerge niedersinken
Zu Haufen dort im Thal.

Die Kinder sind entschwunden
Im allerfernsten Feld,
Da fühlt er seine Wunden,
Da stirbt der tapfre Held.

So fand er seine Stunde
Wild kämpfend wie der Leu,
Und blieb noch dem Burgunde
Im Tode selber treu.

Als nun der Held erschlagen,
Regiert der ält'ste Sohn,
Dankbar hört man ihn sagen:
„Eckart hat meinen Thron

„Erkämpft mit vielen Wunden
Und seinem besten Blut,
Und alle Lebensstunden
Verdank' ich seinem Muth."

Bald hört man Wundersagen
Im ganzen Land umgehn,
Daß wer es wollte wagen
Den Venus-Berg zu sehn,

Der werde dorten schauen
Des treuen Eckart Geist,
Der Jeden mit Vertrauen
Zurück vom Felsen weist,

Wo er nach seinem Sterben
Noch Schutz und Wache hält.
Es preisen alle Erben
Eckart den treuen Held.

Ludwig Tieck.

Einiges über Alt-Breisach.

Zur Zeit der Römer, die hier ein Kastell oder eine Niederlassung hatten, lag Breisach (Mons Brisiacus) auf dem linken Rheinufer; im 10. Jahrhundert war es eine Insel, im 13. aber stand der Berg schon diesseits des Flusses. Von den Römern kam Breisach an das fränkische Geschlecht der Harlinger oder Harlungen. Ein Theil des Berges heißt der Eckartsberg und erinnert noch an den treuen Eckart, welcher, aus dem Geschlechte der Karolinger stammend, als Pfalzgraf hier seinen Sitz gehabt und dem Herzog von Burgund bis in den Tod die treueste Freundschaft bewahrt haben soll. (Siehe obige Romanze von Tieck, die eines eigenen Commentars bedürfte, für den hier kein Raum sich bietet.)

Von Breisach, als der Hauptstadt dieses Landstriches, hat das Breisgau seinen Namen erhalten.

Wenige teutsche Städte haben einen solchen Wechsel von Ereignissen erfahren, als diese. Das Schloß wurde von Berthold V. von Zähringen erbaut und von Maximilian I. erweitert. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist die St. Stephans-Kirche oder das Münster, eines der schönsten altteutschen Gebäude. Den Hochaltar schmücken treffliche, aus Holz geschnitzte Bildwerke. Die Gebeine des heiligen Gervaß und Protaß, welche Kaiser Friedrich I. im Jahr 1162 von Mailand nach Breisach bringen ließ, ruhen in dieser Kirche in einem silbernen Sarge. Auch sieht man darin viele Grabsteine berühmter Feldherren und anderer hohen Personen. Für

den Freund römischer und teutscher Alterthümer ist hier ein reiches, noch nicht gehörig benütztes Feld.

(Siehe Schreiber's: „Führer für Reisende durch das Großherzogthum Baden." Carlsruhe, 1828.)

Zwei Männer treten besonders aus der Geschichte Breisachs hervor, in deren Schicksal diese Stadt eng verflochten war: der burgundische Landvogt von Hagenbach und der Herzog Bernhard von Weimar. Ueber Jenen siehe die folgenden, ihn betreffenden Artikel. Ein schöneres Erinnerungsbild ist das des Herzogs Bernhard, dieses edlen Helden des dreißigjährigen Krieges. Er hatte den Plan gefaßt, das ganze obere Rheinthal zwischen dem Schwarzwalde und den Vogesen zu erobern und sich ein eigenes Fürstenthum zu gründen, dessen Hauptstadt Breisach werden sollte. Seine Unternehmungen versprachen auch wirklich einen glücklichen Erfolg, aber unerbittlich ereilte ihn der Tod mitten in diesen großen Entwürfen und er starb, wie man behauptet, an genossenem Gifte, in der Nachbarschaft von Breisach, zu Neuenburg.

(Vergleiche Jos. Bader's: „Freiburg und seine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder. S. 81.)

Peter von Hagenbachs Ende.[1]

Während der König von Frankreich und die Schweizer die Burgundische Herrschaft am Rheine untergruben, brachte Peter von Hagenbach, der Statthalter des Herzogs Karl von Burgund, durch seine Gewaltthaten die Oesterreichischen Unterthanen zur Verzweiflung. Da er nach dem zwischen Siegismund und den Eidgenossen abgeschlossenen Vertrage von der Schweiz her am meisten zu befürchten hatte, setzte er sich mit einem tüchtigen Kriegshaufen in Breisach und befestigte diese Stadt. In der heiligen Charwoche, da das fromme Volk unter andächtigen Gebeten die Leidenszeit unseres Heilandes beging, kam der leichtsinnige Landvogt mit Truppen und Fähnlein, mit Trommeln und Pfeifen, dahergezogen und wollte da schwelgerische Tafel und Spiel halten, wo Alles in trauriger Feierlichkeit zur Kirche sich verfügte. Kaum war er in die Stadt gekommen, als er sogleich den Stadtrath mit Leuten seines Sinnes besetzte und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Festungsbau mit zu arbeiten. Die Ausübung dieser Bedrückungen unterbrach

aber sein Wohlleben keinen Augenblick. Seine Hauptleute und Soldaten zechten und schmaußten wie an festlichen Tagen auf Kosten der Stadt Er selbst aber hielt köstliche Tafel, und nachdem er durch erhitzende Speisen und Getränke, wie es am Burgundischen Hofe üblich war, seine Sinnenlust gereizt hatte, verführte und entehrte der rohe Tyrann die schöne Tochter eines ehrbaren Bürgers.

Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchsten Grad gestiegen. Der Vater der Geschändeten ging mit gepreßtem Herzen zu Heinrich Vögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte sein Elend. Dieser, aufgebracht über solche Freventhat, und da er er noch hörte, daß auch sein Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete sogleich einen Aufstand mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Platze standen und entweder des Landvogts Befehle, oder sonst ein Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf begab sich Vögelin nebst einigen seiner Freunde zu dem Tyrannen selbst und forderte die Loslassung seines Bruders. Peter von Hagenbach war überrascht, eine so kräftige Sprache von Leuten zu hören, die er bisher nur als seine Sclaven betrachtet hatte. Mit Verachtung schlug er Vögelins Gesuch ab, weil der Gefangene keine Reue zeige; aber der muthige Bürger drang ergrimmt auf ihn ein und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechselten, wurde der Landvogt zur Treppe hinabgeworfen. Er, kaum auf der freien Straße, lief sogleich nach dem Hauptplatze, um Hülfe bei seinen Soldaten zu suchen; allein die Bürger, nur auf diesen Augenblick harrend, umringten, entwaffneten ihn und führten ihn gefangen erst vor den Bürgermeister, dann gefesselt in den Thurm.

Kaum war der Sturz und die Haft des Tyrannen in der Stadt und dem Lande bekannt, als allgemeiner Aufstand und Jubel das Volk ergriff. Die Burgundischen Soldaten, nun ohne Oberhaupt und der Landessprache unkundig, retteten sich durch Flucht. Oesterreicher, Schweizer und Teutsche sammelten sich um Freiburg, um Basel, im Elsaß und in Schwaben. Der Herzog Siegismund kam mit 3000 Pferden gleichsam im Triumphe in seine Länder angezogen und da die Befreiung gerade am Osterfeste vorgefallen war, strömte das Volk aus allen

Städten und Dörfern ihm entgegen und sang, das Osterlied auf seine Erlösung vom Tyrannen anwendend:

„Christ ist erstanden, der Landvogt ist gefangen;
Deß sollen wir froh seyn!
Siegmund soll unser Trost seyn!
Kyrie eleison!
Wär' er nicht gefangen,
So wär's übel gegangen;
Seit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sein böse List;
Kyrie eleison!

Unter solch allgemeinem Frohlocken zog zuerst Hermann von Eptingen, dann Siegismund selbst, begleitet von den Gesandten der freien Städte am Rhein, in seine Erbländer ein. Nachdem er hierauf dem Herzoge von Burgund die schuldigen Summen angeboten hatte, nahm er Besitz und Huldigung von seinen Städten und Schlössern und setzte in Breisach, wo die Tyrannei und Befreiung angefangen, ein Gericht von Rittern und Städtebevollmächtigten nieder, um über Peter von Hagenbach das Urtheil zu sprechen. Die Klagepunkte waren: „daß er gegen den Vertrag das Volk mit Abgaben und fremden Soldaten bedrückt, redliche Leute zum Tode verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet und Neuerungen in den Städten eingeführt habe," rc. worauf sein Fürsprecher entgegnete: „daß Hagenbach einigen Aufrührer die Köpfe habe abschlagen lassen, dazu habe ihn Recht und Noth gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgehoben, dazu habe er Befehl von seinem Herren gehabt, welchem sie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und Jungfrauen geschändet, so befände sich wohl Keiner unter seinen Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens bezüchtigen könnte." — Diese Vertheidigung konnte jedoch weder die Fürsten noch das Volk zu Hagenbachs Gunsten stimmen. Er hatte sich durch seine Grausamkeiten zu verhaßt gemacht. Die Ritter erkannten ihn einstimmig des Todes schuldig. Bald nach dem Urtheilsspruche ward er vor das Käferthal geführt, wo man einen Kreis geschlossen hatte. Er ging mit vieler Entschlossenheit der Hinrichtung entgegen. „Nicht meinen Tod" — sprach er — „sondern den Tod so vieler Un-

schuldigen beklage ich, an denen mein Herr schreckliche Rache nehmen wird." Mit diesen Worten, und nachdem er seine Seele Gott empfohlen, empfing er den Todesstreich und sein Haupt rollte zu Boden. (Am 9. May 1474.) Sein Leichnam wurde zu Hagenbach, seinem Stammschlosse, begraben.

Niklas Vogt.

(Siehe Dessen: „Rheinische Geschichten und Sagen." Frankfurt, 1817. S. 66 u. ff.)

*) Nicht nur den Chronikschreibern seiner Zeit bot dieser grausame Landvogt reichen Stoff, sondern auch die Poesie hat sich seiner bemächtigt und in verschiedenen Dichtarten, den Mitlebenden und der Nachwelt, sein Treiben und seine Schicksale überliefert.

Ein ziemlich weitumfassendes episches Gedicht, welches diesen Mann zu seinem Helden macht, befindet sich in einer Papierhandschrift in Folio von 156 Blättern, ohne Titel, — den Schriftzügen nach aus dem sechzehnten Jahrhundert, — auf dem Generallandes-Archive zu Stuttgart. Auf der Decke des Einbandes innerhalb ist zu lesen:

„Peter von Hagenbach
Thäte der Stadt Breisach
Große Schmach und Herzeleyd;
Hat weder Befelch noch Bescheyd,
Bezahlt's zuletzt mit seinem Haubt,
Im Jahr 1474, das glaubt."

Der Verfasser des Gedichtes nennt sich nirgends, ist daher unbekannt. Doch scheint er, seiner genauen Detailkenntniß aller Vorgänge und Oertlichkeiten nach zu urtheilen, ganz in der Nähe des Schauplatzes gelebt zu haben und ein Oberelsäßer gewesen zu seyn.

Einen ausführlichen Bericht über dies Gedicht gibt der hochverdiente Forscher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg in seinem „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum," (IV. Jahrgang S. 316 u. ff.) zugleich in Kürze den Inhalt eines jeden der 148 Gesänge mittheilend.

Wir lassen hier auch den poetischen Monolog Peters von Hagenbach, aus der Feder L. Rochholz's folgen, der uns freilich seinen Helden nicht im strengen Lichte der Geschichte, sondern in aristokratisch-idealer Verklärung vorführt.

Ritter Peter von Hagenbach.

(1474.)

„Als stünde hier kein düstrer Zwinger,
So jauchzt die Lerche himmelan;
Ich zeig' sie dir mit meinem Finger,
Als hingen Ketten mir nicht dran;

O mach' die Bande mir geringer,
Daß ich von dieses Thurmes Brüstung
Vielleicht die Kämpfer in der Rüstung,
Die Hengste sehe auf der Bahn.

„Hab Dank, gestrenger Eisenmeister!
Daß du es menschlich mit mir meinst;
Dank, Sonne, daß du Lebensgeister
Mir in die finstre Seele scheinst!
Dank, alter Rhein, du weitgereister,
Daß du mit deinen regen Fluthen
In meine Wunden, welche bluten,
In meine Heldenthränen weinst!

„O Lenz, wie bist du schön geworden,
Als hätt' ich dich noch nie geschaut!
Du schlingst um diese Felsenpforten
Sogar den Blüthenarm vertraut;
O Maienzweig! Wenn sie mich morden
Und peinigen, umschlingst du Diesen,
Der in den feuchten Thurmverließen
Beinah schon über Nacht ergraut?

„O goldnes Abendlicht hier innen,
Du schmeichelst noch dem armen Mann!
Geh, lege dich um jene Zinnen,
Wo mich die Gräfin liebgewann!
Dort sitzt sie in verlornem Sinnen;
Geh, spiegle dich in ihrem Grame,
Wie einst im Hochzeitschmuck der Dame
In der berauschten Burg zu Thann!

„Du aber, Vöglein in dem Riede,
Du schlage fort zur Abendzeit,
Und zieh mit deinem Minneliede
Den Bach hinab, wo manche Maid
Ihr schönes Kränzlein hoffnungsmüde
Hinabwirft aus den losen Haaren,
Und ruf' ihr im Vorüberfahren:
Dein Schatz ist fort, wer weiß wie weit!

„Ja, weit von hier sind jene Wochen
Voll Frauen- und voll Lautenzier;
Fort sind die Schwüre und gebrochen,
Wie Lanzen einstens beim Turnier;
Schlachtrosse fort und wundgestochen,
Und Schlachten selbst und Liebesfahrten
Fort, todt die treuesten Pikarden,
Und ich bin selbst am Ziele hier!

„O Monthlery, du Glanz der Fehden
Für mich und meines Herzogs Thron!
O siegverkündende Trompeten
Am Kampfestag bei Nourbillon!
Das Eisen selbst ward weichgetreten,
Und mitten in dem Schlachtenwunder
Focht Karl, der kühnste der Burgunder,
Und Hagenbach bei ihm, sein Sohn.

„Und sein Visier ist nun dies Gitter,
Sein Bügel dieser Eisenstock?
Statt jenes Wappenrocks der Ritter
Trägt er den Armensünderrock?
Er spielt mit Fesseln statt der Cither;
Und dies ist Hagenbach, der gräme,
Der, wenns zum Sterben morgen käme,
Hingeht und legt sein Haupt auf's Block?

„Nicht ahnst du, Karl, wenn ich geendet,
Wie mich dies feige Volk entehrt!
Dies Volk, das, dir um Geld verpfändet,
Längst an den eignen Ketten zehrt,
Hat mich entrittert und geschändet,
Hat, — Guter! könntest du es wissen! —
Dein goldnes Vließ mir abgerissen
Und auf der Folter mich verkehrt!

„Schaut her da drunten in den Schiffen!
Kennt ihr den Landvogt von Burgund?
Das Lied, das man euch vorgepfiffen
Vom niedern, ja vom niedern Bund,

Dies einzige habt ihr begriffen?
— Sie schiffen fort, es spotten Stimmen;
O könnten nicht die Nachen schwimmen,
Ihr lägt schon längst im tiefsten Grund!

„Doch sieh! der Fluß wird fast zu enge,
Es reiht sich Kahn an Kahn im Rhein;
Dann drüben eine Menschenmenge,
Dann Reisige dahinten drein —
Was soll zur Nachtzeit dies Gepränge?
Die Zahl von Männern und von Rossen?
Was soll sie, die mit Schweiß begossen,
Und was der grelle Fackelschein?

„Bist du's mit deinen Siegsstandarten,
Mein Bruder Stephan? o so fleug!
Und meine wackeren Lombarden,
Erscheint ihr, o so sputet euch!
Hierher zu diesem schlechtbewahrten
Gefängniß! Brecht die morschen Thüren!
Hier steigt herauf! — Doch wie? sie rühren
Sich nicht, und ruhig hält ihr Zeug?

„Vor ihrem Drängen, ihrem Reiten,
Wird die Almende rings zu schmal.
Sie schließen einen Kreis, sie streiten;
Dann wieder Stille auf einmal.
Nun werden sie zum Theiding schreiten,
Denn rings legt sich des Volkes Murren;
Es springt von den beschrotnen Gurren
Manch Reiter klirrend ab zu Thal.

„Sie brauchen lange; doch nun dringet
Ein „Tod" und „Ab!" zu meinem Ohr;
Ein Wort noch, das der Wind verschlinget —
Drauf recken sie die Hand empor,
Und plötzlich nah'n, mit Eil beschwinget,
Acht Männer diesen finstern Händeln
Und ziehen unter rothen Mänteln
Acht nakte Schwerter lang hervor.

„Drauf dringt der Kleinste von den Achten
Mit seinem Schwert heraus und zielt;
Doch wo ist Jener, den sie schlachten,
Das Leben wo, mit dem man spielt?
Gilt mir dies geisterhafte Trachten
Und diese nächtliche Verschwörung?
So fordre keck dies Haupt, Empörung!
Hier ist's, nach dem du feig geschielt!

„Sie wenden sich, und rasch und dichter
Bewegt sich nun der ganze Zug;
Beim rothen Qualm der vielen Lichter
Erkenn' ich wohl und ohne Trug
Die scharfgeschnittenen Gesichter,
Langbärtig, braun und strenggestaltet,
In schwerer Rüstung, halbveraltet
Wie die, worin einst Erlach schlug.

„Wohin sie nur auf ihren Rossen
Die Nacht noch wollen? Wie, hieher?
Ach Gott! Das sind die Eidgenossen!
Mein letzter Lebenstag ist der!
Sie haben meinen Tod beschlossen!
Da weht das Banner der Lucerner,
Und dorten lechzt in dem der Berner
Der alte Nimmersatt, der Bär!

„Kommt an, taucht eure weiße Binde,
Den reinen Armschmuck, in mein Blut!
Kommt an, und zeigt es eurem Kinde,
Wie süß der Mord am Feinde thut!
Doch daß nun eure Ehre schwinde,
Daß eure keuschen Freiheitsschlachten
Vorbei, daß euch nun Fürsten pachten,
Dies sagt ihm auch, und kurz und gut!

„Ihr, einst der Tod der Leopolde,
Und jetzt der Schutz für Siegismund!
Miethtruppen jetzt im welschen Solde,
Und bei Sanct Jacob einst ein Bund,

Den Keiner überleben wollte!
Entzweit sodann, und allen Landen
Verkauft als schlachtbereite Banden,
Und ehedem Ein Herz, Ein Mund!

„Wo sonst ein Vogt euch schlecht geschienen,
Urphede schwor er und entwich;
Wir sind nicht euer Vogt, wir dienen
Dem Herzog, und ihr tödtet mich?
Sey's drum, so opfert mich denn ihnen,
Die euch mit blanken Sonnenkronen
Den Mord, auf fremdem Boden, lohnen:
Dem Siegesmund und Ludewig!

„Führt mich hinab, ich weiß zu sterben,
Und euer Henker zielt genau;
Doch diese That wird euch verderben,
Und euer Schwert durch jeden Gau
Mit eurer Kinder Herzblut färben!
Schenkt meine sechszehn Hengste dorten
Und diesen letzten Ritterorden
Dem Kirchlein unsrer Lieben Frau!"

Ernst Ludwig Rochholz.

(Aus dem Stuttgarter Morgenblatt 1837. Nr. 259 und 260.)

Wolfdieterich's Buße in Burkheim.*)

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus seinem Schlosse,
Gewappnet wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er sich hoch zu Rosse;
Noch grüßt er seiner Helden Chor
Und jaget durch das hohe Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth,
Noch manchen Feind zu schlagen;

Doch mahnt der weißen Locken Fluth,
Der Weltlust zu entsagen.
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Klosterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören sein Begehr
Und nah'n von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.
Sie beten und sie singen schon;
Mit Unmuth sieht's der Heldensohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte Niemand bei mir seyn,
Als ich beging die Sünden,
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden."
So spricht und treibt sie all hinaus
Und schließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Harrt er vor dem Altare,
Und lehnt im Chor sich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre;
Dann zieht sein Schwert, beschwört zur Stund'
Der Feinde Geister aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

„Wohlauf zum Kampf!" so ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen;
Die Mann für Mann er einst gefällt,
Will er zugleich jetzt schlagen.
Da saust das Heldenschwert um ihn,
Die Geister bringet selbst zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd der Held sich nieder;

Ein Engel löst bei'm Morgenschein
Den Geist vom Band der Glieder.
Und wie zur Meß' die Mönche nah'n,
Erblicken sie, wie Buß' gethan
Wolfdieterich der Alte.

E. O. Müller.

*) Die zwei Dichtungen Hug- und Wolfdieterich, die mit Otnit, dem großen Rosengarten und der Zwergsage vom König Laurin in das Heldenbuch gehören, sind verwandt und sollen den Dietrich von Bern verherrlichen. Hug Dieterich, König von Konstantinopel, hat sich die von ihrem königl. Vater in einen Thurm gesperrte Hildgard zur Gemahlin erwählt und ist in einer Verkleidung zu ihr gedrungen. Beider Sohn wird im Walde ausgesetzt und von Wölfen ernährt, daher sein Name Wolfdieterich. Obwohl von seinem Vater anerkannt, verjagen ihn doch nach dessen Tode seine Brüder und er muß mit seinen Vasallen in ein festes Schloß weichen. Die rauhe Else, welche ihn liebt, befreit ihn durch Zauberkunst. Nach langem Umherirren und Kämpfen wird sie seine Gemahlin, ihm dann geraubt, allein wieder von ihm gewonnen. Er besiegt Otnit, macht einen Kreuzzug, und wirbt, nachdem Otnit erschlagen ist, um dessen Wittwe Siderat. Sie gibt ihm auf, gegen die Drachen zu ziehen. Der alte Drache reißt ihn zwar in seine Höhle, doch tödtet er hier die Drachen, vermählt sich mit Siderat, zieht nach Konstantinopel, überwindet seine Brüder und befreit seine Vasallen. Er wird dann Kaiser von Rom, übergibt seinem Sohne, der Hugdieterich heißt, das Reich, und geht nach Siderats Tode in ein Kloster, wo er, nachdem in dieser Sage berichteten Kampfe mit den Geistern aller von ihm erschlagenen Feinde, sein Leben beschließt. Vergl. Nodnagel's: „Fünf Bücher teutscher Sagen.“ ꝛc.

Das „Universallexikon von Baden“ gibt, Seite 223, Burkheim als den Ort an, wo dieser Held Buße gethan und erwähnt auch des dortigen „Hexenthurmes“, worin sieben Weiber, welche im Juni 1616 zu Burkheim als Hexen verbrannt wurden, gefangen saßen.

Die Silberglocke.

Bei dem Dorfe Hecklingen sieht man auf einem Hügel die Ruinen der Burg Lichteneck. Dort oben wohnte einst eine fromme Ritterswittwe, die nahe dabei, auf einer Stelle, wo in alten Zeiten ein heidnischer Tempel gestanden, eine Kapelle bauen ließ. Bei Legung der Grundmauern ent-

deckten die Arbeiter viele römische Silbermünzen und Gefäße. Auf Befehl der Wittwe wurden dieselben zusammengeschmolzen und eine silberne Glocke daraus gegossen, welche in der Kapelle aufgehängt wurde, aber nur in der Christnacht geläutet werden durfte.

Während eines Krieges näherten sich die Feinde auch der Burg Lichteneck; da wurde von deren Bewohnern die Glocke in den tiefen Schloßbrunnen versenkt, damit sie nicht geraubt werden möchte. Aber der Feind zerstörte die Burg und verschüttete den Brunnen. Seitdem hört man noch jetzt in jeder Christnacht die Glocke aus der Tiefe herauf klingen.

(Siehe Al. Schreibers: „Sagen aus den Rheingegenden rc.)

Die Glocke auf Lichteneck.

Wie schaut Burg Lichteneck stolz in den Breisgau hin!
Dort war einst eine Frau mit christlich frommem Sinn.

Sie wollte bauen lassen sich eine schön' Kapell',
Zum heil'gen Gottesdienste an der geweihten Stell'.

Derweil die Leute graben tief in den Boden ein,
Blitzt ihnen was entgegen mit glänzend hellem Schein.

Man trägt das blanke Silber wohl in der Herrin Haus —
Da läßt sie eine Glocke sich gießen fein daraus.

Die Glocke tönt so helle, wie keine andre mag —
Doch darf man sie nur läuten am heil'gen Weihnachtstag.

Der Feind kam in das Land; die Noth war groß und scharf;
Die Glocke, sie zu retten, man in den Brunnen warf.

Im Burghof in dem Brunnen, verfallen, schwarz und tief;
Die Silberglocke wohl schon viel hundert Jahre schlief.

Doch in der ersten Frühe, am heil'gen Weihnachtstag,
Da hört man aus dem Brunnen den hellen Glockenschlag.

Das Volk ist in der Kirche, und betet dort und singt,
Herauf aus dunkler Tiefe ein fromm Geläute dringt.

Hermann von Rotteck.

Das Christglöckchen.

Wieder würgt und brennt der Franze
Als ein grimmer Feind im Land;
Starr vor Schrecken
Sieht der Breisgau Dorf und Flecken
Eingeäschert durch den Brand.

Hecklingen, du armes Dörfchen!
Dich auch schont nicht seine Wuth;
Ohn' Erretten
Wandelt dich zur wüsten Stätten
Der Vernichtung wilde Gluth.

Selbst des Kirchleins heil'ger Frieden
Hemmte nicht des Frevels Gang;
Weh! zerfallen
Liegst auch du, und Seufzer schallen,
Wo das Lob des Herrn erklang.

Unter Schutt und Kreuzestrümmern
Steht dort eine bleiche Frau;
Die Geberde
Spricht von Kummer, und zur Erde
Rollet ihrer Thränen Thau.

„Ach, die Stätte selbst verwüstet —"
Ruft sie, „wo mein Kind geruht;
Wo gefunden
Balsam ich für herbe Wunden,
Find' ich jetzt nur Schmerzensgluth.

„Weihte dir ein Silberglöcklein,
Trost mir selbst in frühem Gram,
Heil'ge Stelle,
Ach; wie scholl's so rein und helle
Immer, wenn die Christnacht kam!

„In dem Brunnen dort verborgen
Blieb dem Feind des Glöckchens Werth,
Doch verschüttet
Ist er jetzt und wüst, zerrüttet,
Drüber Stein auf Stein geschwert.

„Nimmer soll ich wieder hören
Glöckchen dich, so hell und rein;
Wenn zu dienen
Dir, o Christ, die Nacht erschienen,
Ach, dann schweigst nur du allein!“ —

So ergießt sich ihre Klage
Oftmals an der Stätte dort;
Naß die Wange,
Horcht sie jedem Glockenklange,
Und verläßt in Gram den Ort.

Sieh, da weicht der Franze wieder,
Neu erstehet Kirch' und Haus,
Keine Hände
Finden aber jene Spende
Aus des Brunnens Schutt heraus.

Und so ist die Nacht gekommen,
Die des Heiles Anbeginn;
Und zu neuer
Freudenvoller Christnachtfeier
Wallt nun Alt und Jung dahin.

Gramgebeugt erhebt die Eine
Auch von ihrem Lager sich,
Geht beklommen,
Schweigend, mit den andern Frommen,
Aber blutend innerlich.

Fremde Glocken hört sie tönen
Zu der Stunde Weihegruß;
Ihre Gabe
Liegt im finstren Trümmergrabe,
Und die Stelle tritt ihr Fuß.

Horch, da summt es leise — leise —
Ei, woher solch süßer Hall?
Rein und helle
Klingt's herauf aus dunkler Stelle —
Das ist ihres Glöckleins Schall!

Und mit ahnungsfrohem Herzen
Fällt auf's Knie sie hin zur Frist;
Kann nicht scheiden,
Muß ihr Ohr am Klange weiden,
Denn ihr Glöckchen schallt dem Christ! —

Wieder auch, seit dieser Stunde,
Ward's in ihrem Innern licht,
Stille Wehmuth
Ward ihr Schmerz, und fromm in Demuth
Lebte sie und klagte nicht.

Und mit jeder Christnachtfeier
Hört man noch das Glöckchen dort,
Rein und leise
Schallt's in wundersamer Weise,
Und geheiligt ist der Ort.

Joh. Nep. Vogl.

Enderlin's Grab.

Zwischen Malterdingen und Bombach an der Landstraße von Emmendingen gewahrt man einen Erdaufwurf mit einem Steine, von den Bewohnern der Gegend „Enderlin's Grab" genannt. Einige sagen, Hofrath Enderlin sey dort ermordet worden; Andere behaupten, die Erde hab' ihn nirgend anderswo dulden wollen. Ebendort sollen auch berauschte Männer in der Nacht, als sie da vorbeigetaumelt, wie vom Sturmwind in den Hecken herumgeworfen worden. Folgende traurige Geschichte trug sich vor nicht gar langer Zeit hier zu:

In einer Gesellschaft beiderlei Geschlechts, wo man von Gespenstern, von Furchtsamkeit und Muth ꝛc. ꝛc. plauderte,

rühmte ein junges schönes Mädchen seine Unerschrockenheit und machte sich, als Zweifel dagegen laut wurden, anheischig, um Mitternacht, ganz allein, auf Enderlin's Grab einen Pfahl einzuschlagen. Sie hielt Wort und schlug den Pfahl wirklich ein. Als sie aber wieder fort wollte, fühlte sie sich plötzlich durch Etwas zurückgehalten, erschrack auf's Heftigste, glaubte, Enderlin's Geist habe sie gepackt und schrie fürchterlich um Hülfe. Zwei Jünglinge, welche dem Mädchen nachgeschlichen waren, um sie zu beobachten, eilten herbei, und fanden, daß der Pfahl, ihr unbewußt, durch die Schürze in den Boden getrieben war, und machten sie alsbald los; allein nach drei Tagen büßte sie ihre Vermessenheit, in Folge eines heftigen Fiebers, mit dem Leben.

Julius Leichtlin.

(S. Freiburger Wochenblätter 1819. S. 947.)

Die Geschichte von der Frau Demuth und von der Frau Hurrle.

Es ist schon manches Jahr her, und die meisten von unsern geneigten Lesern waren noch gar nicht auf der Welt, da lebte im Simonswälder Thal ein gar schönes und junges Maidli, dem Jedermann gern zu gefallen ging, und das von allen Jungfern und Weibern ihres Orts lieb und werth gehalten wurde, wenn gleich Alle das Jüngferle beneideten um seiner Schönheit willen, und wegen der Manier, womit sie allen Leuten sich angenehm zu machen verstand. Das ist auch keine kleine Kunst. 's ist Manche roth und weiß und fein von Haut und goldig von Haaren, und sie weiß das Alles nicht zu gebrauchen, sondern trappelt und pappelt wie eine Gans, und ihre blauen Augen sind nicht gescheidter als die einer Kuh, die ja auch blaue Augen führt; und was sie redet, weiß Gott, bringt dümmer der Spatz auf'm Dach nicht hervor. — Und die schöne Jungfer schrieb sich „Demuth". Der Götti, der ihr den Namen in der heiligen Taufe beigelegt, hatte einen guten Merker gehabt. Die Jungfer war wie ihr Name: fromm, bescheiden, freundlich, demüthig, kurz: von Herzen gut durch und durch,

wie von Gestalt schön von oben bis unten. — Weiß nicht und hab's auch nicht erfahren, wie ihr Vater zum Geschlecht hieß; das macht auch gar nichts aus, — aber der Vater war keineswegs reich, und der Kinder waren viele, und die Mutter hätte damit gar nicht zu Streich kommen können, wenn nicht Demuth vorn und hinten gewesen wäre. So verpflegte sie die Geschwisterte, kochte die Mahlzeit, spülte das Geschirr ab, besorgte Feld und Garten, und hatte doch immer Zeit, den Gottesdienst zu besuchen, mit der Procession zu gehen und dem Heiligen-Bildstock vor ihres Vaters Hütte einen schönen Kranz von Blumen und Goldpapier zu fertigen und umzuhängen. — Alleweil unverdrossen, geduldig und heitern Gemüths, ist sie ein Exempel für die ganze Nachbarschaft geworden, und selbst vom Ueberrhein sind Leute gekommen, um die Demuth zu sehen, die so lustig war und doch so sehr voll Sorgen; die so schön war mitten im Mangel, und immer reinlich, geputzt und schmuck, als wäre sie aus dem Schächtelchen gezogen, und war doch vielleicht die Aermste in Simonswald; die endlich immer so artliche Reden im Munde führte, und war doch kaum zwei Winter zur Schule gegangen, nicht aus Faulheit, sondern aus Mangel an Zeit. — Sie wurde belobt und beschenkt von Hoch und Nieder; aber die Geschenke gab sie ihren Eltern, und das Lob machte sie nicht eitel. So viel Verstand und Ehrlichkeit mußte wohl einmal belohnt werden. Gewiß hätte unser Herrgott gern auf der Stelle einen Engel aus der Demuth gemacht, aber ihn dauerten die Eltern derselben, und er ließ sie auf Erden, damit sie die christlichen Tugenden noch mehr durch ihr Beispiel verherrlichte und in's Licht stellte. Daher mußte sie erfahren, was das Glück auf Erden sey, und das ging ganz natürlich zu, wie ich's erzählen werde; denn in dieser Geschichte wird nichts gehext, und der böse Feind hat nur blutwenig darinnen zu thun.

Eines Tags kommt also ein Reiter daher, noch passabel jung, feist, mit rothen Backen; auf seinem Rock, an seiner Weste, an seinem Brusttuch, saß alles voll von Silber, Knopf an Knopf; seine Reitstiefel waren blank gewichst, der Hut hing ihm recht stolz auf'm rechten Ohr. Das war der Kronenwirth von Kandern; ein reicher, gesunder, wohlgefälliger Mann, der's

herzlich gut meinte, ob er gleich zuweilen auch grob schwazte, aber nur zuweilen.

Diesmal war er ganz guten Humors. Warum? er hatte vor einiger Zeit seine bitterböse Ehefrau verloren, und ritt jetzo, ein kinder- und sorgenloser Wittwer, zur Freite nach Elzach, wo ihm ein reiches Weibsbild verrathen und schon halb zugekuppelt worden war. Darum war ihm bodenwohl; er pfiff ein Stücklein in die blaue Luft hinaus, und langte mit der Gerte im Vorbeireiten lustig in die Obstbäume an der Straße, um das Heu, das die Wägen dort abgestreift hatten, herunter zu schmitzen. Manchmal gab er auch dem Rößlein eins zu kosten, denn es war nur zu wohl aufgefüttert, und trabte seinem frohmüthigen Herrn zu langsam. — Wie er also um die Ecke reitet, und an dem Hag des Gartens, der dem Vater der Demuth gehörte, hintrabt — die schöne Jungfer stand vor dem Hause, und wusch einem ihrer Brüderlein das Gesicht am Brunnen rein, und verrichtete das mit einer seltenen Manierlichkeit — sieht der Kronenwirth das Mädel, und weiß nicht, was er mehr bewundern soll: ihre weißen, runden Arme, oder die schneeblüthweißen Hemdärmel; ihre artlichen rothen Strümpfe, oder die Füße, die so zierlich drinnen steckten; oder ihr sonnengoldiges Haar, das den gelben Hut zu Schanden machte; oder ihren frischen Mund, oder ihre lichten Augen, oder das Lächeln um selbigen Mund, oder die Herzensgüte in selbigen Augen. — Jetzt bekam der Gaul keinen Schmitz mehr und ging langsamen Schritts, und immer langsamer, und der Kronenwirth achtete es endlich gar nicht, daß das Pferd still stand, wie angenagelt, denn er konnte sich nicht satt sehen an der schönen Dirne.

Wie er nun so dasitzt und lacht, daß er alle Zähne weist, so muß die Demuth dem freundlichen Gesicht auch entgegenlachen, und wenn er für sich meint: das ist doch das schönste Kind, das ich in meinem Leben gesehen, so denkt *sie* in ihrem Sinn: der stattliche Mann gefällt mir.

Blöd war der Kronenwirth von Kindsbeinen an nicht gewesen; auch diesmal war er's nicht, denn er sagte spaßhaft vom Gaul herunter zur Demuth, was ihm eigentlich Ernst war: Wenn ich nicht schon eine Hochzeiterin hätte, so müßtest Du es

seyn, mein Schatz! — Die Jungfer aber antwortete ihm, roth werdend: Wo denkt Er hin, Herr? Ich bin ein blutarmes Ding; Er mit seinem Reichthum würde sich schön für mich bedanken! — Das war ein kurzer Diskurs, denn das Mädel lief in's Haus hinein, und der Kronenwirth setzte seinen Weg fort. Er hatte jedoch von Stund an allerlei Käfer im Kopf und es pressirte ihm nicht mehr halb so arg nach Elzach.

In dem Kopf und dem Gemüth der Demuth war Alles so anständig aufgeräumt und in Ordnung, wie sich's für ein wohlbestelltes Haus gehört. Indessen hat eine jede Jungfer im Herzlein eine verborgene Kammer, wo sie ihren kostbaren Hausrath aufhebt, den nicht alle Leute, und wärens die besten Nachbarn, sehen dürfen. Darum weiß ich auch nicht zu sagen, ob die Demuth ferner des Kronenwirths aus Kandern viel gedachte, oder nicht, und warum sie so erschrecklich verlegen und blöde that, als eines Morgens — kaum waren drei Tage seit seinem ersten Vorbeiritt verstrichen — der stattliche Herr abermals sein Rößlein vor ihres Vaters Thüre anhielt. Anreiten, anhalten, die Gerte wegwerfen, aus dem Sattel springen und das Mädchen geradezu um den Leib nehmen, war freilich Eins, und so geschwind geschehen, daß der leichtsinnigste Bube während dessen kein Vaterunser fertig gebracht hätte. Wahrhaftig: ein sittsames Mädel mußte darüber furchtsam und bleich werden und schier eine Ohnmacht kriegen. Bevor jedoch die Ohnmacht kam, wollte Demuth den frechen Menschen heftig von sich stoßen und fragte dabei: was fällt Ihm ein, Herr? — Wie er aber hierauf antwortete: Ich komme, mein Wort zu halten, Schätzlein mein; hab' mich zu Elzach frei und ledig gemacht, und Du sollst meine Frau werden oder keine im Badischen Land! — da ward es ernst mit der Schwachheit, und Demuth lag ihm auf einmal schneeweiß und hinsinkend wie ein herbstlich Blatt vor den Füßen, und zum Unglück kam der Vater dazu, und außer sich vor Zorn, und die Mutter weinte, ohne zu wissen warum, auf der Thürschwelle und die Geschwisterte schrieen, daß schier die Nachbarschaft, so entlegen sie auch war, zusammengelaufen wäre. Doch was sag' ich: zum Unglück? Unter rechtschaffenen Leuten gehts nicht böse und wild her, und rechtschaffene Vorsätze dürfen sich keck überraschen lassen, und der

böse Anschein thut ihnen nicht wehe. — Der Kronenwirth war, wie schon gesagt, ein wackerer Mann, wenn er auch zuweilen grob schwatzte, und was er der Demuth in die Ohren geschrieen hatte, das wiederholte er dem Vater und der Mutter bescheidentlich, wie's einem Freiwerber für seine eigene Person wohl ansteht.

Ich habe, sprach er gar manierlich, Eure Tochter vor ein paar Tagen gesehen, und sie hatte mir's im Ansehen alsobald angethan, so daß ich gern nicht weiter fürbaß geritten, sondern lieber gleich hier verblieben wäre zur Anwerbung, — zum Verlöbniß zur Hochzeit, mit Einem Wort. Aber so war ich dazumal ein gefangener Mann, und zu Elzach saß Eine, die schon so gut als meine Braut war. Einen Verspruch — Ihr wißt's, muß muß man halten, — mindestens so lange man's immer möglich thun kann. Mir wurd' es nicht so gut, oder besser gesagt, nicht so schlecht. — Als ich das Mädel sah, das mir die Freunde bestimmt hatten, so gefiel es mir gleich nicht. Was zwar nichts ausgemacht hätte, denn sein Wort muß man jedenfalls halten. Aber als ich die Jungfer reden hörte, und gehen und stehen und commandiren und räsonniren, und unzufrieden thun und immer ein Gesicht machen, als hätte sie den Bändelswurm im Leibe, da riß ich Augen und Ohren immer größer auf, und wenn's nicht meine selige Frau war, die leibhaftig aus dem Grabe heraufgestiegen war und in der Person der Jungfer Hurrle vor mir stand, so war's doch gewiß Eine, die um kein Haar besser, als die Selige. Potz Wetter! dacht' ich: das wird Hitz kosten, und wahrhaftig schwitzte ich schon und es kam immer besser, da ich nach und nach wahrnahm, in welcher Drachenreputation das Jüngferle im ganzen Ort steht; und da ich nebenbei inne wurde, wie das ganze Land weit und breit so gut und lieb von Eurer Tochter redet, die mir im Kopf steckte, als wär' sie eine Königin mit einem Heiligenschein — das schmerzte, das pfetzte, das brannte, glühende Kohlen thun's nicht besser! Einen Engel in der Nähe, und dennoch ein Teufele am Hals haben! Ich zerbrach mir den Kopf als wie mit Hammerschlägen, konnte aber keine Hinterthür finden. Aber gestern — ich hab' mir den Tag im Kalender roth angestrichen und werd' ihn mein Lebtag feiern wie's Osterfest — gestern, wo der eigentliche Verspruch seyn

sollte, und der Amtsrevisor und der Pfarrer waren schon eingeladen, gestern kriegte die Trommel ein Loch. Wenn ich als ein armer Sünder im Haus der Eltern von selbiger Hurrle ankam, so waren die alten Leute doch noch einmal so bestürzt und so unaufgelegt, schwätzten schier kein Wort, und die Verwandten machten saure und süße Gesichter durcheinander, je nachdem ihnen die Sache vorkam, von der sie alle schon wußten; aber ich wußte davon kein Wort. Das Alles fiel mir auf, und wenn ich auch meine schöne Hochzeiterin hätte darum fragen wollen, so war sie selber doch gar nicht da. Aber im Hause ging ein gewaltiger Sturm hin und her, Thür auf, Thür zu, als schössen sie mit Kanonen; Trepp' auf, Trepp' ab, Purr, purr, rumpum! Und der Sturm war die Hurrle, die einen Spektackel trieb, ärger als die Hexen auf dem Heuberg; gab ihren Geschwistern und dem Gesind ein schlechtes Wort, ja, eine Ohrfeige nach der andern, und zankte und wetterte, was gibst du, was hast du! Die Eltern zitterten wie das Laub am Baum, und die Leute sammt und sonders kamen schier um vor Schrecken als mit Einemmal die Stubenthür aufplatzt, und das wilde Weibsbild hereinschreit: Daß ihr's wißt! ich nehm' ihn nicht, und er läuft mir lang gut, und wenn ich den Müller nicht kriege, so bringen mich nicht vier Pferde nach Kandern, und ich heirath' dann absolut gar nicht, und geh' in's Kloster. Punktum! —

Das muß ein grobes Mensch seyn! sagte der Vater der Demuth zwischen hinein und schnupfte eine lange bedenkliche Prise Taback. Die Demuth meinte indessen still für sich: Die Hurrle sei um ihrer Aufrichtigkeit willen nicht genug zu loben. Dasselbe meinte der Kronenwirth allerdings, denn er sagte ferner: Ein Anderer hätte sich gottsträflich verzürnt, denn ein Jeder weiß doch, daß er seinen Batzen werth ist, oder er glaubt es wenigstens. Aber bei mir war's umgekehrt. Es ist doch zuweilen ein Plaisir, wenn Einem so ein hoffärtig Thier gerade heraussagt, das es Einen nicht will. Darum lachte ich die wilde Katze gar freundlich an — zum erstenmal — machte einen netten Kratzfuß, und sagte ihr: Liebe Jungfer, warum nur um Gotteswillen so hitzig und feindselig? Sie könnte ein Gallenfieber oder eine Verkältung riskiren, und der

Müller von Kandern möchte doch ein gesundes und fröhliches Weiblein haben. Das denk' ich mir, weil er mein Schulkamerad und alter guter Freund ist, und demnach ist es dumm von ihm gewesen, daß er selber mir nicht den Zinken gesteckt hat, und war doch bei meinem Abschied gegenwärtig, und begreif' ich erst jetzt, warum er aussah, als wolle ihm ein zentnerschwerer Stein das Herz abdrücken. Mir auch, liebe Jungfer, hat bis daher ein Brocken auf dem Herzen gelegen, nicht viel kleiner als das Freiburger Münster, und Gottlob, jetzt ist er herunter gefallen, ohne daß ich mir Gewalt habe anthun müssen, Ihr zu sagen, daß wir uns eigentlich nicht zu einanander schicken, und daß ich Sie nicht heirathen kann, auch mit dem besten Willen nicht. Sei Sie bedankt, daß Sie mir zuvorgekommen ist, und bleiben wir gute Freunde allezeit! — Ich bot ihr die Hand; aber die giftige Krott nahm sie gar nicht an, denn jetzo hatte ich ihre Eitelkeit blessirt, und wenn sie mich schon nicht will, so wird sie mir doch in ihrem Leben nicht vergessen, daß mir ihr Korb ganz recht und erwünscht gewesen. Indessen kam auch der Müller Florian herein — der Spitzbube war schon seit vorgestern im Städtel, versteckt weiß Gott, wo; — und nun ging's an die Eltern, und die gaben ihr Jawort, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Der Vater sagte dann zu mir: Ich muß mich vor Ihm schämen, Kronenwirth! — Aber ich antwortete ihm gelassen: Behüt' Gott! die Reihe, sich zu schämen, ist an andern Leuten, und will's Gott, wird's nicht so gar bös ausfallen. — Dem Müller jedoch gab ich einen Riffel, daß er nicht sein Maul bei Zeiten aufgethan. Hätte mir viel Unlust ersparen können, und ich wär etwa schon ein paar Tage der Hochzeiter dieses artlichen Jüngferleins hier. —

Es ist wohl Keiner unter unsern geneigten Lesern, der daran zweifeln wird, daß der Kronenwirth die Demuth zur Frau bekam. Er wollte es einmal absolut; die Eltern hatten nichts darwider, im Gegentheil, und der Demuth war's mehr als recht. Auf diese Manier ist eine Sach' gleich bei einander. — Nicht lang, und die Leutlein dutzten sich. Demuth sagte: Ich hab' dich recht lieb, Jakob! — Und er sagte: Demuth, du bist mir über Alles in der Welt! — Du hast so

gute getreue Augen, sagte wieder zum Jakob die Demuth und zur Demuth sprach dann der Jakob: In deinen Augen ist für mich ein ganzes blaues Himmele aufgethan! — Da gab sie ihm einen neckischen Backenstreich, und Jakob kitzelte sie dafür, und.... gar nicht mehr lang, so war die Hochzeit; just am nämlichen Tage, da der Müller Thomas die Hurrle heirathete. Nur geschah das Letztere zu Elzach, und Jakobs Hochzeit ging mit Ehr' und Freuden in Kandern selber vor sich.

Die Heimführung wäre nun erzählt: aber die Heimsuchung noch nicht, und das wird etwa die Hauptsache seyn. Wie die Hoffart vor dem Fall kommt, und was ein frommes Gemüth oft zu erdulden hat in dieser Welt auf Erden, das soll jetzt gleich erzählt werden, zur Ergötzlichkeit und zum Exempel.

Es ist immerhin wunderbar, daß uralte Dinge, die vergessen und nutzlos seit vielen hundert Jahren in der Welt herumliegen, nicht selten, als wie aus dem Grabe auferstehen, um Unheil anzurichten, um irgend ein junges liebes Leben in Schmach, Unglück und bittres Leid zu versetzen. Noch einmal sage ich, daß ich nicht von Menschen reden will, sondern von leblosen Dingen, auf denen, Gott verzeih' mir die Sünde! Etwas wie ein Fluch ruht. Alte Menschen sind wohl auch dann und wann zur Plage jüngerer Leute auf der Welt, und man könnte allerlei Exempel davon auftischen, und manch Einem ist auch schon deßhalb von Denjenigen, die sein Leben pflegen sollten, der Tod angewunschen worden... Gott vergebe den Verblendeten und gehe nicht mit ihnen in's Gericht!

Also: von leblosen Dingen will ich reden, als da sind: alte Götzenbilder, wie sie oft unterm Waldmoos hervorgestoßen werden von den Holzschlägern, und Unglück bringen dem Haus, wo sie einen Platz finden; oder Thaler und Dukaten aus der Schwedenzeit, die im Keller vergraben liegen und die Mancher holt und schlägt dafür Einen todt, oder verspielt seine Seele an den bösen Feind; oder Flaschen, die vor grauen Zeiten das Zaubermännel in das Kiesbett eines Bachs versenkte, und darinnen steckt die Pestillenz, die über alle Welt ausgeht, so wie Einer den Propf aus der Flasche zieht; und was des Zeugs

mehr ist. Was nun die Demuth angeht, so war's ein altes Buch aus staubigem Winkel, ein Gasthaus für Spinnen und Schaben, das so viel Unglück in ihr Leben brachte. — Bevor ich jedoch vom Unglück rede, will ich der Demuth Glück ein bissel näher beschreiben.

Der Kronenwirth zu Kandern hatte ein prächtiges eigenthümliches Haus. Es war drei Stockwerke hoch, mit schön aufgerüsteten Betten in den Stuben, und Spiegel und Vorhänge an den Fenstern, ganz vornehm. In der Küche hätte man ein Pferd müde reiten können, und am Herd hat man für sechzig Mann gekocht, mehr denn nur einmal. Die Speisekammer war hell und groß und trocken und voll von guten Sachen. Im Keller lag der beste Markgräfler, Klingelberger und Burgunderwein, Faß an Faß. Vierzehn Kühe standen im Stall, die gaben die Milch wie aus Brunnenröhren von sich. Der Hühner im Hof waren so viele, daß man gar nicht alle Eier finden konnte, die sie per Tag legten. Zwei Gärten am Haus; der eine voll von Gemüs und Suppenkraut, auch Selleriewurzeln; der andere gesteckt voll von Obst, groß und klein. Alle Kisten und Kasten voll Weißzeug, das schönste im Land; Kupfergeschirr und ein Dutzend silberne Löffel von den feinsten. Viele Aecker mit Hanf und Flachs bestellt, wie's sonst gar nirgends vorkommt; alle Morgen einen guten Kaffee in schönen Porzellanschüsselchen. Sechzehn Dienstboten alt und jung, und endlich gar ein fürnehmer Wagen zum Ueberlandfahren in der Remise. Die herzigsten Kleider von der Welt und Schmuck von Edelstein; ein Ehemann, der nur immer sagte: Was Du willst, mein Schätzel; und nach Verlauf von ein paar Jahren ebenfalls ein Paar Kinderlein wie Milch und Blut: ein Männlein und ein Weiblin. Demuth konnte ihre Kindbetten aushalten wie eine Kaiserin, und die Kinder hob immer der gnädige Herr Oberamtmann aus der Taufe. — Ja, das war ein Leben, wie in der Schlarafferei; es ging nichts darüber und es schien auch gar nicht ein End nehmen zu wollen. Aber der Teufel ist verschmitzt. — Wenn der Müller, der die Hurrle hatte, und immer mit ihr in der Bataille lebte, des Kronenwirths Glück und der Demuth Himmelreich in der Nähe betrachtete, wollte er nicht selten vor Kummer und Neid

kohlschwarz werden in seiner weißen Jacke. Nicht als ob er ein schlechter Mensch gewesen wäre! Aber oft dacht' er bei sich: Wenn nur der Jakob die Hurrle genommen hätte, mir wäre wohler auf Erden! Nichts als Zorn und Verdruß habe ich alle Tage, und der Jakob hat schon jetzo sein Paradies gewonnen! das ist bitter, das ist sauer, das ist Rattengift!

Nun ist hier vor allem zu wissen, daß der Müller Florian ein verstickter Student war. Er hatte einmal ein Geistlicher werden sollen und studirt, gerade nur bis an den Hals. Darüber war sein ältester Bruder gestorben und hatte ihm die Mühle hinterlassen. Natürlich hatte sich Florian nicht lang besonnen, den Studenten an den Nagel gehängt, und den Spreukittel angezogen. War ihm nicht viel Gelehrsamkeit als Rest von der Schule übrig geblieben, so brachte er doch ein Paar Körbe voll Bücher in's Vaterhaus zurück. Die alte Lumpenwaare stand vergessen und von Mäusen zernagt, in einer Bodenkammer. Besser, das rattenschwänzige Lottergezücht ging an die Bücher, als an die Frucht auf der Bühne. — Der Müller wußte längst gar nichts mehr von dem Schulplunder; da geschah es eines Tag, daß er, nach einem scharfen Scharmützel mit seiner Hurrle, da ihm das Leben ganz verleidet war, hinaufstieg unter's Dach und wollte sich ein bequemes stilles Plätzlein zur Abreise suchen. Nagel, Hammer und Strick hatte er bei sich. Wie er nun in selbige Kammer hineingeht — er hatte als Bube dort sein Nacht- und Morgengebet und seinen Schlummer gehalten, hatte dort hehlings sein erstes Pfeiflein Taback geraucht, hatte von dort oben tausendmal so vergnügt in die blaue Luft gesehen, wo die Vögel strichen, frei und froh und unschuldig, wie er — da wird ihm so gewiß konfus. Die Luft war gerade noch so rein und blau wie vor vier und zwanzig Jahren, da derselbe Florian beinahe aus der Dachluke gefallen wäre — doch war dazumal die Mutter bei der Hand, ihn am Tschöple zu heben, just noch zur rechten Zeit; und da erinnerte sich Florian plötzlich der guten treuen Mutter und des braven ehrlichen Vaters — beide lagen schon kalt unter der Erde, die einst so warmen Elternherzen — und siehe: Florians Herz wurde weich wie ein gesotten Ei. Zuletzt wurde er auch noch des Bücherkorbs ansichtig und die lustigen Studentenjahre fielen

ihm ein und machten ihn fröhlich im Gemüth — friedlich wenigstens; so daß er den Nagel einem Spatzen nachschmiß, den Strick in den Hof, den Hammer behielt er; warum? er war jetzo nicht mehr gefährlich; und auf einmal saß der Müller da und las in den alten Büchern und schaffte sich die Grillen aus dem Kopfe; und dergestalt hatte er's seither vielmals praktizirt. Die Hurrle gab ihm Ursach genug, Gott soll's wissen!

Sitzt er also eines Abends — im Sommer war's, und ein starkes Hausdonnerwetter kaum vorüber — wiederum in der Dachkammer und liest in einem alten Buch; es hielt noch kaum zusammen, das Unglücksding, und ältelte wie ein versporter Kirchenfahnen — und schier die Augen aus dem Kopfe liest sich der Müller, und weil's zu dunkeln anfing, packt er das Buch unter den Arm und schlupft damit hinüber zum Kronenwirth. Selbiger Jakob war eben ein Strohwittwer; denn seine Demuth war mit ihrem ältesten Kind zu ihren Eltern gefahren. Der Vater oder die Mutter war krank. Die Demuth machte durch ihren Besuch, Rath und Zuspruch gleich gesund, wer krank lag, denn wo sie war, war auch das Heil. Wo sie aber nicht war, da kam das Unheil. So geschah's in der Krone dazumal in Kandern.

Der Müller sprach zum Wirth, der in der Schenk im Lehnstuhl doste — in der vorigen Nacht war Tanzmusik bei ihm gewesen und seine Morgenruhe hatte nicht viel geheißen: „Jakob! paß auf. Da hab' ich ein Buch gefunden mit schönen Helgen und Historien. Wir wollen uns damit die Zeit vertreiben; denn heut kommt Niemand mehr zu dir, weil alle Leute draußen beim Schießen sind. Für mich habe ich heute schon genug Feuer im Hause gehabt, und du machst mir ebenfalls nicht Augen wie ein Scharfschütz." — Statt aller Antwort zeigte ihm der Kronenwirth den Stuhl neben ihm und langte ihm einen großen Stamper mit Wein. Denn er war freigebig gegen Jedermann. Dabei vergaß er sich selber nicht, und selbige Nacht sollen die Freunde wacker gezecht haben und selbander ganz allein. — In dem Buch war aber eine recht satanische Geschichte von einem alten heidnischen Edelmann in Engelland, der einen Tugendspiegel von einer Frau hatte, und dieselbe als ein rechter Ketzer und Antichrist bis auf's Blut gepeinigt hat, nur

um ihre Liebe zu ihm zu probiren. Mit Gottes Hülfe hat das arme Lamm alle diese Pein sanftmüthig und christlich ertragen, und ihr Sach dem Himmel anheim gestellt. So sind demnach ihre Verleumder verhofft, der Wustel von einem Mann ist in sich gegangen und hat sich zur heiligen Meß bekehrt, und wenn die standhafte Frau nicht vom Papste heilig gesprochen worden ist, so hat sie's doch wenigstens verdient, und unser Herr-Gott im Himmel wird das Versäumte nachgeholt haben.

Nun redet aber der Teufel aus dem Müller, ohne daß derselbe recht davon weiß, und sagt er zum Kronenwirth: „Jakob, du hast eine rechte Frau; aber das könntest du mit ihr doch nicht durchführen, was der Edelmann aus Engelland. — Hierauf antwortet der Jakob im freventlichen Uebermuth: „„Was gilt's?"" — Und der Andere macht: „Denk' wohl, ein Fuder Extra-Kastelberger könnt's thun." — „„Topp, Hand her!" sagt wieder der Jakob und setzt einen Trumpf darauf: „„Noch einmal ein Fuder wett' ich, daß du in alle Ewigkeit nicht Herr in deinem Hause wirst!"" — Der Müller, der sich schämte, nahm die Wettung gerade deßhalb auf; denn um ihre Schande zu verdecken, stellen sich zuweilen die Schwächsten an wie Riesen. — Sonst vergißt man wohl am andern Tag, was am Abend zuvor beim Wein geredet worden; jedoch die Beiden vergaßen's leider nicht. Es wird sie beide genug gereut haben, denn man soll Gott und Menschen nicht versuchen, aber die Mannsbilder sind eben eigensinnig und stätig wie die Maulesel. Zufällig war der Müller einer der eigensinnigsten und Jakob hatte noch einen härtern Kopf als der Müller.

Frau Demuth verstand schon gar nicht, warum ihr Mann sie nicht von ihren Eltern abholte, wie er jederzeit zu thun pflegte; aber als sie nach Hause kam, und ihres Jakobs ganz verändertes Benehmen inne werden mußte, wußte sie gar nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Er war einsilbig, unruhig, besah sie kaum, und dann nur mit mißliebigen Augen. In seinem Leben hatte er zu ihr noch nicht so trotzig geredet, wenn er ja einmal den Mund aufthat, und alle ihre Fragen deßhalb beantwortete er nur wie ein brummender Bär, der sein Teutsch verlernt hat. Kein „Grüß Gott!" kein „Dank Gott!" kein Schmützle, kein „Gut Nacht, Schatz!" oder „Guten Tag, liebe

Mutter!" — Da hatte er allabendlich eine Kartenparthie im Hause, mit der er aufsaß bis über die Mitternacht hinaus; und nach ein Paar Tagen ging er sogar — weil er, der Frau gegenüber die vorgebliche Liederlichkeit im eigenen Hause selber nicht aushalten mnchte — in die Linde, oder in's Kreuz, und ließ der Demuth expreß durch den Müller zubringen, daß er dort wie ein Narr kartle, und das Seinige verspiele, und der Schoppen nicht wenige trinke. Der Müller war beständig bei ihm um die Wege; er konnte es auch, denn der Hurrle lag nichts an dessen Daheimseyn. Der Jakob schien seinerseits ganz versessen auf den Müller; daß er ihn nicht gerade mit sich in's Bett genommen, war Alles.

Die mitleidige, finstere Nacht mag allerdings die bitteren Zähren der verlassenen Frau oftmals gezählt haben; wird ihr auch allerhand schlimme Rathschläge der Vergeltung zugemurmelt haben, wie ihr Brauch ist; aber da kam sie an die Rechte! — „Pfui, du alte böse Blindschleiche!" hat die Demuth zu der Aufhetzerin gesagt, „laß ich dich meinem Schmerz zusehen, damit du mir solche schlechte Dinge eingeben sollst? Ich habe Ruhe und Erleichterung von dir erwartet, und du legst mich auf den Rost des Neides, der Bosheit und sündlichen Gedanken?" — Flüchtete sich alsbald an's Bett ihrer Kinder in die Engelwacht; und wahrlich! der Engel, der die Kindlein hütet, ist auch zu ihr getreten, um sie zu trösten und zu belehren. — Schau, meine liebe Demuth, hat er zu ihr gesagt: jetzt ist's an der Zeit, zu beweisen, daß die Christenlehr' bei dir etwas angeschlagen hat. Du warst dir getreu im Glücke; warum solltest du es jetzt nicht seyn, da du dich unglücklich erachtest? Und da sagte er ihr ferner noch von drei Dingen, die uns vor allem Bösen bewahren, und die gar nie aufhören, sobald sie einmal recht da sind; die das Leben überdauern, und folglich jedes Leid und Unglück. „Nimm einen Faden," hat der Engel gesagt, „der zehnmal um die ganze Welt herumläuft, er hat ein Ende! Der Glaube hat keins. Denk' dir das allmächtige Meer, so viel Millionen Morgen groß, und darauf ein Schiff, das nicht ruht; das Meer wird einmal vertrocknen, das Schiff wird einmal landen oder versinken. Die Hoffnung hat kein Ziel. Stell' dir ein Feuer vor, worin alle Wälder des Erdbodens verbren-

neu; es wird einmal verlöschen. Die Liebe jedoch erlischt nie! Gott, der Herr, macht da selber kein Ende: denn die drei Dinge sind Gottes selber. Verstehst Du mich?" — Ich will will meinen, daß Demuth den Engel verstand; denn sie hatte den rechten Glauben, ohne Mißtrauen, die Hoffnung ohne Kleinmuth, die rechte Liebe, ohne Sünd' und Eifersucht. Und weil sie eben deßwegen voraussetzte, daß ihr Jakob dieselben drei Dinge haben müsse, so gut, wie sie, so hielt sie eben eisenfest an ihm und dachte: „Ich glaube ja an seine Liebe, und will ihn nicht durch Zorn und Argwohn kränken; ich hoffe fest, daß er wieder umkehren werde zum Guten, und ich liebe ihn so sehr, daß es ja unmöglich ist, was Anderes zu erwarten." — Das, ihr Männer und Weiber! kann nicht eine Jede, aber es hat auch nicht eine Jede die drei Dinge.

Der böse Feind war seinerseits auch nicht ruhig. Wie mit vier Händen hatte er auf die Frau eingedroschen. Zuerst sagte der Kronenwirth eines Tags zu ihr: „Du ziehst mir Bettelvolk in's Haus, und verschwendest meine Sach'. Gib alle Schlüssel heraus; ich will schon selber für die Wirthschaft sorgen!" — Das schmerzte, aber Demuth gab die Schlüssel und war fromm und still wie bisher. — Bald darauf schnaufte der Mann: „Du verdirbst mir die Kinder, sie sind mein Blut und sollen wachsen nach meinem Kopf!" — Nahm ihr die Kinder und that sie zu seiner Schwester nach Schliengen. — Das war grausam, aber Demuth nahm ihr Herz in beide Hände, und dachte: wie Gott will; der Mann ist mein Herr und der Engel bei den Kindern. — Dann endlich schwätzte der Kronenwirth einmal recht grob und wüst, und sprach: „Du verdirbst mir Tag und Nacht und Trunk und Mahl mit deinem kläglichen Gesicht, und ich hab' dich in Verdacht, als klagest du deinen Eltern unnützes Zeug vor, mich zu verläumden, und ist doch alles deine Schuld. Ich verbiete dir, deine Eltern zu besuchen und ihnen zu schreiben, oder es geht nicht gut!" Das war heidnisch, aber Demuth betete in ihren Aengsten: „Du sollst Vater und Mutter verlassen, und ihm folgen." — Gleich darauf schlug der Kronenwirth, dem selbst bei der Sache bange wurde, denn er konnt' es schier nimmer verheben, dem Faß den Boden aus und schnarchte sie an: „Ich kann dich nimmer gut

ansehen und hab' einen dummen Streich gemacht, eine verstockte Bettlerin zum Weib zu nehmen. Geh' du denn hin, leg' deine schlechten Kleider an, und mach' dich fort aus meinen Augen!" — Das war nun vollends bös und teuflich; aber Demuth seufzte in der argen Pein: „Herr, mein Gott, verlaß mich nicht!" und zog ihr Simonswälder-Röcklein an, und nahm ihr dürftig Bündel unter'n Arm und trat verstoßen aus dem Hause, ohne zu wissen, wohin?

Da kam die leichtfertige Hurrle auf sie zu und verhöhnte sie, und sagte: „Der Krug geht so lang zum Wasser bis er bricht. Scheinheiligkeit und ein böses End' haben neben einander feil! So geht's, wenn man meint, man habe den Kurfürsten zum Vetter und alle andere Leut' seyen nichts als Staub und Unrath. — (Ich sags manierlich, was die Hurrle ganz unflätig hervorgebracht hat.) Wahr ist's nun einmal, fuhr sie fort: Ihr Mann ist schlecht durch und durch; und möchte ich ihn nicht mit der Zang' anrühren, und Sie ist dumm, daß Sie alles das so leidet, denn wofür haben wir die Obrigkeit? Potz Sappermost! wenn mir's der Meinige so machte, den Scandal sollte Sie sehen! Das wär' ein Fressele für's Amt! Die Schreiber sammt dem gnädigen Herrn sollten dem Florian zu Leib gehen, daß er Blut schwitzte, und ich wollt' ihn plagen, den Strick, daß er's Nerven-, Gallen- und Schleimfieber zumal bekäme, Mordio! Aber Ihr geschieht's recht, daß Sie sich nicht regt und rührt. Das ist die Straf von Gott! (Die Lästermäuler schwätzen immer vom lieben Gott, wenn sie einen Advokaten für ihre Bosheit brauchen!) Warum hat Sie auch Ihren Herzliebsten einer Andern wegfischen müssen? Potz tausig! hat Sie gemeint, es wär' sonst keine auf der Welt, als justement nur Sie? Prosit die Mahlzeit! Geh' Sie jetzt nur hin und probir' Sie's noch einmal! Sie hat Zeit und Ursach dazu. Aber gelt? Sie wird's jetzo bleiben lassen? Ihre rothen Backen, wo sind sie? Ihr goldiges Haar, fällt's Ihr nicht aus vor lauter Sorgen? Wo ist Ihr feines Wachsthum? Ihr speckfettes Hälsle, Ihre runden Händle und Füßle, wo sind sie hingekommen? Sie fischt Keinen mehr weg, dafür hab' ich ausgesorgt. Aber — im Ernst — ich thät's nicht leiden. Schrei' Sie Zeter in allen Gassen, und ich will mit Ihr halten, nicht wegen Ihrer, denn

Sie ist eine nichtsnutzige Person, aber wegen des Lärms und Spektakels hätt' ich's gern, und Ihren Jakob möcht' ich gar zu gerne steinigen oder wenigstens im Zuchthaus sehen!" — Die Demuth ist anfänglich bei diesen Reden verhofft, ist dann bald weiß, bald roth geworden, hat dann geschluchzt und geweint, die Hände gerungen und gejammert; aber endlich hat sich ihr Gewissen ermannt, und so antwortete sie, als die Versucherin das Maul hielt, derselben, wie sich's gehörte: „Gott vergebe dir, denn du weißt nicht, was du redest. Aber ich rathe dir, von meinem Manne zu schweigen, denn ich darf solche Schandreden nicht hören, als ein frommes Weib, und wenn Er's hören sollte, so möcht' es dir bös heimkommen!"

Und so geschah's zur Stunde. Denn aus der Krone trat Jakob, geputzt wie an seinem Hochzeitstage, einen mächtigen Blumenstrauß im Knopfloch, und vom Thore her kamen zwei schön aufgemachte Wägen, mit des Kronenwirths besten Gäulen bespannt, und die Fuhrleute hatten farbige Bänder auf den Hüten und an den Geißelstecken, und in den artlichsten Feierkleidern saßen auf den Wägen die Eltern und Geschwister der Demuth und ihre Kinder. Jakob lief herbei und umarmte sein Weib, indem er zu ihr sagte: „Ich habe ein schlechtes Spiel gespielt und es mit meines Herzens blutigem Kummer bezahlt, wenn ich auch gewann mit Gloria. Verzeihe mir, mein Schatz, um meiner eigenen Leiden willen! Für mich, den Sünder, sollen hier bitten und betteln unsere Kinder — die Kinder sprangen in Demuths weit offene Arme — und deine Eltern und Geschwisterte, die von nun an nicht mehr von hinnen gehn werden. Hab' ich ihnen nicht das Haus neben dem meinigen gekauft? Will ich sie nicht halten und heben und versorgen, wie meine eigenen Eltern, Brüder und Schwestern?

Die Hurrle brauchte nicht mehr. Mit sieben Messern im Herzen ging sie heim. Die Demuth brauchte auch nicht mehr, um zu verzeihen, denn die wahre Liebe hört nie auf, wie schon gesagt worden. Der Jakob sagte darauf seelenvergnügt zum Florian: „Mein Fuder Wein hab' ich gewonnen, und dein vermaledeites Buch im Backofen umgebracht. Jetzt aber verdiene du dein Fuder und leg' deinem Hausteufel Zaum und Gebiß an, wenn du Schneid hast."

Der Florian, der sich schämte, und verwundert Demuths Beständigkeit und Erhöhung gesehen, wollte gegen Jakob nicht zurückbleiben. Aber, wie erging es ihm? Er wollte mit Einemmal der Hurrle kommandiren und sie lachte ihn aus. Er wollte sie einsperren, und sie sprang zum Fenster hinaus. Er wollte sie aushungern, und sie erbrach Küche und Milchkammer, und schnitt Hühnern und Gänsen die Hälse ab. Er wollte sie endlich durchwichsen und sie warf Axt und Messer nach ihm. Er wollte ihr die Kinder nehmen, sie lief aber mit selbigen davon und gab sie ihren Eltern, worauf sie noch weiter lief, aber mit einem Andern, und ist nichts mehr von ihr gehört worden.

Das war nun ein Fressele für's Amt. Der Müller wurde geschieden; durfte freilich nimmer heirathen, aber er hatte doch wenigstens Ruhe, und konnte seine kleine Wolfsbrut zu Lämmern erziehen. Demuth und Jakob haben, wie man vernimmt, noch lange gelebt und viele, viele, viele Kinder bekommen, und ihr Andenken lebt noch bei Alt und Jung dort oben im Lande.

(Aus K. Spindler's „Erzählungen beim Licht.")

Schloß Hachberg.

Nicht weit von dem Dorfe Serau in einem Seitenthale der Elz liegen auf der Spitze eines kegelförmigen Bergvorsprungs die Trümmer der einst so gewaltigen, den Herzogen von Zähringen gehörenden Burg Hachberg, die von einem gewissen Hacho, welchem Karl der Große jene Landschaft zugetheilt, erbaut worden seyn soll. Das Bild des alten Hachberg lebt noch im Munde des Volkes; noch erzählen sich Greise von der ehemaligen Herrlichkeit des Hauses, von der Pracht der Gärten, von dem Reichthum ihrer Besitzer und den unermeßlichen Schätzen, welche noch in den unterirdischen Gewölben dieses ungeheuren Gebäudes vergraben liegen. Bebend ergreift der alte Thalbewohner, welcher deinen Führer macht, deine Hand, wenn ihr durch den Burggraben schreitet; rascher zieht er dich an einer Maueröffnung vorbei, in die einer der unterirdischen Gänge sich mündet. Eben so lautlos und mit gepreß-

tem Athem eilt er mit dir an dem jenseitigen Raine hinauf und erst bei den dort liegenden, weitläufigen Wirthschaftsgebäuden der Wiedertäufer, dort unter den hohen Ulmen, scheint ihm Muth und Ruhe des Gemüthes zurückzukehren. Selbst von mannigfachen Gefühlen ergriffen, bist du ihm beinahe verschlossen für die Umgebungen gefolgt; jetzt an dem Thore der Wiedertäufer, das die schlanke Dirne dir aufschließt, erfragst du die Ursache jenes scheuen Benehmens. „Ach! lange, lange stand er jeden Abend an der Oeffnung des Grabens, der Unglückliche!" — erwiedert der Alte — „der arme Christian, ein schöner frischer Bursche aus dem Thale da drunten! Ihn hatte der Böse verblendet, daß er nimmer ruhen konnte, verborgenes Gold in jenen verschlungenen Gängen zu suchen, bis er zuletzt wahnsinnig sich von den Menschen lossagte, in der Geisterstunde unter den Trümmern rastlos, mit unbegreiflicher Verwegenheit umherstöberte und, wenn der Morgen dammerte, ohnmächtig in den dumpfigen Höhlen zu Boden sank. Eine kalte Winternacht endete das traurige Leben, aber noch immer irret sein Geist klagend unter den verwitterten Hallen des Schlosses umher!"

(Vergl. Max von Ring's: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands." Section Baden, 1. Heft.)

Der Ritter von Schwarzenberg.

Der alte Kaspar hatte schon frühe seine Hütte verlassen, um auf einigen ihm zugehörigen Bäumen Kirschen zu brechen. Er war früher Knecht des Herrn von Schwarzenberg gewesen, und hatte sodann von ihm ein Stückchen Feld erbeten, das er urbar machte und worauf er sich eine Hütte baute. Selbst ein Leibeigener, hatte er die brave Tochter eines anderen Leibeigenen geheurathet und von ihr drei bildschöne Kinder erhalten. Das älteste war ein Mädchen, die zwei jüngeren waren Knaben. Diese hatten den Vater nun begleitet und waren mit ihm auf die Bäume gestiegen, um Kirschen zu brechen Erst nach einigen Stunden kam die Schwester mit dem Morgenessen nach und wurde alsbald von den Brüderchen mit lautem Jubel begrüßt. Sie kletterten schnell herunter und nahmen ihr Körb-

chen in Empfang, während der Vater langsam nachfolgte und sich mit ihnen um die schwarze Suppe herumsetzte. Alle waren fröhlich und guter Dinge, denn es war ein gar schöner Junimorgen und rings hüpften die Vögelein umher und sangen ihre Lieder. Von der Stadt **Waldkirch** unten im Thale klangen Glocken herauf und ganze Schaaren von Landleuten zogen dahin auf den Wochenmarkt; nur die **Schwarzburg***) allein schaute von ihrem steil hervorspringenden Felsen finster und traurig auf die lachenden Triften hernieder. Der Vater aber sah mit Lust auf seine gesunden Kinder und dann wieder auf sein kleines, doch wohlbebautes Gütchen; denn der Himmel hatte ihn von dem Augenblicke an gesegnet, da er aus den Mauern der Burg getreten. Ja er hoffte sogar im Stillen, sich noch von seinem Herrn loskaufen und wenn auch nicht sich selbst doch seine Kinder ganz frei machen zu können. Drum war ihm der Schloßherr auch nicht mehr gewogen, seitdem Alles so wohl auf seinem Gütchen gedieh, denn der Ritter war keines biedern und glücklichen Mannes Freund und Jedermann floh seine düstere Gegenwart. Selbst wenn er in Waldkirch einritt, ging man ihm gern aus dem Wege und sogar der alte Bürgermeister zitterte, so oft er vor den barschen und hochmüthigen Herrn, der keinen Widerspruch ertragen konnte, geladen wurde. Kaspar hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, denn auch er mied den Ritter wo nur möglich, und wenn Dieser etwas von seinem Leibeigenen haben wollte, schickte er gewöhnlich einen Knecht, um Obst oder Schinken, Feldfrüchte oder Geld, oder was ihn gerade gelüstete, zu holen. Weislich zögerte Kaspar in solchen Fällen niemals, den Ritter zu befriedigen, doch verbarg er dabei sorgfältig, was seine Frau bisweilen in **Waldkirch** oder **Freiburg** aus den Verkäufen des Obstes erübrigt hatte. Diesmal waren die Kirschen besonders reichlich ausgefallen und Kaspar überschlug schon im Stillen, was er etwa wieder unbemerkt zurücklegen könne. Darum war er heute auch so wohlgemuth und rief seiner Tochter, die mit der Spindel in der Hand ab und zu ging, während er und die Brüderchen aßen: „Höre Gundchen, die Vögel singen so lustig, komm setz' dich zu uns her und sing

*) Schloßtrümmer, nahe bei der Stadt Waldkirch.

auch ein Liedchen mit!" Gundchen, die eine gar liebliche Stimme hatte, ließ sich nicht lange bitten und wählte das muntere Stricklerlied, welches sie von ihrer Mutter gelernt und das ihr, aus besonderen Gründen, jetzt recht oft einfiel:

„Mein Bübchen ist ein Stricker,
Er stricket manchen Tag;
Er strickt an einer Haube,
Haube, Haube,
Ist noch nicht ausgemacht.

„Von Seiden ist die Haube,
Von Sammet ist die Schnur;
Bist du ein wackres Mädel,
Mädel, Mädel,
Bind' dir dein Härchen zu!

„Ach nein, ich will's nicht binden,
Will's noch mehr fliegen lahn,
Bis ein ander Jahr im Sommer,
Sommer, Sommer,
Will zu dem Tanze gahn.'"

Bis dahin hatte Gundchen gesungen und der Vater freudig zugehört, als auf einmal hinter ihnen ein Geräusch entstand und der gefürchtete Ritter, mit unterschlagenen Armen, aus dem Gebüsche hervortrat. Sein Gesicht hatte nicht nur, wie gewöhnlich, den Ausdruck der Wildheit und Härte, sondern es lag zugleich ein Hohn darin, welcher für den armen Leibeigenen Alles besorgen ließ. Erschrocken sprang dieser auf und nahm ehrerbietig seine Mütze ab, während die Kinder sich ängstlich an ihn schmiegten und das arme Gundchen aus Schreck seine Spindel fallen ließ. Lange sah der Ritter mit finsterem Schweigen auf die eingeschüchterte Gruppe, dann fuhr er plötzlich den alten Kaspar an: „So viel ich höre, hat dein schmuckes Töchterlein da schon Lust, über's Jahr den Hochzeitsreigen anzutreten; gut, doch bis dahin soll sie die Ehre haben, meine Dienstmagd zu seyn; morgen früh bringst du sie zu mir auf mein Schloß!" — Vergebens fiel der arme Vater mit seinen Kindern dem grausamen Herren zu Füßen, vergebens bot er ihm sein ganzes Vermögen an, um nur seine Tochter behalten zu dürfen. Höhnisch lachte der Ritter, daß ihm ein Knecht antrage, was ohnehin

sein eigen sey, und weidete sich an dem Jammergeschrei der Unglücklichen. — „Hab' ich nun das Rechte getroffen," — rief er mit teuflischem Vergnügen — „um dem ewigen Singsang in deinem Häuslein ein Ende zu machen? Ist ja doch dort ein Lachen und Jubeln ohn' Ende! Doch, damit du siehst" — fügte er noch hämischer hinzu — „daß ich auch deinen Kopf gelten lassen will, so merk' auf, was ich dir jetzt sage! Du weißt, ich esse gerne Kirschen, und heute Abend habe ich große Gesellschaft. Bringst du mir nun diesen Kirschbaum hier, so wie er dasteht, noch vor Mitternacht in meinen Saal, so daß ich und meine Gäste die Früchte davon brechen können, so bleibt nicht allein deine Tochter bei dir, sondern du sollst auch nebst all den Deinigen frei seyn. Ich habe schon bemerkt, daß du schon lange im Stillen damit umgehst, von mir los zu kommen. Aber merke dir wohl: noch ehe die Thurmuhr zwölf ausgeschlagen hat, muß der Baum in meinem Saale stehen!" Mit diesen Worten entfernte sich der Ritter, ohne eine Antwort abzuwarten und noch lange hörte man von ferne sein dumpfes, abgebrochenes Lachen.

Der gute Kaspar war der Verzweiflung nahe. Er kannte den Ritter zu genau, um eine Abänderung seines Befehls hoffen zu dürfen und übersah mit Einem Blicke das Elend seiner Lage. Die Flucht zu ergreifen, war unmöglich und eben so unmöglich schien es ihm auch, je die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein seine Tochter zu retten war. Denn, einmal im Schlosse drinnen bei dem Ritter, war sie verloren! Umsonst warf sich ihm Gundchen um den Hals; ihre Zärtlichkeit vermehrte nur noch seinen Jammer; und als vollends auch noch die Mutter dazukam, war des Wehklagens und Weinens kein Ende, die Steine hätten gerührt seyn mögen. Da fiel das gute Gundchen auf die Kniee nieder und betete recht inbrünstig, daß doch der Himmel sie nicht verlassen möge. Und siehe, als sie so zu Gott flehte und die Anderen weinten, zuckt' es plötzlich wie ein Blitz am heiteren Himmel, die Erde bebte, ein Windstoß fuhr durch die Gebüsche und aus der Tiefe der Erde ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wehe, wehe! Seine Stunde hat geschlagen; dreimal Wehe!" — Voll Entsetzen floh Kaspar mit seiner Frau und den Knaben von dannen, ihr Haar sträubte sich empor, nur Gundchen folgte ihnen langsam und beruhigt, denn sie wußte nun gewiß, daß

der Himmel sie nicht verlassen und der Bosheit ihres Herrn preisgeben würde.

Der Tag ging ohne ein merkwürdiges Ereigniß vorüber, nur fühlte man, daß die Luft immer schwüler wurde und wirklich war ein Gewitter im Anzuge. Die Thüre des alten Kaspar wurde nicht mehr aufgemacht; ihn selbst aber konnte man im Vorübergehen, wenn man durch das Fenster einen Blick in die Kammer warf, mit Frau und Kindern auf den Knieen liegen und andächtig beten sehen. Hörte man auch bisweilen die Stimme des hübschen Gundchens dazwischen, so war es doch nur in einem geistlichen Liede; sie hatte sich jetzt alle weltlichen Gedanken aus dem Kopfe geschlagen.

So rückte der Abend heran und mit ihm fand sich auch die Gesellschaft des Burgherren ein, die von der Jagd zurückkehrte, von Hörnerschall und Hundegebell begleitet. Nie war die Jagd noch so wild und grausam gewesen, wie heute; Hirsche und Hindinnen, Rehböcke und Geißen waren zusammengeschossen und die Felder der Bauern schonungslos zertreten worden. Manche Leute glaubten, beim Anblick des zurückkommenden Zuges, es gehe schon jetzt nicht mehr mit rechten Dingen zu, denn man zählte diesmal eine doppelt größere Meute von Hunden, als die Herren sonst mit sich zu führen pflegten, sogar auch wilde Thiere, wie z. B. Löwen und Tieger, wollte man darunter bemerkt haben. Da nun die Ritter ihre Jagdlust befriedigt hatten, setzten sie sich im Schlosse zum Gelage nieder, und nun wurde gesotten und gebraten und aufgetragen, was nur Küche und Keller vermochten und auf den Tischen Platz hatte. Spielleute wurden herbeigeschafft, nichtwürdiges Gesindel, das sich auf allen Jahrmärkten herumtrieb, manchen Burschen in's Sündengarn hineinlockte und manches Mädchen verführte. Da war großer Jubel in der ganzen Burg; nicht nur die Herren zechten übermäßig und trieben mit Buhldirnen ihr Spiel, sondern auch die Knappen und Knechte folgten ihrem Beispiele. Darum ward es auch Niemand von der Gesellschaft gewahr, daß das Gewitter vom Rheine her immer näher und näher heranzog. Von Stunde zu Stunde wurde das Toben und Lärmen im Schlosse frecher und wilder; kein Scherz blieb zur Aufheiterung der Gäste unversucht. Besonders aber erregte es großes Gelächter, als der

Burgherr die Geschichte vom Kirschbaum erzählte und mit lebendigen Farben die Seelenangst und das Entsetzen des armen Kaspars schilderte. Einige meinten, man solle doch nachsehen lassen, ob er noch nicht angespannt habe, um den bedungenen Nachtisch heraufzuführen; eine fürwitzige Dirne wollte sogar den Kopf zu einem Fenster hinausstrecken, aber da faßte der Wind die Flügel desselben und schlug sie mit solcher Heftigkeit zu, daß die Glasscherben im ganzen Saale herumflogen. Jetzt begann es doch Manchem unheimlich zu werden, aber Keiner vermochte sich von der Stelle zu bewegen und Jeder fühlte sich wie verzaubert in dem Saal festgebannt.

Plötzlich fing der Thurmwart aus allen Kräften an, Sturm zu blasen und ein Knecht stürzte mit verstörtem Angesicht und der Nachricht herein, man höre vom Walde herauf Pferdegetrappel und sehe viele Lichter sich dort hin und her bewegen. Schon wollte der Burgherr voll Zorn über eine solche Störung seines Festes sich aufmachen, als ein Windstoß alle Fenster auf Einmal aufriß und alle Lichter wie mit Einem Schlage ausgelöscht wurden. Während nun solcherweise im Saale dunkle Nacht herrschte, ward es außerhalb der Burg und im Thale drunten um so heller. Blitze kreuzten sich unaufhörlich nach allen Richtungen, dabei rollte der Donner, als bräche das Weltgericht herein und der heftigste Sturm, wie man noch keinen erlebt, schien den ganzen Wald entwurzeln zu wollen. Das Grausigste aber für die Gesellschaft war, was sie jetzt auf dem Acker des armen Kaspar von Weitem erblickte. Dort stampften vier rabenschwarze Rosse ungeduldig vor einem großen Wagen, und hundert Riesenarme, die aus der Erde hervorkamen, schienen damit beschäftigt, einen Baum auf denselben zu heben. Die Früchte von diesem Baume aber waren ganz feurig, wie Karfunkel, und nicht zu zählen; übrigens sahen sie ganz den Kirschen gleich. Endlich gelang es den vielen Riesenarmen, den Baum mit sammt den Wurzeln auf den Wagen zu bringen und nun schwang sich ein, wie der arme Kaspar gekleidete Kutscher auf den Bock und voran gings den Berg herauf in raschem Galopp. Der Burgherr zwang sich umsonst zu lachen und seinen Genossen Muth einzuflößen, allein er brachte nur ein widriges Grinsen und unverständliches Gemurmel her-

vor. Der Wagen aber schien den Boden nicht zu berühren, sondern über den Wipfeln der Bäume hinzustreifen und eine Flammenstraße hinter sich zu lassen. So flog er immer näher, während es immer schrecklicher donnerte und blitzte, an die Burg heran, wo ihm auch das wohlverwahrte Thor keinen Widerstand zu leisten vermochte. Wie Papierblätter fielen die Thorflügel auseinander und die Mauer darüber rollte wie ein Haufen Sand in den Graben. So brauste der Wagen endlich durch die weitgähnende Wand in den Saal und mitten unter die von Entsetzen halbtodten Gäste herein. Da stand der Baum, wie ungefähr, wenn man ihn so vergleichen darf, ein großer Christbaum, mit Früchten und Lichtern übersäet; aber Niemand war so keck, sich Etwas von der Bescheerung zuzueignen. Der Kutscher aber rief mit donnernder Stimme: „Was zögert ihr denn? So greift doch zu!" und die Riesenarme drangen jetzt wieder aus den Wänden des Saales hervor und nöthigten die Herren und Damen, zuzugreifen. Sobald aber Jemand eine der funkelnden Kirschen zum Munde führte, verwandelte sich dieselbe in eine Flamme, die nicht mehr zu löschen war und tief in das Herz und den Magen hinunterbrannte. Endlich riß der Kutscher selbst den Burgherrn zu sich auf den Bock hinauf, das Feuer bemächtigte sich des Gebälkes und der Dachsparren des Schlosses, der Boden öffnete sich mit einem weiten Klaff, und Pferde, Wagen, Ritter und Gäste sanken in eine schwarze, bodenlose Tiefe hinab. — So erzählten damals die Sonntagskinder, denn andere Leute hatten nur Blitze gesehen, die wie eine ungeheure Feuergarbe auf das Schloß zufuhren und es in ein Flammenmeer begruben. Aber es ist weltbekannt, daß Sonntagskinder in solchen Dingen immer mehr sehen, als gewöhnliche Menschenaugen.

Als sich des andern Tages die Thalbewohner von den Schrecknißen der Nacht erholten und ihre Blicke nach der Burg richteten, sahen sie weder Thürme noch Zinnen mehr, sondern blos schwarze Mauerblöcke, aus welchen bisweilen noch bläuliche Flammen mit Schwefeldampf emporschlugen. Auf dem Felde des alten Kaspar hingegen fanden sie an der Stelle, wo der schöne Kirschbaum gestanden hatte, eine tiefe schwarze Grube und daneben Spuren von Rädern und Pferdehufen. Sie be-

sprengten deßhalb die Stätte mit geweihtem Wasser und ließen ein steinernes Kreuz dahin setzen. Der alte Kaspar mit seiner Familie war jetzt natürlich seiner Leibeigenschaft los geworden und Gundchen blieb so lange zu Hause, bis ein wackerer junger Nachbar sie als seine Hausfrau heimführte. Noch heute sind die Reste des uralten Kreuzes und die Trümmer der Burg übrig, aber nur am Tage wagt man sich in ihre Nähe; denn wenn man Abends oder gar in der Nacht vom Glotterthale heraufkommt und den näheren Weg einschlagen will, sieht man, namentlich an hohen Festtagen, den großen Baum mit den feuersprühenden Kirschen mitten über dem Gemäuer des Schlosses.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der Hirtenknabe am Kandel.*)

Ein unschuldiger Hirtenknabe führte täglich an den wiesenreichen Abhängen des hohen Kandels, dessen innerste Tiefen aus einem grundlosen See bestehen sollen, der wenn er einmal herausbräche, das ganze Land unter Wasser setzen würde, das Vieh seines strengen Herren auf die Weide, und wenn er dann so von oben herab auf die Stadt Waldkirch und die spazierengehenden, schöngeputzten Bürger und ihre Frauen und Töchter sah, da ward ihm oft recht wunderlich zu Muthe. Er dachte dann gewöhnlich bei sich selbst: „Warum habe ich doch nicht auch einen reichen Mann zum Vater? Ich hätte dann nicht nöthig, mich in Lumpen zu kleiden, mit den schlechtesten Bissen mich zu begnügen, und den ganzen Tag über auf dem Berge herum zu klettern, um das Vieh zusammen zu treiben. Wie bin ich doch so elend gegen die Stadtkinder, die vor lauter Uebermuth nicht einmal wissen, wie viel sie besitzen, und oft Sachen wegwerfen, die mich ganz glücklich machen würden! Meine Eltern waren aber Bettelleute und sind gestorben; mein Herr schilt und schlägt mich unaufhörlich, und wenn ich den Tag hindurch todtmüde geworden bin, so muß ich des Nachts mit der Streu im Stalle vorlieb nehmen. Ich bin doch recht unglücklich!“

So dachte der Knabe und weinte still vor sich hin. Der böse Feind mußte aufmerksam auf ihn geworden seyn, denn er

*) Einer der höchsten Berge des Schwarzwaldes, 3886 Fuß u. d. M. zwischen dem Elz- und dem Glotterthale.

verwandelte sich schnell in einen Jäger und ging, einen schwarzen zottigen Hund an der Seite, mit starken Schritten auf den Knaben zu. Dieser wischte sich alsbald die Thränen aus den Augen und versuchte fröhlich auszusehen, aber es gelang ihm nicht. „„Warum hängst du den Kopf, Bürschlein?““ hub der Jäger an zu fragen — „„Siehst du nicht, wie die Buben dort unten im Thal so lustig sind und sich ihres Lebens freuen?““ Da schlug der arme Knabe die Augen auf und ein neuer Stich fuhr in sein Herz; denn er sah auf einer Wiese eine Menge schöngekleideter Kinder Ball spielen und hörte sie singen und jauchzen. Aber die kleinen Pferdefüße derselben ward er nicht gewahr, sonst wäre ihn das Weinen nicht noch stärker angekommen. Da der Jäger sah, daß schon die erste Versuchung so gut ausgefallen, ward er noch zutraulicher, setzte sich neben den Knaben nieder und ermunterte ihn, ihm zu gestehen, was er eigentlich auf dem Herzen habe. Nach einer Weile gab der Knabe, noch immer schluchzend, zur Antwort: „Ach! ich bin gar zu arm und habe weder Vater noch Mutter mehr!“ — „„Ist es nur dies?““ — tröstete der Jäger — „so ist dir gar bald geholfen. Es steht nur bei mir, dich reich zu machen und an Kindesstatt anzunehmen.““ — „Ei, könnet und wollt Ihr das?“ rief jetzt der Knabe voll freudiger Ueberraschung, sprang auf und hob seine blauen Augen recht bittend und zutraulich zu dem grünen Mann empor. Aber dieser bekam jetzt plötzlich ein heftiges Zucken im Gesichte, wie man es gewöhnlich bekommt, wenn man unversehens in die helle Sonne hineinblickt; denn hinter dem Knaben stand in blendendem Lichtglanze sein S c h u t z e n g e l und drohte dem Bösen mit dem Finger. Der Knabe aber bemerkte den Schutzengel nicht, sondern nur die Gesichtsverzerrungen des Jägers; darum fuhr er voll Schrecken zurück und wußte sich kaum zu helfen. Allein der Jäger, in dergleichen Fällen schon geübt, drehte geschwind den Kopf auf die Seite und rief dem Knaben zu: „„Setze dich nur wieder ruhig neben mich hin; es ist mir eine Schnacke in das rechte Auge geflogen, ich muß es nur eine kleine Weile zuhalten.““ Nach und nach wußte der grüne Mann solcherweise den armen Knaben immer mehr zu bethören, so daß ihm nichts als Geld und kostbare Kleider in Hülle und Fülle vor den Augen flirrten. „„Das

Mittel, dich reich zu machen,'" — nahm der Jäger nun wieder das Wort, jedoch noch immer mit abgewendetem Gesichte — „ist ganz einfach. Hier in dem Berge befinden sich nämlich ungeheure Schätze, welche von einem alten Ritter darin vergraben worden sind, und die du leicht heben kannst. Du brauchst nur morgen in aller Frühe mit einem Zug Ochsen vor den Felsen da unten zu kommen, so wirst du mich antreffen; wir werden dann den Felsblock wegführen, und uns schnell der Schätze bemächtigen; ich nehme dich hierauf als meinen Sohn an, dann sagst du deinem Herren Lebewohl auf immer und wirst ein schmucker, reicher Junge, wie kaum einer in der Stadt ist. Aber versprechen mußt du mir, Niemanden etwas von der Sache zu sagen und Morgen früh an gar nichts Anderes zu denken, als an unsere Schätze.'" — Gern gab der Knabe sein Wort darauf und sprang wie außer sich vor Freuden herum, als der Jäger heimlich seinem Hunde einen Wink gab, daß dieser unter das weidende Vieh hinein fuhr und es auseinander trieb. Während der Knabe hinzueilte, um es wieder zusammen zu bringen, waren Jäger und Hund verschwunden. Auch die spielenden Kinder auf der Wiese verloren sich, und einem aufmerksameren Blicke wär' es schwerlich entgangen, wie eines hier, das andere dort in eine Spalte des Berges hinabschlüpfte.

Voll Ungeduld trieb nun der Knabe seine Heerde nach Hause, noch eh' der Abend recht eingebrochen war, weßhalb ihn sein Herr neuerdings mit Schelten und Schlägen empfing. Aber der Geplagte, der sonst augenblicklich in Thränen ausbrach, machte sich jetzt nichts daraus, da er ja den glücklichen Wechsel seines Schicksals so nahe vor sich wußte. Auch beim Nachtessen war er so sehr zerstreut und geistesabwesend, daß ihn eine alte Kindswärterin bei Seite nahm und ihm zusprach, ihr doch mitzutheilen, was mit ihm vorgegangen sey. Der Knabe blieb aber verschwiegen und eilte so bald als möglich auf sein rauhes Strohlager, nur um ungestört seinen freudigen Gedanken nachhängen zu können. Auch während des Schlafes ließen ihn diese nicht ruhen, denn er träumte nun die herrlichsten Sachen von seinem künftigen Glücke. Schon sah er im Innern des Kandels einen Palast von lauter blitzenden Edelsteinen, von der holdseligsten Fee — seiner künftigen Mutter — und dem stattlichen

Jäger — seinem künftigen Vater — bewohnt, die ihn mit Liebkosungen überschütteten. — Der anbrechende Tag weckte und ermahnte ihn, nicht länger zu zögern. Das bisher nie versäumte Morgengebet vergessend, flog er rasch vom Lager empor und der Schutzengel des verblendeten Knaben wendete sich betrübt von ihm ab. Was aber wundersam ist: die Pferde und Stiere, die sonst auf jeden seiner Winke so willig waren, wollten ihm jetzt durchaus nicht gehorchen und er brachte sie nur mit vieler Mühe in das Joch und aus dem Stalle, während noch Alles auf dem Hofe in tiefem Schlummer lag. Doch kam er noch zu rechter Zeit, ganz wie der Jäger es gewünscht hatte, an den bewußten Felsen und der Böse lachte schon im Stillen, daß ihm die Beute so ganz nach Willen in's Netz gehe.

Kaum stand der unbesonnene Knabe mit seinem Viergespann vor dem Felsen, so streckte auch schon der Jäger aus dem Gebüsche den Kopf hervor. Aber unglücklicher-, oder vielmehr, glücklicherweise war ihm diesmal der Hut in den Zweigen stecken geblieben und die zwei Hörnchen auf seiner Stirne, welche der Böse nie ganz zurücktreten machen kann, blieben dem Knaben nicht unbemerkt; doch entschuldigte sich der Jäger damit, er habe vor einigen Augenblicken den Kopf gewaltig an einen Felsen angestoßen und dadurch die großen Beulen bekommen. Hierauf trieb er den Knaben an, seinen Zug an den eisernen Ring anzuspannen, welchen er bereits in die Felsenwand getrieben hatte. Allein dem Knaben war noch von dem Schrecken über die zwei Hörnchen her nicht mehr ganz wohl zu Muthe, auch glaubte er in dem Gesichte seines künftigen Pflegevaters auf einmal etwas ungemein Wildes und Tückisches wahrzunehmen. Indessen, wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen und so spannte denn der Junge mit schwerem Herzen sein Vieh an den Ring, schwang seine Geißel und rief nach alter Gewohnheit: „Voran denn in Gottes Namen!" Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, als sich plötzlich der Himmel verdunkelte, der Donner rollte, die Blitze vor den Thieren niederschlugen, die Erde zitterte und im Innern des Berges ein Rauschen und Toben sich erhub, als ob der Sturm ein ganzes Meer aufwühlte und dieses durch eine schmale Schlucht hervorbrechen möchte. Und was noch das Aergste war: im Nu ver-

schwand der Jäger, und aus dem Gebüsche reckte sich der schwarze, mit langen spitzen Zähnen besetzte Rachen eines Ungeheuers mit fürchterlichem Gebrülle, welches das im Berge noch überschallte, dem Knaben entgegen. Da sank dieser bewußtslos zu Boden; die vier Stiere rißen sich los und gingen durch, und noch lange scholl rings in Berg und Thal umher das entsetzliche Toben und Brausen, Donnern und Blitzen, aus dem Kandel und vom Himmel her.

Als der Knabe nach ohngefähr einer Stunde wieder zu sich selbst kam, und mit angstverstörtem Blicke sich umsah, fand er Alles in der Runde wieder ganz ruhig; die Morgensonne glitzerte durch die grünen Gebüsche, die verschüchterten Vögel kehrten zu ihren Nestern zurück und fingen wieder ruhig zu singen an. Was aber das Sonderbarste war: ein helles Bächlein rieselte durch das Gestein dahin, das doch an jener Stelle nie zuvor sichtbar gewesen war. Der Knabe wußte nicht, ob er wache oder träume und rieb sich die Augen, um deutlicher zu sehen. Er blickte jedoch nur schüchtern und verstohlen zur Seite hinüber, wo das schreckliche Unthier auf ihn zugefahren war; aber jetzt regte sich auch nicht ein Blättchen, nur ein fast betäubender Schwefelgeruch wehte herüber. Wie staunte jedoch der Knabe, als er endlich zum Felsen selbst hinaufblickte und dort aus der nackten verbrannten Wand eine Quelle hervorsprudeln sah, so stark, als wenn zwanzig bis dreißig Brunnenröhren zusammen ihr Wasser hervortrieben. Wie groß aber war erst seine Freude, als der Vogt des Dorfes Siensbach zufällig heraufkam, vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, ihm um den Hals fiel und sagte, daß jetzt der höchste Wunsch seines Dorfes erfüllt sey, indem es jetzt, was es bisher schwer entbehren hatte müssen, eine gesunde frische Quelle sowohl zum Trinken als zum Bewässern der Wiesen besäße. Zugleich aber machte ihn der Alte, nachdem ihm der Knabe sein schreckliches Abenteuer mit dem Jäger berichtet hatte, auf die entsetzliche Gefahr aufmerksam, in dem sein Lichtsinn sowohl ihn selbst als das ganze Thal hätte stürzen können. „Hättest du, als du dein Stiergespann mit der Geißel antreiben wolltest, den Felsen hier hinweg zu ziehen, nicht dabei gerufen: „In Gottes Namen denn! so wäre dieser Block, der nichts anderes ist, als das Eingangs-

thor zu dem unterirdischen See dort unten im Kandel, herausgefahren, die wilde Fluth hervorgebrochen und du mit sammt den Einwohnern des ganzen Thales von ihr verschlungen worden. Doch der Herr sey gelobt! Er hat uns durch deinen eigenen Mund vor der tückischen List des Höllenjägers noch glücklich gerettet.

Der Knabe wurde nun vom Vogte in das Dorf geführt, wo seine Botschaft den lautesten Jubel erregte. Der gute alte Mann, der Mitleiden mit der armen Waise fühlte, nahm ihn an Sohnesstatt an und gab ihm später seine einzige Tochter, nebst einer schönen Aussteuer, zur Ehe.

Dr. Heinrich Schreiber.

Suckenthal.

Wenn du, freundlicher Leser, vom flachen Lande her den Bergen zuwanderst, welche von der oft wildstürmenden Elz durchschlängelt werden, so siehst du bald, da, wo Fluß und Felsenwand der Straße allen Zugang zu verwehren scheinen, ein rasches Bächlein aus einer engen Schlucht hervorbrechen. Versäume nicht, an seinem Ufer hinaufzuwandeln; es bildet ein wunderliebliches Thälchen, jetzt das Suckenthal genannt, von dem ich dir hier eine nur Wenigen bekannte Sage mittheilen will.

Reicher Bergsegen hatte eine Menge von Knappen in's Thal von Reichenbach gezogen; überall, ober und unterhalb der Erde herrschte fröhliches Leben und geschäftiges Treiben und um das Kirchlein, welches weiter oben im Thale von einem grünen Bühle herabschaut, sah es aus wie ein lustiges gewerbsames Städtchen. Unweit davon erhob sich ein stattliches Schloß, die Engelsburg genannt, in welchem ein Edelfräulein, die Herrin dieser Landschaft, in Glanz und Herrlichkeit lebte. Sie sah es gerne, daß die Bergleute auch gute Tage hatten und diese gaben ihr Wohlleben auf eine solche üppige Weise kund, daß man bald anfing, die Gegend das Paradiesthal zu nennen.

Als aber das schwelgerische Leben und der es gewöhnlich begleitende Uebermuth auf's Höchste gestiegen war, da sollte all'

diese Herrlichkeit ein plötzliches und grausenvolles Ende nehmen! — Es war an einem schönen Maisonntage, der blaue Himmel, die lauen süßen Lüfte hatten Alles, Jung und Alt, in's Freie gelockt; von Nah' und Ferne waren Gäste herbeigeströmt zu Spiel und Tanz und die Berge ringsum hallten den Jubel hundertfältig zurück. Da traf es sich, daß der Priester das Allerheiligste zu einem sterbenden Kranken des Weges vorübertrug und sein Meßner ging ihm, nach altem Brauch mit einem Glöcklein läutend, voran. Als nun Letzterer die Leute wiederholt und dringend aufforderte, nur auf so lange, bis der Kranke die heilige Wegzehrung erhalten habe, Trinken und Tanzen einzustellen, ward er verhöhnt, ja das Edelfräulein ließ sich vom Fenster ihres Schloßes gottloserweise vernehmen: „Ihres Vaters Schweine trügen auch viel solcher Glöcklein am Halse," worauf der Priester traurig seinen Weg mit dem Meßner fortsetzte, indessen das Jubeln und Tollen immer ausgelassener wurde.

An eben demselben Tage lag ein alter Bauer oben im Thale krank darnieder; nur sein jüngster Sohn war bei ihm geblieben, um seiner zu warten. Auf einmal fällt es dem Alten ein, zu fragen, wie es mit dem Wetter stünde; er schickt deßhalb den Jungen hinaus, um nachzusehen, ob sich der Himmel nicht zu trüben beginne? Der Knabe kommt mit der Nachricht zurück, es sey noch immer das allerschönste Wetter, wie vorhin. Das beruhigte den Vater doch nicht ganz und in kurzer Zeit schickt er den Jungen wieder hinaus, um zu schauen, wie's mit dem Wetter stehe. Diesmal kam derselbe mit der Meldung zurück, von allen Seiten sey der Himmel noch ganz rein blau, nur allein über dem Gipfel des Kandels schwebe ein kleines trübes Wölkchen. Da hatte der Alte weder Ruh noch Rast mehr und befahl sogleich dem Sohn, in größter Eile ihn selbst und sodann die besten Sachen ihrer Habe auf die Höhe des Berges zu tragen. Da lud der fromme kräftige Jüngling seinen Vater auf den Rücken und trug ihn den nahen Berg hinauf, alsdann auch nach und nach das beste und unentbehrlichste Hausgeräthe; kaum aber war er mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, als mit erschrecklichem Krachen und entsetzlichen Wolkenbrüchen ein Gewitter sich entlud und in wenig Minuten das ganze schöne Thal

in eine grause Wasserwüste verwandelte. Schloß und Häuser waren alle verschwunden; sämmtliche Bergstollen und Werke versandet und verschlammt; nur die Kirche und ein einziges Haus, worin fromme und gottesfürchtige Leute wohnten, ragten noch über den Fluthen empor, in welchem bei dreihundert Knappen und fünfzig Bergwerkangestellte ihr Grab gefunden haben sollen. Nur wenige Menschenleben entgingen dem Verderben; es waren die Kinder, welche man, als die Wasser sich verlaufen hatten, in ihren zwischen den Wipfeln der Bäume hängen gebliebenen Wiegen fand. Da man nicht wußte, welchen Familien sie angehört, und also ihren Geschlechtsnamen nicht herausbringen konnte, nannte man sie Dolden, (so viel als Wipfel) zum fortwährenden Gedächtniß der wunderbaren Art, wie sie bei der Zerstörung von Suckenthal gerettet worden.

Julius Leichtlin.

Sage vom Suckenthal.

(Andere Version.)

In diesem Grunde befanden sich vor Zeiten viele reiche Silbergruben, worin bei fünfzehnhundert Bergleute arbeiteten; er war so voll Häuser, daß die Katzen von der Elz bis zum obersten Hof im Thal auf den Dachfirsten spazieren konnten, und auf der heutigen Schloßmatte stand ein stattliches Grafenschloß. Darin, wie auch in dem ganzen Orte, herrschte großer Reichthum, zugleich aber ungemeine Hoffart und Ueppigkeit. Die Gräfin hatte eine einzige, wunderschöne Tochter, um die sich viele reiche und vornehme Herren bewarben, allein dieselbe wollte nur Demjenigen ihre Hand reichen, welcher im Schloß einen gläsernen Weiher mit lebendigem Wasser anlegen würde, so daß sie von ihrem Bette aus die Fische darin umherschwimmen sehen könne. So schwer diese Bedingung auch zu erfüllen war, so ließ doch der Oberhauptmann der Bergleute, der in die junge Gräfin verliebt war, sich nicht davon abschrecken, sondern führte mit unsäglicher Mühe eine drei Stunden lange Wasserleitung (deren Ueberbleibsel noch jetzt der Mauerweg heißen) von der Platte bis zum Schloße, woselbst er den Weiher, das

Bett desselben aus gegossenem Glase, ganz nach des Fräuleins Verlangen, endlich glücklich zu Stande brachte.

Auf Dieses schenkte die geschmeichelte Gräfin ihm wirklich ihre Hand; die Hochzeit ward im Schloß und ganzen Ort auf's Ueppigste gefeiert und endlich der Uebermuth dabei so groß, daß die Gäste das Weiche im Weißbrod herausschnitten und in den hohlen Krusten, als wären es Schuhe, herumtanzten. Währenddessen ging der Pfarrer mit dem Hochwürdigsten am Schlosse vorüber zu einem Kranken in der Nachbarschaft und der voranwandelnde Meßner schellte dabei nach üblicher Weise. Da wollten zwar Einige mit dem Tanz einhalten und niederknieen, aber die Gräfin rief ihnen zu: „Was fragt ihr nach der Schelle! Jede meiner Kühe hat auch eine solche am Halse!" — und nun ging es auf's Neue fort mit Spielen, Lärmen und Tanzen.

Auf dem obersten Thalhof bei dem Kranken, der ein frommer christlicher alter Mann war, angekommen, versah ihn der Pfarrer mit den heiligen Sakramenten und entfernte sich darauf wieder in Begleitung des Meßners. Nicht lange darnach schickte der Alte seinen sechzehnjährigen Sohn, welcher allein bei ihm war, an das Fenster, um nachzusehen, ob am Himmel keine Wolke sey? Die Antwort lautete, es komme ein Wölkchen, doch nicht größer als ein Hut, über dem Schwarzenberg. Noch zweimal mußte der Sohn nach der Wolke schauen; das erste Mal hinterbrachte derselbe, sie sey bereits so groß wie eine Badwanne, und das zweite Mal, jetzt habe sie die Größe eines Scheuerthores. Da befahl ihm sein Vater, ihn geschwind auf den Luserberg zu tragen, so wie auch ihre besten Habseligkeiten hinauf zu flüchten, denn Gottes Gericht breche jetzt über das Thal herein.

Nachdem sie oben auf dem Berge angelangt waren, setzten sie sich nieder und sahen zu, wie das kohlschwarze Gewitter, welches sich inzwischen über dem Thale zusammengezogen hatte, nun mit schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen und einem ungeheuren Wolkenbruche sich entlud. Alle Gebäude im ganzen Thale, die Kirche und den obersten Hof, der dem Kranken gehörte, ausgenommen, wurden vom Wasser weggerissen, sämmtliche Bergwerke zerstört und von der ganzen Einwohnerschaft nur der alte Mann mit seinem Sohne, und ein kleines Kind am

Leben erhalten. Dieses Kind, ein Knäblein, schwamm in seiner Wiege mitten in der Fluth, und bei ihm befand sich eine Katze. So oft die Wiege auf eine Seite sich neigte, sprang die Katze auf die entgegengesetzte, und brachte sie so stets wieder in das Gleichgewicht. Auf diese Weise gelangte die Wiege glücklich bis unterhalb Buchholz, bei Waldkirch, wo sie im Dold (Wipfel) einer hohen Eiche hängen blieb. Als der Baum wieder zugänglich geworden, holte man die Wiege herunter und fand Kind und Katze lebend und unverletzt darin. Da Niemand wußte, wer des Knäbleins Eltern gewesen, so benannte man dasselbe nach dem Wipfel des Baumes: Dold, und dieser Name wird von seinen Abkömmlingen noch heute geführt.

Nachdem das Wasser aus dem Thale sich wieder verlaufen hatte, fanden die Leute der benachbarten Gegend eine Menge Leichen, die sie zum Theile noch erkannten; auch stifteten sie für die Umgekommenen viele Seelenmessen. — An der Kirche hatte das Wasser ein Zeichen seiner Höhe hinterlassen, das auf keinerlei Weise mehr weggebracht werden konnte. Der ganze Grund, welcher bisher Reichenthal geheißen, erhielt nun den Namen Sunkenthal, woraus in der Folge Suckenthal geworden.

Bernhard Baader.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1838. S. 534 u. 535. — Auch Dr. Heinrich Schreiber hat die Sage vom Suggenthal sehr anmuthig erzählt im Carlsruher Wochenblatt vom Jahr 1830 S. 93 u. ff.)

Von dem Ursprung der Hertzogen von Zeringen.

Die sag ist, das die Hertzogen von Zeringen vor zeitten Köler seind gewesen, unnd haben jr wonung gehabt in dem gebirg, unnd den welden (Wäldern) hinter Zeringen dem schlos, da es dann itzund stehett, unnd haben alda Kollen gebrent. Nun hatt es sich begeben, das derselbig Koler an einem ordt in dem gebirg kollen hatt gebrant, unnd hatt mit demselbigen Grundt und Erden den Kolhauffen bedeckt, unnd den ungefert also do ausgebrant.

Da er nun die Kollen hinweg hatt gethan, hatt er an dem

Boden eyn schwere, geschmelzte Matery funden, unnd das also besichtigett, do ist es gut silber gewesen, also hatt er fürder immerdar an demselbigen Ordt kollen gebrant, unnd wieder mit derselbigen Erden unnd grundt bedeckt, unnd da aber silber funden, wie vor, darbey er hatt mercken können, das es des Bergs und des grundts schuldt sey, unnd hatt solches in geheim bey jm behalten, unnd von tag zu tag an demselbigen ordt kollen gebrandt, unnd ein grossen schatz silbers darmit zusammen bracht.

Nun hatt es sich in solcher Zeitt begeben das ein König vertriben wardt vom Reich, unnd flohe auf den Berg im Breisgaw genant der Keyserstull, mit weib unnd mit kindern, unnd allem sein Gesind, unnd leidt da gar viell armutt mit den seinen. Nun lies er darnach ausruffen, wer der were, der jm hülff wollt thun, darmit er wieder zum Reich möcht kommen, dem wolt er ein Tochter geben, unnd jn zu einem Hertzogen machen. Da nu das der vorgenant Koler vernam, do fügte es sich, das er mit etlicher Bürde Silbers zu dem Künig zog, unnd an jm begerett, das er sein Sonn (Sohn) wollt werden, unnd das er jm sein Dochter solt geben, unnd darzu das landt unnd die Gegene, do dan itzt Zeringen das schlos unnd die stadt Freyburg steht, so wolt er jm ein solchen schatz von silber geben unnd überlieffern, darmit er woll das Reich wieder gewinnen unnd überkommen kunntt. Do nun der Künig solches verstund, verwilliget er darein unnd thatt, wie er versprochen hatt, unnd gab dem Koler, den er zum Son annam, die Dochter zu der ehe, unnd die gegene des landts darzu, wie er das begeret hatt. Da hub der sun an, unnd lies das ertz schmeltzen, unnd überkam gros gut darmitt, unnd bauet Zeringen unnd das schlos, do macht jn der Römische Künig sein schweher zu einen Hertzogen zu Zeringen, unnd nant jn ein Hertzogen von Zeringen, darnach bawet er die stadt Freyburg im Breisgaw, unnd andere umliegende stett unnd schlösser mer, unnd da er nun also mechtig wardt, unnd an gutt, ehr unnd Gewalt freuntlich zunam, do hub er an unnd wardt zu einem grossen tyrannen, gebott seinem eigen koch, das er jm solt einen jungen knaben bratten unnd zurüsten, dan er wolt versuchen wie gut das menschen fleisch zu essen were. Welches jme der koch vollbracht nach des Herren bevelch unnd willen, unnd da der knab gebraten

war, unnd man jn zu tisch bracht dem Herren, unnd er jn sach vor jm stehen, so fiel ein solcher groſʒer schreck unnd furcht in den Herren, das er darumb groſʒe rew unnd leidt umb die sünde die er volbracht hatt, überkam, unnd lieſʒ für solche sünde zwey Clöster bawen mit namen das ein zu St. Ruprecht, unnd das ander zu St. Petter auf dem Schwartzwaldt, darmit das jm Gott der Herr die groſʒ tyranney unnd sünd die er begangen hatt, verzeihen unnd vergeben solt, unnd Barmhertzigkeitt erzeigen, darmit er nicht pein leiden müſt.

(Siehe den Anhang zu Jacob's von Königshoven „Elsassische Chronicke": „Freyburgische Chronicke," S. 44 u. 45. Die hier erzählte Scene vor dem Auftischen des gebratenen Knaben ist der Romanze „Der versteinerte Herzog" — Siehe S. 358 — eingeflochten worden; unter diesem ist aber, laut andern Sagen, nicht jener Berthold I., welcher Zähringen gründete, sondern Berthold V. gemeint.

Zähringen's Ursprung.

Komm' in den kühlen Wald mit mir: im grünen Dämmerlichte
Entroll' ich deiner Wiſʒbegier Zähringen's Urgeschichte;
Die hohen Tannen hier im Kreis, sie neigen sich mit Rauschen,
Die Sage, die nicht Jeder weiſʒ, dem Sänger abzulauschen.

Einst schaffte hier mit heiſʒem Fleiſʒ ein Köhler an der Stelle,
Doch ward ihm auch dafür sein Fleiſʒ zu einer Segensquelle;
Bald war der Meiler aufgebaut, mit Erde wohl bedecket,
Wie knisterte die Glut so laut im Innersten verstecket!

Als nun der Köhler wiederkam, die Kohlen abzuholen,
Und sorglich weg die Hülle nahm, was funkelt durch die Kohlen?
Er sieht, und traut den Augen kaum: geschmolzen und gediegen,
Viel Klumpen Goldes rings im Raum des Aschenhaufens liegen.

Und von demselben Orte holt er sich nun immer Erde,
Sobald das Holz sich hat verkohlt liegt unten Gold im Herde;
Er findet, daſʒ der ganze Platz viel Adern noch enthalte,
Und sammelt bald sich einen Schatz in einer Felsenspalte. —

Krieg war im Land zu selber Zeit; mit Jammer und mit Klagen
Flog rings die Kunde weit und breit, der Kaiser sey geschlagen

Sein Reich verheert durch Mord und Brand, der letzte Schatz genommen,
Der Kaiser selbst im Mönchsgewand sey nur mit Noth entkommen. —

— Wer klopft so spät in tiefer Nacht an unsers Köhlers Pforte?
Der Köhler aus dem Schlaf erwacht, da hört er drauß die Worte:
„Um Gotteswillen, aufgemacht! Sonst ist's um mich geschehen;
Schütz' deinen Kaiser heute Nacht, laß ihn nicht lange stehen!"

Und in die Hütte tritt herein in Mönchestracht ein Wandrer,
Der Köhler sieht beim Lampenschein: „„Der ist es und kein Andrer.""
Und vor den Kaiser stürzt er hin, im Innersten gerühret:
„„Dank sey der Himmelskönigin, die Euch zu mir geführet!""

Ein Köhlerkleid nun legt er an dem Kaiser gleich am Morgen,
Doch keinerlei Verfolger nah'n, der Ort ist zu verborgen.
Bald mag der Köhler seinen Schatz ihm nimmermehr verschweigen,
Und führt ihn zum geheimen Platz, sein Glück ihm dort zu zeigen

„„Indeß, o Herr! Ihr auf der Flucht Euch habt herumgeschlagen,
So haben eine seltne Frucht die Kohlen mir getragen.""
Mit diesen Worten hebt er ab die Moos- und Erdenhülle,
Und schüttet aus dem Felsengrab des Goldes reiche Fülle:

„„Da, nehmt, mein Fürst! was ich bisher gesammelt hab' an Golde,
Und werbt damit ein neues Heer, hier ist genug zum Solde!
Gequollen ist mir dieses Glück aus meinem Kohlenfeuer;
Führ' es Euch bald zum Thron zurück; nehmt, es ist Alles Euer!""

Der Kaiser ruft: „O helfe Gott mir bald zu deinem Lohne!
Nie dacht' ich, daß in diesem Wald noch solche Treue wohne.
Sobald ich aus des Feindes Macht mein Reich gerettet habe,
Sey dir zuerst mein Dank gebracht für eine solche Gabe!" —

Und Segen wohnt in diesem Gold; bald, in gerechtem Kriege
Wird neu das Glück dem Kaiser hold und führet ihn zum Siege.
Kaum hat er wieder seinen Thron auf Lorbeern aufgeschlagen,
Sorgt er vor Allem, seinen Lohn dem Köhler abzutragen.

Aus seiner Wälder stillem Schoos läßt er den Jüngling holen,
Und spricht: „Sieh, dieser Segen floß allein aus deinen Kohlen!
Empfange meiner Tochter Hand zu deiner Treue Ruhme,
Dazu des Breisgau's reiches Land zu deinem Herzogthume!

„Zähringen hab ich es benannt nach deinem Heimathsthale,
Wo einst dein Meiler hat gebrannt mit solchem goldnen Strahle;
Zu deinem Stammschloß nah daran sollst du den Grundstein legen,
Und möge dein Geschlecht fortan erblühn im ewigen Segen!"

A. Schnezler.

Ein Todtenbaum.[1]

(1122.)

Wo aus schwarzen Tannenwäldern himmelhohe Klippen ragen,
Donnernd des Gebirgs Gewässer an die Felsenrippen schlagen,
Kommt ein Männerzug geschritten auf des Pfades schmalem Saum,
Feierlich in ihrer Mitten tragend einen Todtenbaum.

Und der Zug, aus finsterm Walde immer weiter aufwerts geht er,
Bis von mondbeglänzter Halde ragt das Kloster zu Sanct Peter;
Vor dem hohen Thore stellen sie die schwere Bürde ab:
„Mönche, kommt aus euren Zellen! Euer Fürst begehrt ein Grab!"

Aus dem besten Schlafe ringen sich die Brüder nur verdrossen;
Ahnungslos, was Jene bringen, wird die Pforte nun erschlossen,

Und im hellen Mondlicht schauen sie, fast dünkt es ihnen Traum,
In der Männer Kreis den rauhen Stamm von einem hohlen
Baum.

„Sagt, was führt euch her? Was bringt ihr da für einen
Baum getragen?" —
„„Dieser Stamm birgt einen andern, der auch nimmer aus
wird schlagen!
Hier in eurer Todten Mitte stellt ihn jetzt in fromme Hut —
Herzog Berthold ist's der Dritte, der in diesem Baumsarg
ruht!

„„Ueberm Rhein, bei Molsheim ist er gestern in der Schlacht
gefallen,[2])
Durch die bischöflichen Knechte, und es war sein letztes Lallen:
Schafft, o Freunde, meine Leiche in Sanct Peters Gotteshaus,
Daß ich dort im Friedensreiche ruh' bei meinem Vater aus.

„„So empfangt die euch vertraute, des geliebten Fürsten Hülle,
Der die „freie Burg"[3]) erbaute und begabt' mit Segensfülle;
Laßt uns nun vereint ihn senken in den gottgeweihten Raum,
Aber gebt zum Angedenken uns zurück den Todtenbaum!""

A. Schlzr.

[1]) Im Jahre 1121 war es in der Nähe von Straßburg zu unruhigen Auftritten gekommen. In dem Gebiete des Grafen Hugo von Dagsburg hatten sich die Einwohner gegen diesen aufgelehnt. Da er sich allein nicht mächtig genug fühlte, sie wieder zum Gehorsam zurückzuführen, rief er den Herzog Berthold III. von Zähringen zu Hülfe, denselben Fürsten, der die Stadt Freiburg gegründet hat. Berthold zog nach Molsheim und wollte sich daselbst mit seinen Leuten einquartieren; als aber die Bürger dies zu verhindern suchten, kam es zu einem Kampfe, in welchem der Herzog das Leben einbüßte. Nach einigen Berichten soll Bischof Cuno von Straßburg zu diesem Ereignisse mitgewirkt haben.
(Siehe Strobel's „Geschichte des Elsaßes." 1. Bd. S. 353.)

[2]) Specklin spricht von einer förmlichen Schlacht, welche zwischen den fürstlichen und bischöflichen Truppen soll geliefert worden seyn: „Do wurde" — fährt er fort — „hertzog Bertolff von Zeringen und graf Hugo und wol 1000 man erschlagen. Den hertzogen fuerte man in einem ausgeholten baum, und an beden enden zugespund und verbicht, zur Begrebnusz nach St. Peter uff dem Schwartzwalde."

[3]) Freiburg im Jahr 1120.
(Siehe H. Schreiber's „Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. B." Th. I. S. 3 ff.)

Ausgang des Hauses Zähringen.

Herzog Berthold V., wegen seines Geizes und seiner Grausamkeit „der Mann mit dem steinernen Herzen“ genannt, war überall gefürchtet und gehaßt, am meisten aber von den Burgundischen Großen, die er mehrmals besiegt hatte, und streng unter seiner Botmäßigkeit hielt. Aus Rache verleiteten sie nun seine Gemahlin, eine geborene Burgunderin, die aus der früheren Ehe des Herzogs stammenden zwei Prinzen zu vergiften. Das Verbrechen wurde ausgeführt, aber entdeckt, und Berthold ließ die ruchlose Stiefmutter enthaupten. In seinem unversöhnlichen Zorne beging er von nun an eine Reihe blutiger Gewaltthaten und verließ endlich das unselige Burgund, diese Mördergrube seines Stammes, und bezog die Burg zu Freiburg, wo er in so düsterer Verschlossenheit lebte, daß kaum die heiterste Gesellschaft die Wolken seines Unmuths zu verscheuchen vermochte. Ja, immer härter, immer tyrannischer wurde sein Herz. Man floh ihn, wie einen Verbündeten des Teufels. Wittwen und Waisen hatte sein unersättlicher Geiz um Hab' und Gut gebracht; seine Grausamkeit ließ seine gefangenen Feinde unmenschlich martern und verstümmeln und zuletzt kam es so weit, daß er seine eigenen Diener schlachtete, um ihr Fleisch zu verzehren. Und als ihn der Tod endlich auf das Sterbelager geworfen, befahl er noch einem Vertrauten, all' seine Schätze an Gold und Silber in Einen Klumpen zu zerschmelzen, dami sich die lachenden Erben darüber blutig schlügen. Aber so vielen Lastern und Verbrechen folgte auch eine schreckliche Strafe. Der Herzog wurde in einen Berg am Meere verbannt, wo er noch heutigen Tages seine Sünden abbüßt.

(Siehe J. Bader's: „Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen ꝛc.“ Freiburg, 1838. Herder.)

Der versteinerte Herzog.

(Nach obiger Sage.)

Es wüthet der Herzog; er rauft sich das Haar,
Zerfleischt sich die Lippen mit Bissen;
Da liegen die Söhne, das blühende Paar,
Das ihm noch die erste Gemahlin gebar,
Durch Gift aus dem Leben gerissen.

Wer hat sie gemordet? — Sein zweites Gemahl;
Gern lieh den Burgundischen Großen,
Die Berthold gezüchtigt mit siegendem Stahl,
Stiefmütterlich sie sich zum rächenden Strahl,
Zu knicken die fürstlichen Rosen.

Zwar fehlt's an Beweis; doch der Rasende glaubt
Allein dem Burgundischen Hasse;
Sein Stamm ist entlaubt und der Sprossen beraubt, —
Drum fällt auf dem Blocke der Herzogin Haubt,
Mag's Volk sich empören in Masse!

Wohl flieht ihn die Ruh' von derselbigen Stund,
Doch nähret sein Herz nur noch Tücke
Statt Reuegefühl in dem innersten Grund;
So zieht er, verfluchend das falsche Burgund,
Auf Zähringens Burg sich zurücke.

Dort lockt ihn zuweilen das schmetternde Horn,
Im lustigen Forste zu jagen;
Kein Schweiß doch erstickt ihm den glühenden Zorn,
Und heller noch schürt ihn der goldene Born
Bei zechender Gäste Gelagen.

Die Adern der Stirne von grimmigem Drang
Stets bleiben sie drohend geschwollen;
Sie glättet kein Scherzen, kein Spiel und Gesang,
Im Kreis seiner Augen wird Jedem es bang
Vor ihrem entsetzlichen Rollen.

Bald fliehen die letzten der Gäste sein Haus;
Doch aus der unheimlichen Stille

Dehnt weit in die Runde sein Wüthen sich aus,
Es füllet das Breisgau mit Jammer und Graus
Des Herrschers tyrannischer Wille.

Von gierigem Geize nun wird er verzehrt
Nach edlen Gesteinen und Erzen;
Bald hat er von Allem, was irgend von Werth,
Die Häuser und Hütten des Landes geleert,
„Der Mann mit dem steinernen Herzen.“

Wer etwas ihm weigert, der muß mit dem Tod,
Wer murrt, mit dem Kerker es büßen;
Mag schreien zum Himmel die wachsende Noth
Des hungernden Volkes, — der finstre Despot
Tritt alle Gesetze mit Füßen.

Auch fehlt's an den tollsten Gelüsten ihm nicht:
„Koch, schlachte mir heut einen Knaben,
Und setz' ihn gebraten mir vor als Gericht!
Auf menschliches Fleisch war ich längst schon erpicht,
Und will mich nun einmal dran laben!“ —

Schon sitzt er bei Tafel; da plötzlich erfaßt
Ihn Eckel und Todesentsetzen;
Um stößt er die Tische, mit rasender Hast
Durchrennt er die Hallen im öden Palast,
Wo höllische Geister ihn hetzen.

Bald sinkt er gebrochen auf's Lager dahin,
Ihm naht sich die tödtliche Hippe,
Doch wendet er nimmer zur Reue den Sinn,
Er träumt noch und stammelt von neuem Gewinn,
Bis endlich erstarret die Lippe.

Die Flüche des Volkes nur donnern ihm nach
In's Grab, und es jubelt die Runde;
Doch schrecklich zu büßen für was er verbrach,
Bannt Gott ihn hinab in ein Felsengemach
In des Bergs tiefinnerstem Grunde.

Dort sitzt der Tyrann bis zum jüngsten Gericht,
Mit versteinerter, irdischer Hülle;
Des Inneren Gier nur versieget ihm nicht,
Denn rings im Gewölbe mit blendendem Licht
Strahlt Golds und Juwelen die Fülle.

Alljährlich nur Einmal der Herzog erwacht
Aus seinem granitenen Schlafe;
Da lockt ihn der Schätze unendliche Pracht,
Da vergißt er des Bannes erstarrende Macht
Und seiner entsetzlichen Strafe.

Doch wie er sich wühlet in's Edelgestein
Und schwelgt in den goldenen Erzen,
Fühlt neu sich versteinern er Mark und Gebein,
Und „Fluch" noch donnert's in's Ohr ihm hinein,
„Den Fürsten mit steinernen Herzen!"

A. Schzlr.

Friedrich von Baden.[1]

Wo Zähringens Burg zum Himmel strebt,
Vom Ruhm der Ahnen hehr umschwebt,
Da weilt so gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt so thränenschwer,
Ihm neigen sich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild!
Des Jünglings Arm hält einen Schild;
Des Schildes Feld
Ist weiß erhellt,
Drin steht geschrieben, wie Blut so roth:
„Die Treue halt' ich bis in den Tod!"

Das ist des edlen Friedrichs Bild,
Das ist der Freundestreue Schild,
Den Ruhm der Schlacht
Und Ehre bewacht,
Seit in der Jugend Morgenroth
Den Bund er schloß auf Noth und Tod.

O! als er auszog in das Feld,
Das Herz von Hoffnung kühn geschwellt,
Wie manches Ach
Folgt ihm jetzt nach!
Wie manche Wolke trat herein
Um lichter Augen Sonnenschein!

Des Hofes Blumen traurig stehn;
Die Mutter will vor Gram vergehn,
Der Ahnung Schmerz
Zerreißt ihr Herz;
Doch festen Sinns für Konradin
Sehn Alle Friedrichs Seele glühn.

Der kecke Wurf, er ist gewagt.
Der Muth des Rechts, der Ehre Macht
Reißt stürmend fort
Von Ort zu Ort
Des Banners freudekühnen Lauf;
Der kleine Hauf schwillt wachsend auf.

Das schöne Land, schon liegt es da;
„Willkomm!" schallts durch Italia;
Mit Huldigung
Naht Alt und Jung;
Dem Heerzug öffnen feierlich
Der alten Roma Pforten sich.

Bei Saitenspiel und Paukenklang
Welch herrlicher Triumphempfang!
Die Tücher wehn
Von Höhn zu Höhn,
Und frische Blumenketten ziehn
Von Haus zu Haus sich duftend hin.

Balkon und Dächer angefüllt,
Und ob dem Tyndaridenbild,
Wo Held und Held
Zum Freund gesellt,

Wie weilt voll süßer Rührung nicht
Der zarten Frauen Huldgesicht!

Jetzt bricht sie los, die kühne Schlacht!
Der Sieg, treu auf das Recht bedacht,
Hilft teutschem Arm;
Der Söldner Schwarm
Kehrt vor der Helden Schwert und Blick
Geschlagen sich zur Flucht zurück.

Weh! wie sich wendet eine Hand,
So dreht sich auch des Glückes Stand.
Trau, Teutscher, nicht,
Wo Wälschmann ficht!
Gespannt hat schon sein Netz Verrath,
Zur Rettung ist es schon zu spat. —

In armer Tracht, am Meeresstrand,
Wer irret dort? — Beut goldnes Pfand
Um schnelle Fahrt!
Denn nimmer spart
Verrath jetzt neue Mordgefahr;
O fleuch, du treues Bruderpaar!

Fort müssen sie gefangen ziehn,
Und Alles hin, und Alles hin!
Erloschen fern
Der letzte Stern!
Dem Glücke folgt der wälsche Sinn;
Nur Einen Freund hat Conradin!

Das ist des treuen Friedrichs Haupt,
Und ob es auch die Mordart raubt:
Er stirbt vereint
Mit seinem Freund,
Ein Märtyrer des edeln Ruhms,
Des Rechts, der Treu, des Heldenthums.

O solches Mordes ewger Schmach
Verhülle sich der Ehre Tag!

Mit blutgem Stift
Sey ihre Schrift
Geschrieben in der Zeiten Buch,
Und hänge sich an sie der Fluch!

Dich aber, Badens junger Held!
Verherrlicht noch das Sternenfeld.
Mit Conradin
Wird ewig blühn
Dein Name durch die fernste Zeit,
Und Herzen mahnen weit und breit.

Wo Zähring's Burg gen Himmel strebt,
Vom Ruhm der Ahnen her umschwebt,
Da weilt so gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt so thränenschwer,
Ihm neigen sich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild,
Des Jünglings Arm hält einen Schild,
Des Schildes Feld
Ist weiß erhellt,
Drin steht geschrieben blutigroth:
„Die Treue halt ich bis in den Tod!"

Conz.

[1]) Bekanntlich zog Friedrich von Baden, oder wie er auch in Bezug auf seine Mutter genannt wurde, Friedrich von Oesterreich, mit dem unglücklichen Conradin, um diesem, seinem Freunde, das widerrechtlich entrissene Erbe zu erobern, nach Italien. Anfangs schienen sie glückliche Fortschritte zu machen, rückten auch 1268 mit dem Heere in Rom ein, erlitten aber nachher, überlistet, in den Flächen von Tagliacozzo eine traurige Niederlage, in Folge deren sie auf der Flucht, wiewohl verkleidet, gefangen wurden. Ihr gefühlloser Gegner, Karl von Anjou, ließ nun, mit Bewilligung des Papstes, am 25. October 1269 auf dem Marktplatze zu Neapel die beiden Jünglinge, und mit ihnen noch mehrere Edle aus Italien und Teutschland enthaupten. Mit Conradin ging das Schwäbische Kaiserhaus zu Grabe.

Freiburg.

Freiburg wurde von Herzog Berthold III. erbaut. Ursprünglich war die ganze dortige Gegend an der Dreisam ein Wald; am westlichen Abhang des Roßkopfs lag der alte Ort Herdern und jenseits am Bromberg das Dorf Wühre. Aber zur Zeit Herzog Bertholds des Bärtigen erhob sich inmitten jenes weitgedehnten, wildreichen Waldes ein fürstliches Jagdschloß, auf dessen Stelle noch jetzt das älteste Haus Freiburgs gezeigt wird. In deren Nachbarschaft, in den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und es fügte sich, daß die Mehrzahl der Bergknappen ihre Hütten bei dem neuen Jagdschloß errichteten, wo auch bereits einige Fischer sich niedergelassen hatten, so daß im Verlaufe noch desselben Jahrhunderts ein Dorf daraus sich bildete. Herzog Berthold II. ließ demselben eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus erbauen, die den Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr 1115, entschloß sich Herzog Berthold III., dieses Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinwesen, treu nach dem Muster des Kölnischen. Bald kam auch dieser Entschluß zur Ausführung und von nun an erscheint allmählig die Stadt Freiburg in den Urkunden.

(Vergleiche J. Bader's „Badische Landesgeschichte ꝛc." — Dr. Heinrich Schreiber „Urkundenbuch der Stadt Freiburg" ꝛc.)

Das Münster zu Freiburg.[1]

Wo sich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da ist ein Bau zu schauen,
In dem der Vorwelt Größe lebt,
Ein Schmuck den teutschen Gauen.

Sein Haupt so stolz, so wunderkühn,
Zum Lichte hoch gehoben,
Wie prangt es in der Sonne Glühn,
Wie prangt es sternumwoben!

Wie schlingt sich freudig das Gestein,
Umarmen sich die Glieder! —
So strahlet herrlich, hell und rein,
Das teutsche Leben wieder.

Und strebt herauf durch Drang und Zeit,
Muß himmelan sich ringen,
Und schafft ein Werk der Ewigkeit,
Und läßt sich nicht bezwingen.

Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben,
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

Das ist der teutsche Geist! So fliegt
Er über Nacht und Schatten;
So hat er, was ihn hemmt, besiegt,
Und wirket ohn' Ermatten.

So lebt er ewig neu und jung
In dem, was er geboren,
Und weiß von keiner Aenderung,
Und bleibet unverloren.

Heinrich Schreiber.

[1]) Der Baumeister des Freiburger Münsters ist bisher unbekannt geblieben; allein er mag in seinem großen Schüler, in Meister Erwin von Steinbach, verehrt werden, denn dieser arbeitete als Jüngling in der Steinmetzenhütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht und entwickelte dabei in seiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg so bewunderungswürdig ausgeführt hat.

(Siehe Joseph Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 221.)

Der Anfang der Erbauung dieses herrlichen Denkmals läßt sich mit ziemlicher Gewißheit in die Tage Herzog Conrad's von Zähringen, (1122 — 1152) setzen, der auch gewiß sehr viel zur Beförderung dieses Unternehmens beitrug, da es vorzugsweise seinem Namen zugeschrieben wird. Wie weit aber in den Jahren seiner Regierung dieser Bau gediehen, ist jetzt nicht mehr zu bestimmen. Zwar will die Sage das Münster unter seiner Regierung angefangen und vollendet wissen, erzählt auch noch Manches von den ungeheuern Gerüsten, die weit über die Stadt

Freiburg.

Freiburg wurde von Herzog Berthold III. erbaut. Ursprünglich war die ganze dortige Gegend an der Dreisam ein Wald; am westlichen Abhang des Roßkopfs lag der alte Ort Herdern und jenseits am Bromberg das Dorf Wühre. Aber zur Zeit Herzog Bertholds des Bärtigen erhob sich inmitten jenes weitgedehnten, wildreichen Waldes ein fürstliches Jagdschloß, auf dessen Stelle noch jetzt das älteste Haus Freiburgs gezeigt wird. In deren Nachbarschaft, in den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und es fügte sich, daß die Mehrzahl der Bergknappen ihre Hütten bei dem neuen Jagdschloß errichteten, wo auch bereits einige Fischer sich niedergelassen hatten, so daß im Verlaufe noch desselben Jahrhunderts ein Dorf daraus sich bildete. Herzog Berthold II. ließ demselben eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus erbauen, die den Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr 1115, entschloß sich Herzog Berthold III., dieses Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinwesen, treu nach dem Muster des Kölnischen. Bald kam auch dieser Entschluß zur Ausführung und von nun an erscheint allmählig die Stadt Freiburg in den Urkunden.

(Vergleiche J. Bader's „Badische Landesgeschichte rc." — Dr. Heinrich Schreiber „Urkundenbuch der Stadt Freiburg" rc.)

Das Münster zu Freiburg.[1]

Wo sich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da ist ein Bau zu schauen,
In dem der Vorwelt Größe lebt,
Ein Schmuck den teutschen Gauen.

Sein Haupt so stolz, so wunderkühn,
Zum Lichte hoch gehoben,
Wie prangt es in der Sonne Glühn,
Wie prangt es sternumwoben!

Wie schlingt sich freudig das Gestein,
Umarmen sich die Glieder! —
So strahlet herrlich, hell und rein,
Das teutsche Leben wieder.

Und strebt herauf durch Drang und Zeit,
Muß himmelan sich ringen,
Und schafft ein Werk der Ewigkeit,
Und läßt sich nicht bezwingen.

Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben,
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

Das ist der teutsche Geist! So fliegt
Er über Nacht und Schatten;
So hat er, was ihn hemmt, besiegt,
Und wirket ohn' Ermatten.

So lebt er ewig neu und jung
In dem, was er geboren,
Und weiß von keiner Aenderung,
Und bleibet unverloren.

Heinrich Schreiber.

[1]) Der Baumeister des Freiburger Münsters ist bisher unbekannt geblieben; allein er mag in seinem großen Schüler, in Meister Erwin von Steinbach, verehrt werden, denn dieser arbeitete als Jüngling in der Steinmetzenhütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht und entwickelte dabei in seiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg so bewunderungswürdig ausgeführt hat.

(Siehe Joseph Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 221.)

Der Anfang der Erbauung dieses herrlichen Denkmals läßt sich mit ziemlicher Gewißheit in die Tage Herzog Conrad's von Zähringen, (1122 — 1152) setzen, der auch gewiß sehr viel zur Beförderung dieses Unternehmens beitrug, da es vorzugsweise seinem Namen zugeschrieben wird. Wie weit aber in den Jahren seiner Regierung dieser Bau gediehen, ist jetzt nicht mehr zu bestimmen. Zwar will die Sage das Münster unter seiner Regierung angefangen und vollendet wissen, erzählt auch noch Manches von den ungeheuern Gerüsten, die weit über die Stadt

so verschwindet sie ganz und gar und du steckst mitten in Dornhecken.

4.

Der unterirdische Gang in das Münster.

Die alten Herzoge liebten Sicherheit und Bequemlichkeit. Darum ließen sie sich von ihrem Schloße herab einen Gang unter der Erde machen in das Münster und stiegen dann, ungesehen von dem Feinde, oder wenn es kalt war an hohen Festtagen, aus dem Hahnenthurme herauf und setzten sich in ihren Chorstuhl. Rechts vom Gange liegt auch das Gewölbe, wo die uralten Münsterschätze und Münsterbriefe aufbewahrt werden, ein unermeßlicher Reichthum. Da steht es geschrieben, daß Meister Erwin das Münster gebaut hat, und liegen noch seine Zeichnungen da. Der Gang ist aber vom Berge herunter verschüttet; im Münster findet man ihn bei dem Steine mit a b c. Ich weiß von einem Herrn am Münster, der lange Zeit nach diesem Steine gesucht und beinahe den Hahnenthurm baufällig gemacht hat. Da hat man es ihm aber verboten, was er seinen Obern nie verzeihen konnte. Denn noch auf dem Todbette hat er versichert, er wäre gerade daran gewesen, den rechten Stein mit dem a b c zu finden.

II. Die Stadt Freiburg betreffend.

1.

Der Brunnen mit dem Männlein.

Wie Jedermann weiß und sehen kann, ist es das alte Wahrzeichen von Freiburg:

Ein Münster ohne Dach,
Ueberall Brunnen und Bach.*)

Was aber nur ältere Leute wissen, die immer mehr aussterben, ist, daß es mit dem Brunnenmännlein eine eigene Bewandt-

*) Durch jede Straße und Gasse Freiburgs rauscht ein munteres Bächlein, und der öffentlichen Brunnen gibt es unzählige.

niß hat. Es könnens Alle finden, die durch die Straße gehen, Einheimische und Fremde, doch das ist vergeblich; denn am Tage ist das steinerne Männlein ganz unscheinbar und sieht einem andern so gleich, wie ein Ei dem Andern. Aber gehe in der heiligen Nacht, genau um zwölf Uhr hin, sage Niemanden etwas davon und halte den Athem an dich, vergiß aber nicht, einen ordentlichen Krug mitzunehmen; denn dann fließt aus dem Brunnen statt Wasser Wein, und wenn das Jahr gut wird, ein köstlicher Vierunddreißiger, und das Männlein hält eine blühende Traube in der Hand. Gib aber Acht, daß nicht Zwei zusammen kommen, denn sonst streiten sie schon in Gedanken um den Vorzug und in diesem Falle bekommt Keiner etwas.

2.

Das Männlein am Geisbrunnen.

Der Geisbrunnen auf dem Schloßberge ob Freiburg hat weit und breit das köstlichste Wasser; es trinken gar Viele davon, schon von vier Uhr am Morgen und wissen doch seinen Namen nicht. Da wird viel gelacht und geplaudert, so daß man am Ende noch weniger weiß als am Anfang. Wer aber am Geisbrunnen etwas Rechtes erfahren will, der lasse sich die Mühe nicht reuen und gehe in der Neujahrs-Mitternacht hin, so wird er ein Männlein dabei finden, das nicht viel Worte macht und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, so hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr schlecht, so macht es ein saures Gesicht und seine Hände sind leer. So kannst du immer erfahren, wie es mit dem neuen Jahre stehen wird, und das sicherer als aus dem hundertjährigen Kalender.

3.

Drei Kirchlein unter Einem Dach.

Jetzt ist es auf dem Lorettoberglein bei Freiburg still und ruhig; nur durstige Brüder erheben ihre Stimmen bisweilen

nach einem Glase Bier, vom Platze unter den Linden oder aus dem Bruderhäuschen. Wenn du aber Schüsse hörst, unter und neben dir, so erschrick nicht, sie sprengen nur die Felsen in den Steingruben, so daß das arme Berglein bald da liegen wird, wie ein ausgenommener Karpfen oder Hecht, von dem nur noch Gräthe übrig sind. Im Schreckenkriege aber war es anders; da wurde im Ernst geschossen und gehauen, gestritten und gestürmt, daß sogar Denen in Freiburg Sehen und Hören verging. Das Blut aber floß wie ein Bach das Berglein herunter. Da mocht' es auch oben dem kaiserlichen General bange geworden seyn, als die Franzosen und Schweden gar so wüthend waren; denn er gelobte im Stillen, der Mutter Gottes drei Kirchlein unter Einem Dach bauen zu lassen, wenn sie die Feinde zurücktriebe. Und siehe da! er ward erhört. Denn andächtige Bürgerinnen von Freiburg sahen die Jungfrau Maria hoch über dem Pulverdampfe schweben und die Kugeln in ihren Mantel auffangen. Die Feinde aber wichen voll Entsetzen zurück und der General ließ später das Kirchlein so bauen, wie er es gelobt hatte.

Konrad's von Würzburg Tod.*)

(1287.)

In die stille Klosterzelle
Blinkt der Abendsonne Licht
Auf die schlichte Lagerstelle,
Auf ein todtenbleich Gesicht;
Zu dem Bruder Dom'nikaner,
Der schon Jahre lang hier wohnt,
Trat der strenge letzte Mahner,
Welcher keines Alters schont.

Um den Sterbenden kniet leise
Seiner Brüder Ordenszahl,
Aber aus dem braunen Kreise
Glänzt auch mancher Ritterstahl:
Freiburgs edler Herren viele,
Wackre Bürger noch dabei,
Meister in dem Saitenspiele,
Schließen auch sich an die Reih'.

Alle kamen sie, zu lauschen
Konrads letztem Athemzug;
Konrads, der so hoch einst rauschen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburgs ruhmbekränztem Sohne
Bringen sie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchsten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor;
Und er winket, aufzuschließen
Seiner Zelle Fensterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Drauß' im Blau, im wolkenlosen,
Sieht man hehr vom Dome blühn
Seiner Pyramide Rosen
In der Purpurstrahlen Glühn;
Und die ehrnen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den heiligen Abendsegen
Betet über Berg und Thal.

Durstig hangen Konrads Augen
Am verklärten Münsterbild;
Klänge scheint sein Ohr zu saugen
Aus der Engel Lustgefild;
Seine letzten Kräfte sammeln
Nochmal sich zu neuem Schwung,
Leisen Munds, doch ohne Stammeln
Spricht er mit Begeisterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seyd voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Trost versüßt!

Euerer Gebete Schwingen
Lassen aus dem Erdenband
Leichter meinen Geist sich ringen
Zu dem ewigen Vaterland.

„Von hieniden scheid' ich gerne;
Diese kampfestrübe Zeit
Hüllt des Sängers schönste Sterne
Tiefer stets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erschlaffen
Sie der blinden Leidenschaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürstenstand und Ritterschaft.

„Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erschrocken
Vor der Lüste wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch schallen,
Wüster Spaß und Becherklang,
Wo sonst in den Ritterhallen
Tönte keuscher Minnesang.

„Wo nur noch die Faust sich Recht schafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtschaft
Er noch sieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für seine Kunst,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunst.

„Darum hatt' ich hier ins Kloster
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo sturmdurchtoß'ter
Seelenhimmel sich erhellt;
All mein irdisch Minnen streifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Busen reifte
Heiß mein höchstes Lied empor.

„Und ich schuf die goldne Schmiede,
Drin mein Herz mit vollster Glut
Zu Maria's Ruhmesliede
Hat verschmolzen all sein Gut;
Was nur Köstliches mein Seelen-
Schacht umschloß an Erz und Stein,
Gold und Silber und Juwelen
Schmiedet' ich ins Lied hinein.

„Nehmt die Pergamentesrollen
Dort hervor aus jenem Schrank!
So nur, Brüder, Freunde! zollen
Kann ich euch noch meinen Dank
Für die Liebe, die dem greisen
Mönche stets bewahrt ihr habt;
Wenn an dieses Liedes Weisen
Ihr nach meinem Tod euch labt.

„Was so kühn ich jetzt gesprochen,
Nehmt es hin als Schwanenlied;
Mein Geräth ist morsch gebrochen,
Selbst zusammen bricht der Schmied.
Vor den andern Sängern neide
Ich nur einen Einz'gen, dich,
Walter von der Vogelweide,
Du warst glücklicher als ich!

„Denn dein Grab ist Würzburgs Erde,
Meiner theuern Vaterstadt,
Und auf seinem Futterherde
Ißt sich manches Vöglein satt.
Sey es! Auch in fremdem Grunde
Schläft der Sänger sanft und kühl,
Lebt er fort im Freundesmunde
Und in seines Volks Gefühl!

„Aber euch, ihr jüngern Meister
In dem edlen Sangesspiel,
Mögen reine, gute Geister
Leiten an das hehrste Ziel!
Strebt zum Lenz des höhern Lebens

Aus dem Wintersturm der Zeit;
Baut auf Gott! und nicht vergebens
Ringt ihr nach Unsterblichkeit!" —

Konrads Worte still verklingen
Mit der Glocken letztem Zug,
Mit des letzten Strahles Schwingen
Nimmt sein Geist den Himmelsflug.
Auf den Schatz der goldnen Schmiede
Drücken Alle heiß den Mund:
„Friede seiner Asche, Friede!"
Tönts aus jedem Herzensgrund.

A. Schzlr.

*) Nach Angabe einiger Literatoren soll Konrad von Würzburg 1287 in Freiburg i. B. gestorben seyn. Auch führt ein Verzeichniß der Mönche des dortigen ehemaligen Dominikanerklosters aus jener Zeit den Namen eines Bruders Konrad aus Würzburg auf.

Berthold Schwarz.*)

Wer kennt die schöne Freiburg nicht
Mit ihrem hehren Dome,
Der mit ernstheiterem Gesicht
Steht in der Zeiten Strome?
An gläubigre Vergangenheit
Für uns die beste Mahnung,
Doch vorwerts blickend in die Zeit,
Voll sorgentrüber Ahnung.

Bei seiner Glocken vollem Ton
Umwehn mich alte Sagen;
Vergönnts dem Sänger, euch davon
Heut eine vorzutragen!
Ich will zurück euch führen weit
Ins Franziskanerkloster,
In stiller Zellen Einsamkeit
Und Mauern, graubemooster.

In dem Laboratorium
Voll Tiegel und Phiolen,

Umstellt mit Büchern ringsherum,
Schürend des Heerdes Kohlen,
Sitzt Bruder Berthold, eingewiegt
In grübelnde Gedanken,
Doch jeder Blick des Geistes fliegt
An allzuhohe Schranken.

Er forschet wohl mit heißem Fleiß
Nach der Natur Bekanntschaft,
Er sucht in aller Wesen Kreis
Geheime Wahlverwandtschaft;
Der Elemente herben Kampf
Zur Harmonie zu gleisen
Und, unter Qualm und Ofendampf,
Umsonst den Stein der Weisen.

Er sucht umsonst die Goldtinktur,
Es will ihm nicht gelingen
Dem Zaubermeister der Natur
Den Schlüssel abzuringen;
Er stampft im Mörser ämsiglich
Salpeter, Kohlen, Schwefel,
Und rief' den Teufel gern zu sich,
Wär's nur kein solcher Frevel. —

Nun schürt die Glut er wieder frisch,
Daß alle Funken spritzen,
Und einer springt in das Gemisch
Und plötzlich jagt mit Blitzen
Die Mörserkeul' ein Donnerschlag
An des Gewölbes Decken;
Geschleudert auf den Boden lag
Der Mönch im Todesschrecken.

Und als er wieder schwankt empor,
Ists ihm, als ob er träume,
Durch des zertheilten Rauches Flor
Schaut er in ferne Räume;
Und deutlicher stellt sich ihm dar
Ein schauerlich Gebilde:

Es drängen Krieger, Schaar auf Schaar,
Sich auf ein Schlachtgefilde.

Aus Rohrgewehren knallen sie
Sich Blitz um Blitz entgegen,
Und todesröchelnd fallen sie
Von einem Kugelregen;
Er sieht, auf Rädern hergeschafft,
Viel Mörser, deren Mündung
Spie Globen aus mit Donnerkraft
Vulkanischer Entzündung.

Wo das Geschoß hinwetterte,
Da riß es Reihen nieder,
Es lagen rings zerschmetterte
Zuckende Menschenglieder;
Es stürzten Felsenburgen ein,
Zertrümmert unter Bomben,
Die Fluren wurden Wüstenei'n,
Die Städte Catakomben.

Da schritt der Tod im Riesengang
Das Leichenfeld hinüber,
Die Sense triumphirend schwang
Nach Berthold er herüber
Und rief ihm zu: „Wie bin ich dir,
O Mönch! so sehr verbunden,
Daß du ein solches Elixir
Zu meinem Dienst erfunden!"

Und als das Bild verschwunden war,
Kniet Berthold in der Zelle:
„„Als Alchymist war unsichtbar
Der Teufel mein Geselle!
In diesem Pulver war mir nah
Der Hölle schwarzer Samen;
O Gott verhüte, was ich sah!
Gib mir nicht Schuld dran, Amen!""

A. Schnlr.

*) Drei teutsche Städte streiten sich um die Ehre, die Heimath des Pulvererfinders zu seyn. Von Köln aber und Goslar ist wohl kaum zu

reden, da für Freiburg nicht nur die ältesten Sagen, sondern selbst urkundliche Data sprechen. Es lebte schon während des 14. Jahrhunderts die Familie Schwarz zu Freiburg, wo sie noch heute fortblüht, und selbst jener zweite Namen des räthselhaften Pulvererfinders, Anklitzen, war daselbst einheimisch.

(Vergleiche Joseph Babers: „Freiburg und seine Umgebungen.“ Ein Handbuch für Reisende. Freiburg, 1838. Herder. S. 31.)

Der Fleischer von Freiburg.

In dem jahr als man zalt von der Geburtt Christi unsers Herrn 1289 um St. Jacobs Tag, do wardt die stadt Freyburg im Breisgaw belegert, von Herr Cunraten von Liechtenberg dem Bischoff zu Strasburg, undt stürmbt die Stadt, do lieffen aus der Stadt heraus viel frischer Knecht und dapfere Burger, die stachen mit den Feinden, unnd als der Bischoff sein Volk im Heer anweiset, do waget sich ein Burger von Freyburg, (Namens Hauri) der was ein metzger, der lieff in die Feindt, unnd stach ein spies in den Bischoff, als das geschach, do zog menigklich unnd der gantze Hauff aller gleich von dannen ab, unnd wardt der krieg geendet, als der Bischoff erstochen was.

(Aus Jacob von Königshofens Anhang zu seiner Elsäßischen Chronick: „Freyburgische Chronicke.“ 1698.)

„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!“

Schon im Anfange des Jahres 1366 hatte Graf Egon umsonst versucht, verrätherischer Weise in die Stadt Freiburg einzudringen. Es war an Maria Verkündigung um Mitternacht, als er, wie die Chronik sagt, hauptsächlich von seiner Mutter Frau Anna von Signau, auch Herrn Mathias von Signau und Herrn Trautmann, seinem Vogte, aufgefordert, und durch Verräther unterstützt, mit Vielen des Adels zur Stadt heranschlich. Glücklicherweise aber hatte diese zuvor von dem Anschlage Nachricht erhalten, und der Graf mußte sich in seinen Erwartungen völlig getäuscht und beschämt zurückziehen.

Eine handschriftliche Chronik erzählt den ganzen Vorfall einfach, und darum nicht unwahrscheinlich, folgendermaßen:

„Es kam damals ein armer Mann um Mitternacht gen

Freiburg und klopfte freventlich an; da redete der Bürgermeister mit ihm, was er wolle? er wisse doch, daß ihm die Stadt verboten wäre. Jener antwortete, es wäre darum, daß er die frommen Herren von Freiburg warne, denn ihr Leib und Gut wäre verrathen und verkauft auf diese Nacht. Und bat den Bürgermeister, daß er ihn hereinlassen möge, er wolle ihm dann Alles entdecken. Da nahm ihn der Bürgermeister gefangen und meinte, er gehe nicht mit rechten Dingen um; aber der arme Mann sagte ihm sicheren Grund. Kommt mit mir zu St. Johannes-Thor, da sitzt Einer unter einer Weide und hat die Schlüssel zum Thor, und wenn man ihm das Wahrzeichen gibt, so öffnet er: so ist auch die Brücke bei dem obern Thor mit Dung belegt und steht ein Wagen darauf, dieselbe soll auch von den Feinden gebraucht werden. — Da sie nun an die Orte kamen und die Sachen fanden, wie er gesagt hatte, ließ der Bürgermeister an die Glocke schlagen, sammelte die Gemeinde auf dem Kirchhofe, besetzte die Thore und die Straßen außerhalb zu dem Schloß, und redete den Bürgern zu, sich ihres Leibes und Gutes tapfer zu schirmen. Das geschah zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Da war indessen Graf Egon mit den Seinigen so nahe zur Stadt gekommen, daß sie die Glocke hörten; dadurch aufmerksam gemacht, frug er, „was dieß für ein Geläute wäre?" Ihm erwiederte man: „„es ist die Wartglocke;"" als er aber aufmerksamer hörte und das Geläute erkannte, rief er entsetzt aus: „O weh, heute Herr zu Freiburg und nimmermehr!" Nichts desto weniger rückten sie fort mit dem Zuge gegen die Stadt; aber da sie merkten, daß sie ihren Willen nicht ausführen konnten und auch in das Schloß nicht kommen mochten, kehrten sie wieder von dannen und verbrannten den Mönchshof, der zu dieser Zeit mit vier Priestern von Thennenbach besetzt war, und gleich vor dem Mönchsthore lag." *)

Die Sage erweitert diese Erzählung noch dadurch, daß sie beifügt, der Anzeiger hätte die Verräther und den Grafen in der Schenke zu Lehen, wo er unbemerkt hinter dem Ofen gelegen, belauscht; auch sei der Thurmwächter mit in den Verrath

*) Jetzt steht eine Cichorienfabrik an jener Stelle, die aber auch noch häufig im gemeinen Leben den Namen des Thennenbacher Hofes fortführt.

verflochten gewesen, indem er den Auftrag gehabt habe, durch eine Fackel den verschiedenen Abtheilungen ein gleichzeitiges Angriffszeichen zu geben. Deßwegen dürfe seither weder Feuer noch Licht auf dem Thurme mehr unterhalten werden. Ohne in diese gerade nicht wesentlichen Zusätze weiter eingehen zu wollen, genügt es wohl, noch nachträglich zu bemerken, daß seit dieser Zeit lange Jahre hindurch, immer auf dem Münsterthurme zur Mitternachtzeit das sogenannte Gräuselhorn geblasen wurde. Von diesem Augenblicke an wurde auch die Erbitterung immer heftiger, die Bürger fingen an, dem Grafen die Burg aus drei Lagern zu beschießen; vom Graben bei Allerheiligen*) vor dem Diebsthore, von dem Münsterplatze bei dem Ritter und von der Oberlinde bei den Augustinern. Schon Mitte May's war das Schloß in Schutt verwandelt, „die schönste Veste," fügt Tschudi (I. Thl. S. 464) bei, „die im teutschen Lande war." Siegestrunken zogen nun die Bürger hinaus vor das Schloß zum Wiger oder Weiher,**) und gewannen auch dieses.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der böse Pfenning.

Als die Landstände des Breisgau's zur Tilgung der Landesschulden ein neues Umgeld vom Weine (nämlich einen Pfenning von der Maas) zu erheben beschlossen hatten, fand die Einführung dieser Abgabe, an vielen Orten, namentlich auch in Freiburg, nicht wenig Widerstand von Seiten der Wirthe, die von dem „bösen Pfenning" (so nannten sie die neue Auflage) nichts wissen wollten. Endlich, als kein Weigern half und der erste Verfalltag erschien, fanden sich die Wirthe mit ihrem Betreffniß und dem Vermelden ein: „da sey der böse Pfenning!" Man zählte nach: an der Summe fehlte zwar nichts, allein — sie bestand aus lauter abgewürdigter Münze.

Julius Leichtlin.

---

*) Hier ist das alte Kloster dieses Namens gemeint, das in der Neuenburg oder Johanitter-Vorstadt in der Nähe des heutigen Christophs-Thores stand, und zugleich mit dieser Vorstadt zerstört wurde; das spätere Kloster Allerheiligen wurde bekanntlich in die sogenannte Pfaffengasse verlegt, und ist nun zur evangelischen Stadtpfarrkirche umgewandelt.

**) Bei Emmendingen; es gehörte einem Zweige der Familie Schnewlin, der von ihm seinen Namen führte, Schnewlin zum Wiger.

Die Todtenglocke.

In Freiburg wüthete einst eine pestartige Krankheit so fürchterlich, und der Opfer dieser Seuche wurden täglich so Viele, daß die Todtenglocken, besonders die zu St. Nikolai in der Neuenburg, nur in kurzen Zwischenräumen schwiegen. Dies fiel den Bewohnern eines benachbarten Klosters so beschwerlich, daß sie bei dem Stadtrathe Klage darob erhuben und um Einstellung des unaufhörlichen Läutens baten. Man beschloß, zuvor die Kirchenpfleger zu hören und diese erklärten: „Sie müßten sich höchlich darob wundern, daß Herren, welche der Welt entsagt hätten, so sehr über den Klang der Todtenglocken erschrecken könnten."

Julius Leichtlin.

Der Fliegenwedel.

In Freiburg gab es in früheren Zeiten kein Gewerbe, das seine Arbeiter so reichlich nährte und dem Stadtsäckel so große Summen einbrachte, aber auch den Vätern der Stadt so viel zu schaffen machte, als die Zunft der Granatenbohrer und Polierer. Diese Zunft war lange Zeit die reichste und angesehenste. Es konnte nicht fehlen: Ein gemüthlicher Leichtsinn und üppige Lebenslust mußte sich der Gesellen bemeistern, und der Neckereien gegen andere Leute wurden so vielerlei, daß im Frevelregister die Namen der Bohrer und Polierer die Hauptrolle spielten. Es ist sogar Thatsache, daß sich die Zunftmeister der Granaten-Polierer aus billiger Rücksicht zu einem Beitrage zur Erweiterung des Blockhauses freiwillig erboten.

In ausgelassenen munteren Streichen zeichnete sich aber durch Erfindungsgabe kein Geselle mehr aus, als ein junger Mann, der wegen seiner schlanken, hohen Gestalt gemeinhin „der lange Balierer" (Polierer) hieß. Die Zielscheibe seines Witzes und seiner Neckereien war vornehmlich ein kleines schwarzes Männchen, das man um seines aufbrausenden, aber feigen Benehmens willen, mit dem Spitznamen „Mucke" (Mücke) beehrt hatte. Diesem Vielgeneckten ging endlich die Geduld aus und er klagte. Der Stadtrath lud den Beklagten vor Gericht,

mit der Auflage: „zu standhafter Vertheidigung gerüstet und ohne Fehlen zu erscheinen.“ — Es bedurfte jedoch wiederholter Ladung, bis er gehorchte. Endlich erschien er und zwar bewaffnet; womit? — Mit einem Mückenwadel! . . . Der ganze Ernst der Richter löste sich in ein unwiderstehliches Gelächter.

Julius Leichtlin.

(Siehe „Freiburger Wochen- und Unterhaltungsblatt.“ Jahrg. 1823. S. 303.)

Hans Steutlinger.

Was wollen wir singen und heben an?
Von einem Hans Steutlinger;
Hat aus dem Adel geheurathet,
Hat geheurath eine adliche Frau.

„Ei Knechte, lieber Knechte mein,
Sattle mir und dir zwei Pferd,
Gen Freiburg wollen wir reiten,
Gen Offenburg haben wir guten Weg.“

Und da ich in Freiburg eine*) kam,
Für's jungen Herrn Friedrich sein Haus,
Da schaute der junge Herr Friedrich
Zum oberen Fenster heraus.

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Kommt zu mir jetzt herein;
Steigt ab von Eurem Sattel,
Helft essen die wildesten Schwein!“

„„Vom Sattel will ich wohl steigen,
Will treten auch zu Euch hinein,
Wenn Ihr mir wollet verheißen,
Daß ich kein Gefangner mehr sey.““ —

Sie gaben dem Hans Steutlinger gute Wort,
Bis sie ihn brachten oben an Tisch:
„Ei iß' und trink, Hans Steutlinger,
Dein Leben wird nimmermehr frisch!“

---

*) hinein.

„„Wie kann ich essen und trinken,
Wie kann ich nur fröhlich seyn?
Mein Herz möcht' mir versinken
Beim Meth und beim kühlesten Wein.“‟

„Hans Steutlinger, wem vermacht Ihr Euer Weib?“
„„Ich vermach sie dem lieben Herrn Friederich;
Dem vermach' ich ihren untreuen Leib,
Der sieht sie viel lieber noch als ich.“‟

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermacht Ihr Eure Kind'?“
„„Ich vermach sie dem lieben Gott selber,
Der weiß am besten, wem sie sind.“‟

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermachet Ihr Euer Gut?“
„„Ich vermach's den armen Leuten,
Die Reichen haben selber genug.“‟

(Aus „Des Knaben Wunderhorn ꝛc.“ 1. Band S. 173.)

Das Nonnenbild am Freiburger Münsterchor.

Als Luthers Lehre lobesam
In Freiburg Anhang auch bekam,

In einem Frauenkloster dort,
Verbreitet sich gar bald das Wort:

Daß allen Nonnen, welche fein
Mit Zähnen noch versehen sey'n,

's Heurathen jetzt gestattet sey.
Das war ein Jubel durch die Reih'!

Und heisa, aus der Nonnen Chor
Die Allerälteste springt hervor,

Ein Ausbund aller Häßlichkeit,
Den Mund aufsperrend weit und breit,

Und ruft, indem sie zeigt hinein:
„Meint ihr, mich werde Keiner frei'n?

„Gar irre seyd ihr, wenn ihr glaubt,
Ich sey der Zähne ganz beraubt;

„Noch hab' ich einen Stumpen hier!
Und heuren will ich, wie auch ihr!"

Die Schwestern unter Lachen dann:
„„Heil deinem künftigen Ehemann!"" —

Am Münsterchor, in Stein gehau'n,
Ist dort zum Spott ihr Bild zu schau'n.

Von einem Fratzenkreis umringt,
Aus deren Rachen Wasser springt,

Steht sie, das Maul weit aufgethan,
Und deutet auf den Rest von Zahn.

A. Schälr.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839. S. 535.)

Jesuitentheater zu Freiburg.

Mit dem Eintritte der Jesuiten in die Stadt und bei der Hochschule (1620) begann ein neuer Zeitraum für das Freiburger Schauspiel. Neben der Volksbühne auf dem Münsterplatz, die man hinfort der Menge überließ, erhob sich im Hofe der Jesuiten eine neue Gattung von Theater, das schulgerecht, gelahrt und auf Stelzen einherschreitend, auf die höheren Klassen der Einwohner berechnet war. Während fast alle Musen unter dem Gerassel der Waffen verstummten, erhielt doch Thalia ihren Tempel noch aufrecht. Geräthschaften und Gerüst aller Art wurde schon 1633 in Menge angeschafft; — ein Umstand, der, bei der damaligen Besetzung der Stadt durch die Schweden, einen lächerlichen Auftritt veranlaßte.

Da man nemlich im Teutschordens-Hause einen Vorrath von Gewehren und Säbeln entdeckt hatte, so erachteten es die feindlichen Kriegsherren für nothwendig, auch die Häuser der übrigen Ordensleute und insbesondere (auf Anstiften der Je-

suitenfeinde) das Collegium einer Durchsuchung zu unterwerfen. Unversehens erscheint also der Hauptmann Beil mit etwa 20 Musketiren im Jesuitencollegium, durchspäht sorgfältig alle Gemächer, Zellen und Schlupfwinkel desselben und findet endlich — Waffen in großer Menge; aber was für! Pappendeckelne Panzer, Schilde und Helme und hölzerne Lanzen und Schwerter, alle zu nichts anderem tauglich, als zum Theatergebrauch. Dennoch hatten sie den Jesuitenfeinden Stoff zur Verläumdung gegeben. Diesen spielte nun der Hauptmann einen Streich. Er eilte zum Obersten und rief: „Waffen, Waffen hab' ich gefunden bei den Jesuiten, und zwar einen solchen Vorrath, daß ihn wegzuführen, wohl zwei große Wägen erfordern wird." Da hierauf der Kriegsoberste zu wüthen und zu drohen anfing und die Neider schon frohlockten, trat der Hauptmann mit dem wahren Sachverhalte hervor und verwandelte so den Zorn des Obersten in ein schallendes Gelächter.

Julius Leichtlin.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt" 1827. S. 134.)

Die Gebeine des heiligen Alexander.

Die Gebeine dieses Heiligen, des Schutzpatrons der Stadt Freiburg, die in einem besonderen Sarge in einer eigenen Seitenkapelle des Münsters ruhen, wurden im Jahre 1650, als Papst Innocentius X. das dreizehnte Jubeljahr feierte, von Rom hierhergebracht. Die hocherfreute Stadt ließ dieselben auf's Köstlichste fassen. 40,000 Perlen und 20,000 Granaten sollen nebst acht Pfund reinen Goldes hiezu verwendet worden seyn. Auch sieht man an den Fingern des Heiligen schätzenswerthe geschnittene alte Steine als spätere Geschenke.*)

*) Diese Reliquien wurden von einem Freiburger Bürger, Georg Schächtelin, von Rom bis in seine Vaterstadt auf seinem Rücken getragen. Zum Andenken dessen las man früher auf einer Denktafel an der St. Alexanders Kapelle:

„Im tausend siebenhundert Jahr,
Und achte noch darneben,
Zugleich der zwölfte Aprillen war,
Da schloß den Lauf das Leben,
Georg Schächtelin, der beständig Rath,

Von acht und achtzig Jahren,
Wohlweis, fürsichtig in der That,
Herzhaft in allen Gefahren.
Er wurde vor der Kapellen hier
Zur Dankbarkeit begraben,
Den Leib St. Alexander wir
Durch ihn empfangen haben.
Auch aller Zünften heil'ge Gebein,
Vor fünfzig Jahr zu sagen,
Hat er auf'm Rücken ganz allein
Von Rom heraus getragen. u. s. w.

(Siehe Dr. Heinrich Schreibers „Geschichte und Beschreibung des Freiburger Münsters." Freiburg, 1820. Herder.)

Freiherr von Fahnenberg.

Freiburg blickt mit Dank auf das Geschlecht der Fahnenberg. Als Marschall Villars die Stadt belagerte und die Franzosen zum Sturme heranrückten, zog sich der Oesterreichische Feldherr v. Harsch in die Schlösser und überließ die Einwohner einer greulichen Verwirrung, ohne eine Unterhandlung zur Abwehrung des Sturmes zu pflegen. Auch die bei Sickingen versammelten hohen Herrn zerstreuten sich, ohne Maßregeln zur Rettung zu treffen. Die Bürger flohen beim Donner der Schwergeschütze schaarenweise aus ihren Häusern in die Kirche, um da beim Klange der heiligen Glocken an den Altären Schutz zu suchen. Sogar im gewaltigen Münster war kaum noch ein Raum am Hochaltar für den Priester und die Leviten übrig. Nur ein einziger Mann, der Stadtschreiber Doctor Franz Ferdinand Mayer, verlor in dieser allgemeinen Bestürzung die Besonnenheit nicht. Da er sah, daß von Seiten der Behörde, weder von Feldhauptmann noch von den Landesständen, ein Beschluß zur Rettung vor der Verwüstung erwartet werden könne, nahm er noch einen muthigen Bürger, nämlich den Bildhauer Norbert Wüst zu sich, und eilte mit ihm in den Rathshof, um zwei dort befindliche (kurz zuvor, trotz vielseitigen Abrathens, verfertigte) weiße Fahnen zu ergreifen. Da die wackern Männer nicht durch das stark verrammelte Thor dringen konnten, stellten sie sich mit den hoch geschwungenen Fahnen auf den Riß der Mauer,

hielten unerschrocken das Kleingewehrfeuer der Belagerer aus, drangen bis zum Feldherrn der Feinde, und erwirkten durch ihre Beredtsamkeit, daß Mayer als Geisel behalten und Wüst als Bote zurück zu den Behörden gesandt wurde, damit die Freiherren von Sickingen, Kageneck und Wittenbach sich in's Hauptlager aufmachten und durch einen Fußfall Gnade und Schonung für die Stadt erflehten, was ihnen auch gewährt wurde. Wer vermöchte den Jubel der Einwohner zu schildern, da sie sich nun wirklich von den Greueln der Verwüstung und Plünderung gerettet sahen? Tausend Segenswünsche begrüßten den zurückkehrenden, heldenmüthigen Doctor und Stadtschreiber, welcher um dieser schönen That willen sogleich mit dem Rechte eines Ehrenbürgers von Freiburg beschenkt, später in den Ritterstand erhoben und Stammvater der noch jetzt blühenden Familie der Freiherren von Fahnenberg wurde.

Julius Schneller.

(Siehe „Freiburger Wochenblätter“ 1836.)

Sanct Loretto.

Diese Kapelle verdankt ihre Gründung einer tapferen That, aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges. Der Bayerische General Mercy hatte im Juli 1644 die Stadt Freiburg den Franzosen entrissen und mit seinen Truppen besetzt, als im folgenden Monat Condé und Türenne mit überlegener Macht erschienen, um sich des Platzes wieder zu bemächtigen. Ihr Angriff geschah auf die fliegenden Verschanzungen am Schinberg und Josephsberglein, nach deren Wegnahme die Stadt verloren gewesen wäre. Sie fanden aber einen unerwarteten Widerstand. Vergebens donnerte Türenne sein furchtbares „encore mille!“ Mercy hielt Stand und der stolze Feind sah sich genöthigt, ein Schlachtfeld zu verlassen, wo er bereits sein ganzes Fußvolk eingebüßt. Zum Andenken dieses ruhmvollen Tages stifteten die Freiburger die St. Lorettokapelle, deren Vermögen dem Münster zugetheilt wurde.

Beinahe im nämlichen Monat, hundert Jahre später, erlitt Freiburg die letzte französische Belagerung, welcher König Ludwig XV. selbst beiwohnte. Von St. Loretto aus pflegte er die Arbeiter zu beobachten, wobei es eines Tages geschah, daß von den Batterien der Stadt eine Kanonenkugel auf ihn abgeschossen wurde, die dicht über seinem Haupte über dem Eingang der Kapelle in die Mauer schlug, wo sie noch zu sehen ist.

(Siehe Joseph Bader's: „Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder.)

Der Kanonier von Freiburg.

(1744.)

Breisach, „des teutschen Reiches Kissen,"
War längst des Kaisers Macht entrissen.

Des Königs Heer mit Schall und Klang,
Vor Freiburg steht's am Bergeshang.

Fern blinkt des Generalstabs Rüstung
Von des Lorettohügels Brüstung.

„Vive Louis quinze!" — Er tritt herfür
Aus der Kapelle Gnadenthür;

Recognoscirt auf ihrer Schwelle
Die Dreisamstadt und ihre Wälle.

Vom Schloßberg späht Artillerie,
Des Königs Stab erkannte sie.

Ist's nicht sein Federbusch, der bunte?
Schnell greift ein Kanonier zur Lunte:

„Habt Acht, dem wälschen Königlein
Soll einmal teutsch gepfiffen seyn!"

Ha, Blitz und Schlag! drei Spannen Maß
Ob seinem Haupt die Kugel saß.

Noch steckt der Eisenball zur Stelle
Dicht ob dem Pförtlein der Kapelle.

Der König stutzt, als von der Wand
Ihm Mörtel fällt auf Kopf und Hand.

Er winkt, aus zwanzig Feuerschlünden
Die Antwort ihnen baß zu künden.

Der Stadt entbeut er dann zum Gruß
Noch den Bescheid auf solchen Schuß:

„Sollt fürder euch mein Haupt bekümmern,
Schieß' ich das Münster euch in Trümmern!

„Ma foi! ein Ziel voll Majestät,
Die höher wohl als meine steht!" —

Vom Schloßberg schwiegen die Kanonen.
Solch' einen Tempel muß man schonen!

Ignaz Hub.

Güntersthal.

Güntersthal trägt den Namen seines ersten Gründers. Links über dem Dorfe, hoch auf dem steilen Rücken des sogenannten Bronnberges, sieht man noch den einsamen Felsen, welcher einst der Grundstein der Kibburg gewesen. Dort wohnte Herr Günther, in wehmüthigen Gedanken über das nahe Erlöschen seines Stammes, da ihm der Himmel das Geschenk eines Sohnes versagt hatte. Um nun dennoch der Nachwelt eine Erinnerung zu hinterlassen, stiftete der Ritter unten am Thalbach für seine Tochter und ihre Freundinnen ein Gotteshaus, welches hernach der Abt von Thennenbach, der Neffe des letzten Herzogs von Zähringen, eingerichtet hat. Die gottgeweihten Jungfrauen fanden aber die Nachbarschaft des weltlichen Getriebes einer aufblühenden Stadt zu gefährlich für ihre Gemüthsruhe und zogen sich tiefer in die Abgeschiedenheit des Gebirges nach Oberried, am Fuße des Feldbergs. Doch war die Natur dieses Thales viel zu karg und rauh, und die zarten Nonnen kehrten gerne zurück an den Ort ihrer ersten Stiftung.*) Lange Jahrhunderte blühte das Gotteshaus zu Güntersthal in genüglichem Flore äußeren Glückes. Die Vorsteherin war zur

Zeit der Säkularisation eine gefürstete Aebtissin. Das Klostergebäude aber wurde damals von den Herren von **Herrmann** zu einer Baumwollenspinnerei angekauft, und später, nach einer großen Feuersbrunst, in eine Bierbrauerei verwandelt.

*) Wo sich ihre Nachfolgerinnen, trotz mancherlei Gefahren, und trotz jenes schrecklichen Tages, da ein Wolkenbruch das ganze Thal überschwemmte, und nicht nur die Lebenden aus dem Kloster vertrieb, sondern selbst die Grabsteine aufriß und die Gebeine der Todten fortschwemmte, so wohl befanden, und namentlich die Nachbarschaft der muntern Freiburg so lieb gewannen, daß sie schwerlich mehr auf irgend einen Austausch eingegangen wären.

(Siehe Jos. Bader's „Freiburg und seine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder.)

St. Ottilien.

Ottilia, die Tochter des Elsäßischen Herzogs Attich, war im Kloster zu Mayenfeld erzogen worden und hatte frühe schon in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen. Als sie einst aus ihrem Kloster an das Hoflager ihres Vaters zum Besuche kam, ward Alles von ihrer Schönheit und Geisteshöhe bezaubert. Bald fanden sich Fürsten und Grafen genug ein, die um ihre Hand warben, darunter auch ein reicher Allemanne, der sich bei dem Herzog so sehr in Gunst zu schmeicheln gewußt hatte, daß dieser darauf bestand, seine Tochter solle dem Klosterleben entsagen und dem stattlichen Freier ihr Jawort geben. Ottilie aber hielt fest an ihrem Gelübde und da ihr Vater immer dringender wurde und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie entledigte sich ihrer kostbaren Gewänder, hüllte sich in ein ärmliches Pilgerkleid und gelangte solcherweise glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an das andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute nach allen Richtungen aus, die Ungehorsame aufzusuchen. Er selbst durchstreifte die ganze Gegend und schlug endlich zufällig denselben Weg ein, den die Flüchtige genommen. Der Fährmann, welcher sie übergeschifft, beschrieb ihm ihr Aeußeres so genau, daß ihm kein Zweifel mehr darüber blieb und er sich und sein Gefolge unverzüglich an's andere Ufer übersetzen ließ.

Ottilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, der im Eingange der Schwarzwaldes lag und von welchem aus man das Rheinthal überschauen konnte. Ermattet von der ausgestandenen Angst und der ungewohnten weiten Wanderung, setzte sie sich auf ein Felsenstück und flehte zum Himmel, ihre Kräfte nicht ganz schwinden und sie einen sichern Zufluchtsort entdecken zu lassen. Kaum hatte sie eine Weile so gebetet, als sie ein Geräusch im nahen Walde vernahm. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf und bald erkannte sie die Farben ihres Vaters. Sie sprang auf und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um sich dort wo möglich zu verbergen. Im Anfange lieh die Furcht ihren Schritten frische Flügel, doch bald erschlafften ihre Sehnen wieder und sie war nahe daran, erschöpft zusammen zu sinken. Nur ein Fels, um den sich der Pfad schlängelte, verbarg sie noch den Blicken ihrer Verfolger. Zitternd breitete Ottilie ihre Arme nach dem Himmel und flehte zur Mutter Gottes um Rettung aus dieser Noth. Siehe, da that sich plötzlich die Wand des Felsens von einander, Ottilie stürzte sich hinein und sogleich war er hinter ihr wieder geschlossen.

Drinnen vernahm sie deutlich das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie mit schmerzlichem Tone beim Namen rief. „Es ist umsonst, mein Vater!" — antwortete Ottilie und mit Bestürzung hörte Attich die Stimme seiner Tochter aus dem gediegenen Fels erklingen.

Da ging der Herzog reuevoll in sich, als er sah, daß der Himmel selbst Ottilien vor ihm so wunderbar in Schutz genommen habe und er schwur, das Gelübde seines Kindes zu ehren und hier eine Kapelle zu erbauen.

Kaum war dies in seinem Innern beschlossen, so öffnete sich der Felsen wieder, Ottilie trat hervor, strahlend von überirdischem Glanze und sank an die Brust ihres weinenden Vaters.

Der Fels blieb aber offen von dieser Stunde an und in der Höhle, welche Ottilien geborgen, entsprang ein kristallklarer frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen. Ottilie kehrte mit ihrem Vater in das Elsaß zurück, wo er bei Hohenburg ein Kloster bauen ließ, in welchem sie den Rest ihres Lebens unter gottseligen Uebungen zubrachte.

Aloys Schreiber.

(Siehe Dessen: „Sagen aus den Rheingegenden" 2c.)

Ottilie.

(Andere Version.)

Im Elsaß wohnt ein Grafe, von Hohenburg genannt,
Durch Macht und großen Reichthum im ganzen Land bekannt;
Er hatte, was er mochte, Schlösser, Wälder, Knappen und Roß,
Auch eine schöne Hausfrau hat er auf seinem Schloß.

Er hätte selbst nichts wünschen mögen zu seinem Glück,
Es fehlte zu dem Allem ihm nur ein einzig Stück,
Doch daß kein Kind er hatte, deß war sein Kummer groß;
Wem sollt' er hinterlassen seinen Reichthum und sein Schloß?

Und als um Ehesegen er nun zehn lange Jahr
Dem Himmel angelegen, wollt' er verzweifeln gar;
Da ward ihm nachgeboren im eilften Jahr ein Kind;
Die Lust war halb verloren, denn von Geburt war's blind.

Es wuchs und wurde größer, so konnt' es leider nicht
Des Vaters Burgen und Schlösser sehn mit dem Augenlicht.
Es ward nach des Vaters Willen genannt Ottilie,
Da erwuchs es fromm im Stillen, wie eine Lilie.

Wie eine blühende Lilie, die Jeden, der sie schaut,
Erfreut und ihm gemahnet wie eine Gottesbraut,
Die mit ihren blinden Augen des Himmels reinstes Licht
Doch wohl in sich kann saugen, daß ihr kein Glück gebricht.

Da hatte doch der Vater nur diesen Wunsch allein,
Daß sehend möchte werden sein blindes Mägdelein;
Wenn sie das Licht des Tages mit Augen sollte sehn,
Er dachte, daß er zufrieden dann wollt' zu Grabe gehn.

Da ward zuletzt von Wünschen des Kindes Herz geschwellt,
Daß sie mit ihren Augen sehn dürfe diese Welt,
Von der all' ihre Lieben bei Tag und auch bei Nacht
So wundervoll beschrieben alle die sichtbare Pracht.

Und als das Kind Ottilie ward vierzehn Jahre alt
Und kam zur vollen Blüthe jüngfräulicher Gestalt,
Ward ihr der Wunsch erfüllet, das Wunderwerk geschah,
Daß sie vor sich enthüllet das Licht des Tages sah.

Sie sahe mit den Augen nun diese schöne Welt,
Die man der Blinden hatte so reizend vorgestellt;
Sie sah auch ihren Vater, seinen Reichthum und sein Schloß;
Seine Freude darüber war über die Maßen groß.

Doch ihre eigne Freude war an dem Allen klein;
Sie kehrte ihre Blicke erst recht in sich hinein,
Oder kehrte sie aufwerts zu des Himmels Zelt,
Sie ließ nicht einen haften an aller dieser schönen Welt.

Der Vater aber machte nun seine Plane gleich;
All auf und nieder dachte er hin durchs ganze Reich,
Wen er sollt' als Eidam führen in sein Haus;
Den Allerreichsten und Edelsten sucht' er dazu sich aus.

Und als sie eines Abends von ihrem Gebete kam,
Sprach er zu ihr: „Erlesen ist dir ein Bräutigam.
Du sollst, ihn zu empfangen, dich rüsten und schicken fein;
Denn morgen mit dem Frühesten soll deine Hochzeit seyn."

Wie sehr erschrack die Jungfrau, da sie das Wort vernahm!
Sie sprach bestürzt: „„Ich habe schon einen Bräutigam,
Und will, bei meinem Heile! stets haben diesen nur.""
Da that der zürnende Vater einen unerhörten Schwur.

Anblickt' er seine Tochter mit Augen voller Zorn;
Da stach so recht die Sanfte durchs Herz ein scharfer Dorn.
Sie wünschte, daß sie doch lieber geblieben wäre blind,
Als daß so seinen Vater sollte zürnen sehn ein Kind.

Sie floh in ihre Kammer vor ihres Vaters Zorn,
Und weinte aus den Augen von Thränen einen Born,
Sie sprach: „„O weh des Wunsches, daß ihn mir Gott verlieh';
So lang ich blind gewesen, hab' ich geweinet nie.""

Die Sterne Gottes schauten mild in der Jungfrau Jammer,
Es war, als ob sie riefen: Komm aus der dunklen Kammer! —
Sie schritt in tiefem Schweigen der Nacht aus dem Gemach,
Sie wußte nicht, wohin sie ging, sie ging nur den Sternen nach.

Und als der helle Morgen auf Hohenburg nun kam,
Die Braut war fern geborgen vorm neuen Brautigam.

Er kam auf hohem Rosse geritten im Morgenlicht;
Da war im ganzen Schlosse die Jungfrau zu finden nicht.

Dem Vater und dem Bräutigam wards allen Beiden jach;
Sie ritten mit klirrenden Sporen der entwichenen Jungfrau nach.
Hinzu nach der Stadt Freiburg in Breisgau den Weg sie nahmen;
Sie fanden sie da nirgends, wo sie vorüber kamen.

Und als der Tag sich neigte, wollten sie, um zu sehn,
Noch einen Berg aufreiten, und dann zur Herberg gehn.
Da sahen sie auf dem Berge, hoch oben im Sonnenlicht,
Stehn die Jungfrau Ottilie mit verklärtem Angesicht.

Sie hielten eine Weile und wagten nicht zu nahn;
Dann sprengten sie die Steile des Berges rasch hinan.
Die Jungfrau Ottilie sah sie herreiten nicht;
Ob ihr die Augen blendete das Abendsonnenlicht?

Oder ob es thaten die Thränen, die ihr flossen?
Sie merkt' es nicht, bis sie nahten mit ihren lauten Rossen.
Da erkannte sie plötzlich, wie nah die Gefahr ihr sei,
Und that empor zum Himmel einen hülferufenden Schrei.

Der Himmel kam zu Hülfe seiner erwählten Braut;
Vom Vater und vom Bräutigam ward das Wunder geschaut.
Sie schreckten auf ihren Rossen rückwärts um einen Schritt,
Als sich aufthat der Boden und sie sanft hinunter glitt.

Die Erde, da sie also hatt' in ein schützend Grab
Die Jungfrau da geborgen, sich wieder zusammen gab,
Daß auf derselbigen Stelle blieb keine weitere Spur,
Als eine klare Quelle floß aus einer Spalte nur.

Die Quelle fließt noch heute, und ist im Lande bekannt;
Es ist auch der Ottilienberg derselbige Ort genannt.
Es soll für schwache Augen Stärkung die Quell' ertheilen;
Man sagt, sie solle taugen, die Blindheit gar zu heilen.

Es stammt die Quell' aus Thränen solch einer Jungfrau ja,
Die selber blind gewesen, und dann das Tagslicht sah.
Zu ihrem eignen Glücke hat sie es nicht gesehn;
Wir wünschen, daß es Andern möge zum Glück geschehn.

Friedrich Rückert.

St. Ottilien.

In eurem Schatten ist mir wieder leicht,
Ihr meiner Kindheit schon vertrauten Bäume!
Frisch leb' ich auf und manche Sorge weicht,
Betret' ich wieder diese stillen Räume;
Ich sitze wieder auf der alten Bank,
Vor mir die Schale Milch zum Morgentrank,
Und meinem innern Blick vorüber gleiten
Des träumerischen Knaben schönste Zeiten.

Das Glöcklein läutet aus der Waldkapell'
Zum Himmelsfrieden aus dem Weltgewühle,
Und nieder steig' ich zu dem Wunderquell
In des umgitterten Gewölbes Kühle;
Da wird die alte Zeit mir offenbar,
Ich wasche mir die Augen wieder klar,
Zurückversetzt bin ich in ferne Tage,
Lebendig wird mir dieser Berge Sage.

Fort ist jedwede Spur von Menschenhand;
Das Kirchlein ist, die Quelle mir verschwunden,
Nichts seh' ich mehr, als eine Felsenwand,
Ringsum nur Wald, dicht von Gesträuch durchwunden
Ich höre keinen Laut, als nur ganz weit
Den Schlag der Drossel durch die Einsamkeit,
Sonst überall ein feierliches Schweigen, —
Da rauschts und knisterts plötzlich in den Zweigen;

Und eine holde Jungfrau stürzt hervor,
Scheu wie ein Reh und bleich wie eine Lilie,
Und knieend schreit zum Himmel sie empor:
„O Mutter Gottes, rett', o rett' Ottilie!
Dicht hinter mir sind die Verfolger her,
Die wunden Füße tragen mich nicht mehr;
O rette mich vor dem verhaßten Freier
Und hülle gnädig mich in deinen Schleier!"

So ruft sie kaum, als aus des Waldes Grund
Wildjubelnd Ritter mit Gefolge dringen;

„„Hier ist sie!‟‟ ruft es roh von Mund zu Mund,
„„Das scheue Bräutchen kann nicht mehr entspringen!‟‟
Und fassen will sie schon der wilde Hauf,
Ein Donnerschlag — da springt die Felswand auf,
Ottilie fliegt hinein, und wie zum Spotte
Schließt sich der Felsen wieder vor der Rotte.

Und an dem Orte, wo die Wand sich schloß,
Entspringt dem Felsen murmelnd eine Quelle;
Die Männer schrei'n: „Des Herren Macht ist groß!‟
Und fallen betend nieder an der Stelle.
Ein Jeder wäscht die trüben Augen klar,
Und fühlt sich umgewandelt wunderbar;
Bald ist der Quell gefaßt, der Platz gelichtet,
Und ein Altar der Heiligen errichtet. —

So zog vorbei die alte Zeit an mir
Und strahlte durch die Träume meiner Kindheit,
Wohl mancher Pilger wusch die Augen hier,
Und heilte sich damit von seiner Blindheit;*)
Dem echten Glauben wird der Blick erhellt,
Er sieht das Licht in dunkler Sagenwelt
Und geht im Wald, auf dichtverwachsnen Wegen
Dem morgenrothen Gipfel froh entgegen.

A. Schzlr.

(Die Ottilien-Sage ist noch von Mehreren bearbeitet, u. A. von K. Simrock, Benedicte Naubert und Adolf Stöber. Siehe des Letzteren „Gedichte.‟ Hannover, 1845. Hahn.)

Der Venusberg bei Ufhausen.*)

Oben auf der auf dem Schinberge bei Ufhausen, eine Stunde von Freiburg gelegenen Schnewburg lebte in alter Zeit ein Ritter, der Jahre lang viele und große Verbrechen beging und in Ueppigkeit und wilder Sinnenlust seine Tage und Nächte verschwelgte. Endlich wachte sein Gewissen aus dem Traume auf und er nahm sich vor, einen andern Lebenswandel zu führen; da ihn aber kein einheimischer Priester von seinen Sünden lossprechen wollte, so pilgerte er nach Rom,

*) Dieser Quelle wird eine augenheilende Kraft zugeschrieben.

um von dem Papste selbst die Absolution zu erlangen. — Doch auch dies blieb vergebens. Vielmehr entsetzte sich der Papst, als er des Ritters Beichte vernommen hatte, so sehr darüber, daß er ihm sagte: „Eher wird der Stab, den ich hier in der Hand halte, Rosen tragen, als daß Eure Sünden bei Gott Vergebung finden." — Trostlos kehrte nun der Ritter den weiten Weg nach Hause über die Alpen zurück. Als er aber das Thal hinauf nach seinem Schlosse ritt, sah er seitwerts den Eingang des Berges, in welchem die heidnische Göttin Venus ihren üppigen Hofhalt verlebt hatte, offen; rauschende Musik und süße Lieder klangen ihm daraus entgegen und lockten sein verzweiflungsvolles Herz mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er, um seine innere Qual zu vergessen, mit seinem Pferde hineinsprengte in die Tiefe des Berges.

Zwei Jahre später fing unvermutheter Weise der Stab des Papstes, derselbe, den er in Gegenwart des Ritters in der Hand gehabt, an, zu grünen und Rosen zu treiben, worauf sich der heilige Vater des bereits vergessenen Sünders wieder erinnerte. Sogleich erging vom Papst aus ein Bericht darüber an des Ritters hinterlassene Wittwe auf der Schnevburg. Die arme Frau ließ unverzüglich in dem Venusberge nachgraben, wo man auch wirklich in der Tiefe der Höhle, welche den Eingang zum Venushofe bildete, den Ritter, aber todt, und noch auf seinem Pferde sitzend, fand.

(Vergl. „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum." Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Freiburg, 1839. Emmerling. S. 349.

) Die Sage vom Venusberge kommt, außer in Thüringen, auch zuweilen am Oberrhein vor). Schöne Natur und mildes Klima begünstigen daselbst die Lustgelage im Freien, und mancher Ritter, wie Tanhuser, fruchtlos gewarnt von einem treuen Eckart, mochte bei solchen Gelegenheiten, in fröhlicher Gesellschaft am Saume des Waldes, spurlos verschwunden seyn. Dann hieß es gewöhnlich, Frau Venus mit ihren Gespielinnen habe ihn zu sich in die Tiefe des Berges gelockt, wo zwar in den kristallenen Sälen Tanz und Spiel und allerlei Festlichkeiten gefeiert werden, aber auch die Rückkehr auf die Oberwelt für ewig versagt bleibt.

(Vergleiche „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum." Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Freiburg, 1839. Emmerling.)

*) Ein solcher Venusberg kommt unter andern auch zu Waldsee in Schwaben vor. „Bericht des Schaffners der Universität Freiburg über den Zehendstadel auf dem Venusberge."

Das Hexenthälchen.

Um den Schinberg zieht sich, von Freiburg her, über Merzhausen und Au nach Wittnau ein Thälchen, das Hexenthälchen heißt, wegen des alten Annele, welches vor vielen Jahren dort verbrannt wurde. Einmal war ein schreckliches Gewitter mit Wolkenbruch, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte; alles Feld längs des Baches war zerrissen und versandet. Da jammerten die Leute und schlugen die Köpfe zusammen; auch das Annele schaute, aber ohne große Theilnahme, in die Verwüstung. Da rief ihr die Nachbarin ärgerlich zu: „Du hast ja Alles verloren, dein Mättlein ist hin, und du jammerst nicht einmal!“ Das Annele aber erwiederte darauf: „‚selber thun, selber haben.‘“ Da merkte die Nachbarin, daß das Annele das Wetter gemacht habe und eine Hexe sei und machte sogleich die Anzeige. Der Amtmann ließ daher das Annele einsperren, konnte aber doch nichts Rechtes aus ihr heraus oder auf sie bringen und erdachte sich deßhalb eine List. Als er sie wieder vorführen ließ, sah er sie ganz geringschätzig an (sonst hatte man vor den Hexen großen Respect) und sagte ihr: „er werde sie wieder fortschicken, sie könne nichts und sei keine rechte Hexe.“ Das war dem Annele an die Ehre gegriffen, daher faltete sie sogleich voll Verdruß ihren Schurz zusammen und machte ein Häslein mit langen Ohren, das alsbald wieder verschwunden war. Da bekreuzten sich Alle und der Amtmann war nun seiner Sache gewiß. Er ließ also das Annele verbrennen, das sich auch ganz geduldig an den Pfahl binden ließ. Jedes Kind aber kann Einem noch heut zu Tage das Hexenmättlein zeigen und den Ort, wo sie das Annele verbrannt haben.

Dr. Heinrich Schreiber.
(Originalmittheilung.)

Der Springbrunnen zu St. Ulrich.

Als der heilige Ulrich mit seinen frommen Mitbrüdern im Thälchen oberhalb Bollschweil sein Kloster baute, schlich einmal um Mitternacht der Teufel mit einem gewaltigen Felsblock herbei, um es zu zerschmettern. Ulrich und die Seinigen beteten

aber so inbrünstig, daß er, unfähig, sein Vorhaben auszuführen, den Felsen ganz sanft in den Klostergarten niederlegte und sich eiligst davon machte. Am folgenden Morgen war Alles erstaunt, an dieser Stelle einen solchen Steinblock zu finden, welchen Menschen allein mit aller Anstrengung und Geschicklichkeit durch die enge Thalschlucht nicht heraufzubringen vermocht hätten. Es war ein derber rother Sandstein, der schon durch seine Lage mitten im Garten von selbst einlud, ihn zum Becken eines Springbrunnens umzuwandeln. Die Mönche legten auch sogleich Hand an das Werk und verfertigten ein kunstreiches Wasserbecken, welches noch jetzt Bewunderung erregt. An seinem Rande, in der einen Hälfte, zeigt es Christus mit dem Kreuze, zwischen Moses und Elias sitzend, mitten unter zwölf Propheten, welche stehend, größtentheils mit aus ihrem Munde hervorgehenden Spruchbändern, abgebildet sind; in der andern Hälfte sitzt Christus zwischen den Sinnbildern der vier Evangelisten und hat ein aufgeschlagenes Buch vor sich; neben ihm, zu beiden Seiten, sitzen die zwölf Apostel. Jede Figur von der andern durch Säulchen getrennt, befindet sich in einer eigenen Rundbogennische. Darüber und darunter läuft eine einfache Verzierung des Gesimses hin, welche nur von der Mittelfigur beider Hälften (Christus) unterbrochen wird, und zu jeder Seite in einen Mönch übergeht, der auf dem Bauche im Staube liegt und die Hände flehend empor hebt.

An diesem Springbrunnen saß der heilige Ulrich öfters wenn er sich von den Anstrengungen des Gebetes erholte und sein von Kopfschmerz geplagtes Haupt mit Wermuthessenz einrieb. Dann aber störten ihn die leidigen Elstern wieder durch ihr Geschrei, denn er liebte die Einsamkeit und hatte sich in die abgeschiedene Vilmarszelle begeben, weil ihm das frühere Klösterchen unweit Rimsingen, (an der Landstraße zwischen Freiburg und Breisach) zu geräuschvoll gewesen war. Er ruhte also mit seinem Gebete nicht, bis auch diese lästigen Gesellschafter, diese neckenden Abgesandten des Teufels, die Elstern, für immer das Klostergebiet verlassen mußten.

(Siehe Dr. Heinrich Schreiber's: „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum." Jahrgang 1839. S. 345 u. ff.)

Die Dreisam.

An der Landstroß, die dur des Thal und witer dur's felsig
Höllethal nuf un in's Schwobeland nus zieht, lit Zarte —
me sieht's wohl.
In ere gringen Entfernung vu dem chunnt Burg; ober dem
fließt
Us der Wagesteig her en Bach, i cha sin Name nit nenne,
Herwärts von Bueche bach mit dem Ybach z'semme, der sel isch
Usem Ybethal hercho. Tummlet hen si si beede,
Hen usem Weg enander das un deis jez z'verzehle,
Aber's vermehrt si d'G'sellschaft e chlei Viertelstündli vor Burg
drus
Mit eme Brüederle, des usem Höllethal vu de Felse
Un vum Hirzsprung hinte vor über Felsen und Stei stürzt.
Großi Freud hen die drü, (Drei) sie fallen enander um d'Häls, un
Wechsle höflige Rede; keis will vorm andere 's Erst si.
Un der Höllebach seit: „Min Name chan i nit b'halte;
Bini nit im Himmelreich gsi, un wandle mer jez nit
In dem schöne Thal? So loset denn, was i will vorschla:
Sin mer z'semme nit drü? so wemmer denn Drüzsemme
heiße."
„'Seig's so,'" hen die andere gseit, un dusse vor Zarte
Het me si täuft, jez heiße sie Drüzsem, un Dreisam uf hoch-
dütsch. —
Des henner guet g'macht, ihr Flüßli! z'Friburg wird men
i lobe,
Eu wird d'Stadt uffstoh, me wird ich's Bürgerrecht schenke,
Und in alle Gasse wereter därfe handthiere!

(Aus der Festidylle von Syndikus Dr. Biechele in Freiburg: „Freiburgs Genius an die im September 1838 in seinen Mauern versammelten Naturforscher und Aerzte rc." Freiburg, 1838. Groos.)

Das Burgfräulein auf Wißneck.

Auf den Ruinen andrer Schlösser ziehen weiße Frauen um Mitternacht einher und verbreiten, als Vorboten trauriger Ereignisse, Furcht und Schrecken; das Fräulein auf Wißneck läßt

sich dagegen am hellen Tage sehen, verweilt oft Stunden lang, wie ein heller Lichtstreifen, mitten im Gebüsche oder in dem dunkeln Gemäuer, verschwindet plötzlich und erscheint wieder, doch thut sie keinem guten Menschen etwas zu Leide. Wer aber mit beschwertem Gewissen oder mit böser Absicht in ihre Nähe kommt, der hat gewöhnlich seine Unvorsichtigkeit sehr zu bereuen. Eh' er es sich versieht, schlingt sich das Dorngebüsch so fest um ihn, daß er nicht mehr vorwerts kann; eine unerklärliche Angst überfällt ihn und, zerrissen an seinen Kleidern, blutend an Gesicht und Händen, eilt er zurück, oder es wird vom Thurme Mauerwerk auf ihn herabgeschüttet, und er steht in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Früher zeigte sich das Fräulein öfter und half manchem Nothleidenden, wovon viel zu erzählen wäre; aber seit einigen Jahren hat man sie nur noch hin und wieder und wie in tiefer Betrübniß gesehen. Alte Leute meinen, sie zeige sich gar nicht mehr, wegen der Schatzgräber, welche sie so empfindlich hätte strafen müssen. Ich will darüber nicht entscheiden, denn wie könnte ich in das verborgene Herz eines solchen Geisterwesens hineinrathen? sondern nur getreu berichten, was ich gehört und gesehen habe.

Die Burg Wißneck liegt zu oberst in dem lieblichen Kirchzartner Thale. Rechts an ihr vorbei zieht die Hauptlandstraße nach Schwaben, und kein Reisender geht vorüber, ohne sich der romantischen Ruinen auf dem kleinen, mit Gras und Buschwerk überzogenen Vorhügel zu erfreuen. Rückwärts von der Burg befindet sich ein Brunnen, um welchen sich zur Mittagszeit gemeiniglich die Heerden lagern und erquicken. Dort sitzen auch die Hirten und schneiden Stäbe, oder versuchen neue Stückchen auf ihren Pfeifen. Hie und da mag wohl ein Thalmädchen dadurch angelockt und herbei gezogen werden; dem Burgfräulein aber ist dieses Getöse zuwider und sie läßt sich nach dieser Seite hin nicht blicken. Dagegen schien ein anderer Hirtenknabe ihr Liebling zu seyn, welcher sich gewöhnlich von den übrigen absonderte und in der biblischen Geschichte oder einem andern Buche blätterte und las. Anfänglich zeigte sie sich ihm aus der Ferne, lächelte, als sie den Knaben ein großes Kreuz schlagen sah, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte, und verschwand wieder. Nach und nach kam sie etwas näher und der Knabe legte

allmälig seine Furcht ab. Auffallend war es, daß sie stets über eine gewisse Stelle nahe bei den Mauern hinging, einige Augenblicke wie sinnend dort verweilte, und dann sich wieder schnell entfernte. Eines Tages dachte der Knabe, er wolle doch nachsehen, was es mit diesem Stillstehen für eine Bewandtniß habe, merkte sich den Ort und ging nach einiger Zeit daselbst hin. Sieh, da schien ihm etwas aus dem Grase wie eine große Silbermünze entgegen zu glänzen, schnell bückte er sich nieder und hatte einen halben Thaler aus den Schwedenzeiten in der Hand. Hocherfreut und zugleich neugierig wühlte er mit seinem Stabe die Erde ein wenig auf, und es kam noch ein zweites und ein drittes Stück zum Vorschein. Schon wollte er, der noch nie so viel Geld beisammen gehabt hatte, voll Entzücken aufjauchzen, aber was sah er, als er seinen Kopf emporhob? Das Burgfräulein, wie es leibte und lebte, dicht vor ihm. Freundlich lächelnd sah es seiner Arbeit zu, legte aber, als er aufschaute, zwei Finger auf den Mund und verschwand. Der arme Kleine war wie versteinert, denn so nahe stand sie noch nie vor ihm, und selbst der alte Segen, den er geschwind hermurmeln wollte: „Alle gute Geister u. s. w.“ blieb ihm im Munde stecken. Er wußte nun nichts Angelegentlicheres als auch schnell fort zu gehen, und wagte es noch lange nicht, in die Tasche zu greifen, weil er gelöschte, oder gar noch glimmende Kohlen, wie es sonst geschieht, hervor zu ziehen besorgte. Als er endlich mit aller Vorsicht die Untersuchung anstellte, so fand er, daß die Stücke richtig Silber geblieben seyen, und verwahrte sie nun sorgfältig, um sie am nächsten Markttage nach Freiburg zu bringen und auszuwechseln. Sie kamen in die Hände des Alterthumsfreundes, welcher dieses Märchen erzählt, und in diesen Münzen einen schlagenden Beweis für die Wahrheit desselben vorlegen kann.

Der Knabe kam ganz glücklich nach Hause und wußte kaum, wo er seinen Schatz unterbringen sollte. Um so bereitwilliger trieb er jezt seine Heerde auf die Weide und verweilte Tage lang bei dem alten Schlosse, aber so oft er auch über seine Büchelchen nach den Mauern hinschielte, so war es doch lange vergebens. Man könnte freilich sagen, er hätte nur an der ihm wohlbekannten Stelle nachgraben sollen, aber damit hatte es

sein gutes Bewenden. Denn auch dieser Geisterspuck, so lieblich er war, hatte doch das Eigne, daß die Erinnerung an Ort und Stelle sich augenblicklich wieder verwischte und der Knabe den halben Berg hätte umwühlen können, bis er wieder zu dem Schatze gelangt wäre. Endlich schien sich doch das Burgfräulein ihres Lieblings wieder zu erinnern; er hatte nämlich einen Schulpreis gewonnen, und hielt das schöne rotheingebundene Buch so lange nach dem Schlosse hin und las so fleißig darin, daß des Fräuleins Herz von Stein hätte seyn müssen, wenn es nicht bewegt worden wäre. Kurz, sie erschien auf einmal wieder, nickte sehr freundlich und winkte wieder auf die bezeichnete Stelle. Dem Knaben schien es, als fielen ihm die Schuppen von den Augen; er sah nun wieder, was er seither nicht mehr gesehen, übergab dem Hund die Wache über die Heerde, nahm den schönen Schulpreis unter seinen Arm, zog höflich den Hut ab und näherte sich unter vielen ehrfurchtsvollen Bücklingen wieder der Stelle. Richtig, auch jezt ging er nicht leer aus, vielmehr war der ganze Boden mit Silberstücken wie übersäet. Er that also einen tüchtigen Griff und wollte noch einen zweiten thun, da fing plötzlich sein Hund an zu bellen. „Gewiß," dachte er, „ist bei der Heerde etwas vorgegangen, ich darf mich nicht länger aufhalten!" und mit diesem Gedanken, und nachdem er dem Fräulein noch eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, eilte er davon. Er sah nur noch, wie sie neuerdings die zwei Finger, fast ängstlich bittend, zum Munde führte, und rief vor sich hin: „Weiß schon, keiner Seele ein Wörtchen!" Als er bei der Heerde ankam, lag diese in größter Ruhe beisammen und es schien, als hätte der Hund nur aus Muthwillen eine kleine Stimmübung vorgenommen, vielleicht auch einen Bekannten zu grüßen, der unten am Berge neben dem Führer hinter einer Ziegenheerde bedächtig hertrabte. Zum erstenmal wurde der Knabe über seinen Spitz recht mißmuthig, und wies dessen Liebkosungen mit einem derben Stoße zurück.

Jetzt zählte er sein Geld; es waren zwölf Stücke, für die er wenigstens fünf oder sechs Thaler erwarten durfte. Bald verschwand deßhalb sein Unmuth und machte einer um so größeren Munterkeit Platz. Auch Spitz wurde zu Ehren gezogen und nahm sein Unterkommando bei der Heerde wieder ein, welche

sehr erstaunt war, ihn in Ungnade fallen zu sehen. Früher als gewöhnlich, und mehr singend und tanzend, als im Alltagsschritte, ging er nach Hause. Ein so verändertes Betragen mußte seinen Mitdienstboten auffallen und den Verdacht bestätigen, welchen wenigstens Einer unter denselben bereits geschöpf hatte. Dieses war der boshafte und neidische Knecht des Hauses, welcher nun beschloß, sich an den Knaben zu machen und demselben das Geheimniß zu entlocken. Er brachte daher während des Essens die Rede auf das Burgfräulein und dessen bekannte Freigebigkeit; zugleich frug er ganz obenhin den Knaben, ob ihm, der doch täglich um das Schloß herum hüte, noch nichts zu Theil geworden sey? Vergebens folgte eine ausweichende Antwort; die Röthe, welche schnell das Gesicht des Knaben überflog, ließ kaum einen Zweifel übrig. Der folgende Tag war ein Sonntag. Auch dieser zufällige Umstand begünstigte den Betrüger, welcher den arglosen Kleinen in ein Wirthshaus lockte, und demselben so lange mit Wein zusetzte, bis er Alles rein ausplauderte. Auch die muthmaßliche Stelle mußte er dem Knechte möglichst genau angeben, und dann entließ ihn dieser mit einigen Schlägen, und nahm ihm noch überdies den größten Theil des gefundenen Geldes ab. Bitterlich weinend kehrte der Knabe beim anbrechenden Dunkel nach Hause zurück, und sein Schmerz wurde noch vermehrt, als er zufällig auf die Schloßruine hinüber sah und dort die Gestalt des Burgfräuleins erblickte, wie sie mit gehobenem Finger gegen ihn herab drohte. Er wehklagte die ganze Nacht und fuhr am Morgen weit früher als gewöhnlich mit seiner Heerde auf den Burgplatz, um dort unter bitteren Thränen das Fräulein um Verzeihung zu bitten. Er weinte Tage und Wochen lang, aber vergeblich; schon lang ist er einer der schönsten Burschen im ganzen Thale geworden, doch hat er noch immer die Thränen in den Augen, wenn er von dem himmlischen milden Fräulein spricht; aber gesehen hat er sie seither nicht wieder.

Der arge Knecht dagegen glaubte um so zuversichtlicher, daß jetzt für ihn die Stunde des Glückes gekommen sei. Schon lange hatte er sich mit zwei Schatzgräbern in eine Bekanntschaft eingelassen, welche durch die Mittheilung, die er ihnen machte, den höchsten Grad der Vertraulichkeit erhielt. Gemeinschaftlich

wurde das alte Gemäuer untersucht und es ergab sich aus den Bewegungen der Wünschelruthe, daß an dem Orte, welchen der Knabe zufällig bezeichnet hatte, ganz gewiß ein großer Schatz liegen müsse. Die nöthigen Vorkehrungen wurden schleunig gemacht. Das Gefäß mit Weihwasser und das Büchlein mit den Zauberformeln wurde in eine abgelegene Nische niedergelegt, wo es nach Jahren der Erzähler dieses Mährchens bei einem Besuche der Burg zufällig und mit traurigen Gefühlen wieder fand. Der Ort zu den verhängnißvollen drei Kreisen wurde abgesteckt, vierzehn Tage streng gefastet und endlich in einer dunkeln und schaurigen Herbstnacht der bedauernswürdige Versuch vorgenommen. Es war den ganzen Tag über umwölkt und stürmisch gewesen, das Unwetter mehrte sich auf die Nacht und steigerte sich von Stunde zu Stunde. Schneidend strich der Wind durch das Gebüsch und trieb ganze Haufen abgestreiften Laubes vor sich her. Die wilde Dreisam rauschte stärker und unheimlicher erscholl die Stimme des einsamen Uhu's in dem Walde. Jedermann verschloß sich in sein Häuschen und seine Hütte und beschwerte sich über den schaurigen Abend; nur den drei Schatzgräbern war er ganz willkommen und je menschenleerer die Gegend wurde, desto mehr freuten sie sich. Endlich, als sie sich völlig sicher wußten, machten sie sich mit den Werkzeugen zum Graben auf den Weg und eilten dem alten Gemäuer zu. Die Wünschelruthe schlug neuerdings an, die Kreise wurden nach Vorschriften gezogen und die furchtbaren Beschwörungsformeln begannen. Der Mittelpunkt der Kreise befand sich an dem, durch Brand und Zeit gespaltenen Gemäuer, welches weit über ihre Köpfe heraufragte. Dreimal wurde das sogenannte Christophelsgebet oder der Höllenzwang vorgelesen; die Erwartung der Unglücklichen war auf das Höchste gespannt — da kam plötzlich ein weit stärkerer Windstoß als alle bisherigen, das ganze Gebüsch schien lebendig zu werden und die Schatzgräber drehten voll Gierigkeit und Angst ihre Köpfe dahin, weil sie von daher das Geisterfräulein und die abzuliefernde Geldkiste erwarteten. Aber umgekehrt, die Laterne hinter ihrem Rücken wurde umgeworfen und ausgelöscht, ein furchtbares Brüllen donnerte in ihre Ohren hinein und als sie sich entsetzt umkehrten, fühlten sie über ihrem Nacken die zottigen Tatzen des Höllenhundes und

sahen, wie er mit feuersprühenden Radaugen sie anglotzte und den Rachen öffnete, sie zu verschlingen. In dem Entsetzen waren sie ihrer selbst nicht mehr mächtig und stürzten mit dem Geheule der Verzweiflung aus den Kreisen heraus, von welchen sie Rettung erwarteten. Wenig Augenblicke vergingen und alles sank in die tiefste Stille zurück; nur der Wind peitschte die Blätter umher nach wie vor.

Des folgenden Tages fand man alle Drei bewußtlos um die Trümmer herum liegen, und konnte leicht errathen, was hier geschehen war. Zwei kehrten nicht mehr in das Leben zurück, der Dritte kam wohl wieder zu sich, aber ein dumpfer Wahnsinn hatte sich seiner für immer bemächtigt. Oft sah man ihn an der Landstraße, nicht weit von dem Schlosse, unter einem steinernen Kreuze sitzen und die Vorübergehenden um eine Gabe bitten. Er kehrte dem Orte seines Unglücks den Rücken zu, stierte gedankenlos vor sich hin, und sprach keine Sylbe; auch soll seit dieser Zeit kein verständliches Wort aus seinem Munde gegangen seyn. Er murmelte nur abgebrochen vor sich hin und drückte den Hut in seine Stirne. Wenn aber zufällig sein Blick auf die Schloßruine fiel, fing er am ganzen Leibe zu zittern an und umfaßte unter Angstgeschrei das steinerne Kreuzbild, als wenn dieses allein ihm Schutz und Ruhe zu gewähren vermöchte.

Dr. Heinrich Schreiber.

Himmelreich und Hölle.[1]

Wie nah die Hölle grenzt an's Himmelreich,
Im Dreisamthale kannst du leicht es schauen;
Ein Felsenthor versetzt dich zaubergleich
Vom Paradies in wilder Schluchten Grauen.
Dort draußen lacht der Wiesen Blumenpracht,
Hier brütet Nacht im Riesenklippenschacht;
Dort Sonnengold und Thaujuwelgeblitze,
Hier scheint Kobold und Gnom im Landsbesitze.

Doch gleicht die Dreisam nicht dem Lethefluß,
Der schlammtrüb schleichet durch der Alten Hölle,
Nein, lustig stürzt sie sich im Schaumerguß

Von Block zu Block, von Fels zu Felsgerölle.
Du trinkst aus ihr, anstatt Vergeßlichkeit,
Nur frisches Kraftgefühl und Fröhlichkeit,
Und köstlich munden dir aus ihren Wellen
Zum goldnen Wein die zierlichen Forellen.

Denn einen Wirth, wie den im Höllenthal,
Wirst du im Paradies vergeblich suchen.
Bei seiner Küche auserlesnem Mahl
Gewiß nicht deinem Pilgerloose fluchen; [2])
Sein Traubennektar vom Markgräflergau
Verklärt die Hölle dir zur Himmelsau,
Und statt der Hexen oder Teufelinnen
Siehst du nur rosige Schwarzwälderinnen.

Und lächelt dir ein solcher Engel zu,
Möchst du wohl kaum die Hölle mehr verlassen,
Und lieber in zweisiedlerischer Ruh
Mit ihm dich nisten in die Felsenmassen;
Fern von der Welt verwirrendem Gewühl,
In einer Hütte traulichem Asyl,
Des Tannenwalds, des Wasserfalles Rauschen,
Den Hirschlein, Reh'n und wilden Tauben lauschen.

Doch brich nun ab dein träumerisches Zelt,
Hier sollst du deinen Wanderstab nicht pflanzen!
Zu neuem Zauber lockt des Feldbergs Welt,
Hinauf die Steig, vorbei die Kriegerschanzen! [3])
Entstiegen bist du heil der dunklen Kluft,
Und wiegst dich frisch in freier Höhen Luft;
Wer kühn bestand der Höllen Abenteuer
Hat nicht zu fürchten mehr das Fegefeuer.

A. Schzlr.

[1]) Der reizende Theil des Dreisamthales, der sich, drei Stunden östlich von Freiburg, an den Vorbergen des Schwarzwaldes noch in ansehnlicher Breite dahin zieht, heißt das Himmelreich; dem Strome hinaufwerts folgend tritt man aber plötzlich aus dem gartenähnlichen Lustgefilde durch ein hohes Felsenthor, welches das Thal zu verschließen scheint, in den durch Moreau's kühnen Rückzug (1796) berühmten Gebirgspaß, die Hölle genannt. Auf beiden Seiten des wild daher brausenden Baches starren uns himmelhohe Klippen, mit spärlichen Tannen

und Föhren bewachsen, entgegen; zwei der höchsten dieser Kuppen, die einander diesseits und jenseits gegenüber stehen, heißen „der Hirschsprung"; denn ein gehetzter Hirsch soll einmal von einem dieser Gipfel über die Schlucht hinweg zum andern hinüber gesprungen seyn.

*) Diese von ausfluglustigen Breisgauern und Fremden zahlreich besuchte Höllenwirthschaft ist das Gasthaus zum Sternen im hintersten Theile des Thales, hart an der Steige, die hinauf sich die Poststraße nach Neustadt windet; der treffliche Markgräflerwein und die unvergleichlichen Forellen, die man hier aufgetragen erhält, machen alle Schauer dieser Hölle leicht vergessen. Nahe daran bildet der von Breitnau her zwischen ungeheuren Granitblöcken sich die Bahn brechende Ravennenbach einige höchst malerische Fälle.

*) Auf der Steige kommt man an den Ueberresten der Verschanzungen vorbei, welche in den ersten Monaten des Jahres 1814 von den Alliirten hier angelegt wurden, als es noch ungewiß war, ob der große Zauberer Napoleon nicht wieder ein frisches Bündniß mit dem Glück oder Teufel schließen und einst seine Heerschaaren hier durch wieder in das Herz Teutschlands führen werde. Auf der Höhe der Höllensteig angelangt, genießt man wieder freie Aussicht auf die umliegenden Berge, unter denen des Feldbergs ehrwürdiges Haupt, selten oder kaum einen Monat im Jahr ohne weiße Schneelocke, sich rechts neben uns erhebt. Südlich von der Straße im „Moos" ragt die rothe Kuppel des Thurms von Hinterzarten empor, dessen Kirchspiel weit zerstreut, ober- und unterhalb der Steig und um den Fuß des Feldbergs herum liegt. Hinterzarten soll ehedem „in der Zärte," nämlich in der zarten Jungfrau Haus geheißen haben, von einem Marienbilde, das zuerst daselbst aufgestellt wurde. Hier oben haben wir nun schon den eigentlichen tieferen Schwarzwald betreten.

Herr von Falkenstein.

(Fliegendes Blatt, auch abgedruckt in Herder's Volksliedern. I. Th. S. 232.)

Es reit' der Herr von Falkenstein,
Wohl über ein' breite Haide.
Was sieht er an dem Wege stehn?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

„Wohin, wohinaus du schöne Magd?
Was machst du hier alleine?
Willst du die Nacht mein Schlafbuhle seyn,
So reite du mit mir heime!"

„„Mit Euch heimreiten, das thu' ich nicht,
Kann Euch doch nicht erkennen.“‘ —
„Ich bin der Herr von Falkenstein,
Und thu' mich selber nennen.“

„„Seyd Ihr der Herr von Falkenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch bitten um'n Gefang'nen mein,
Den will ich haben zur Ehe.“‘

„Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
Im Thurm muß er vertrauren.
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwo hohen Mauren.“ —

„„Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurn,
Wohl zwischen zwei hohen Mauren,
So will ich an den Mauren stehn,
Und will ihm helfen trauren.“‘ —

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
„„Feinslieb, bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen.“‘

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um,
Den Thurm wollt sie aufschließen:
„„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär;
Keine Stund thät mich verdrießen!

„„Ei dürft ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein Knechte,
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein,
Um meinen Herzliebsten fechten!“‘

„Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Dann wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangnen geben;
Zieh mit ihm aus dem Lande!“ —

„Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,
Hab niemand was gestohlen:
Und wenn ich was hab liegen lahn',
So darf ich's wieder holen."

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn 2c." Bd. I.)

Sagen von der Burg Falkenstein.

Wenn der Wanderer von Freiburg aus die Landstraße nach Schwaben einschlägt, führt sie ihn zuerst die ganze Länge des freundlichen Kirchzartner Thales hinauf und dann, sich einer von Ferne kaum bemerkbaren Oeffnung des Gebirges zuwendend, ostwärts weiter in das sogenannte Himmelreich. Hier freut er sich, noch von der etwas erhöhteren Straße herabblickend, der frischen Wiesengründe, die von den klarsten Bächen durchschnitten und mit zahlreichen Heerden bedeckt sind, des jugendlich dahinbrausenden Waldbaches und der unter malerischen Baumgruppen halb versteckten, zerstreut liegenden Höfe. Aber bald ändert sich die Ansicht, das Thal wird enger und wilder, tobender schäumt der Waldbach um die Granitblöcke, welche sich seinem Lauf entgegenstämmen. Von beiden Seiten drängen sich gewaltige Felsenmassen, oder steile, mit haltlosem Geröll bedeckte Abhänge hervor, die mit Nadelholz bekränzt sind. Nur links des Weges ziehen sich noch einzelne, zum Theil sehr ärmliche Hütten hin, über welchen auf einer Anhöhe weithin sichtbare Trümmer eines viereckigen Thurmes hervorragen. Der Umwohner hält sie mit Unrecht für die noch übrigen Reste der Burg Falkenstein; es stand hier nur ein Vorwerk mit geringem Umfange, vielleicht ein Wartthurm, um weiter hinab die Windung des Thales übersehen zu können. Des Gemäuers Dicke beträgt zwischen sechs und sieben Fuß, der innere Raum hat zwanzig Fuß in der Länge und vier und zwanzig in der Breite. Der Eingang ist an der westlichen Wand auf der Seite angebracht und im Gesteine noch unversehrt. Die wenigen Kreuzstöcke sind ausgebrochen, die Wände selbst ragen noch über das zweite Stockwerk hinauf. Der Graben zieht in unbeträchtlicher Tiefe auf drei Seiten um den Thurm; auf der vordersten Seite

gegen die Straße ist der Fels sehr abschüssig und nur mit Moos und aus den Ritzen hervordringendem niedern Gesträuche bekleidet.

Setzt man von hier den Weg weiter fort, so verdüstert sich die Ansicht des Thales immer mehr; die Hütten hören auf, die letzte Spur von Anbau verschwindet, und die Straße scheint in den zusammengeschobenen Bergabhängen aufhören zu müssen. Aber jetzt erwartet den Wanderer erst das großartigste Schauspiel. Er steht am sogenannten Höllenthore, aus welchem der Waldbach (die Rota oder der Höllenbach genannt) wilder und schäumender als irgendwo daherbraust. Kalter Schauer befällt den Ueberraschten, wenn er zum erstenmale in diese tiefe Schlucht (die eigentliche Hölle) eintritt; schneidender Wind weht ihm entgegen, das Licht des Tages verläßt ihn, und wenn rings schon Alles grünt und blüht, findet er diese Abgründe noch mit tiefem Schnee gefüllt. Mühsam windet sich links die Straße an haushohen, senkrechten, oft überhängenden Felswänden hin: sie wurde erst im vorigen Jahrhunderte für Fuhrwerke breiter gebrochen, früher zogen nur Fußgänger oder einzelne Saumrosse hier durch. Aber auch jetzt noch lösen sich bisweilen unerwartet Steinblöcke ab und versperren oder erschweren auf einige Zeit den Durchgang. Rechts treten die nicht minder gewaltigen Felsen etwas mehr zurück, und fallen dadurch zwar weniger schreckend, aber um so großartiger in die Augen. Sie laufen meist in thurmartige, mit einzelnen Tannen gekrönte Spitzen aus, wovon die zwei merkwürdigsten den Namen des Hirschsprunges führen. Fichten und düsterer Wachholder umgrünen das schwarze Gestein, in dessen Vertiefungen da und dort gesammeltes Wasser in langen Milchfäden zum Bache hinabstäubt, der hier, gewaltsam eingeengt, unter wildem Getöse ein immer tieferes Bett wühlt, und seine Oberfläche mit dicken Schaumwirbeln bedeckt. Einsamkeit herrscht ringsum, nur bisweilen flattert ein Raubvogel, der in diesen Klüften nistet, lautkrächzend vorüber.

Mit Staunen und nicht ohne Beengung zieht der Wanderer an diesem erhabenen Naturgemälde dahin, und wenn er es zurückgelegt hat, wendet er seinen Blick nochmals, um es auch von jenseits zu genießen. Jetzt erst kann er den Bau der linken

Felsenwand, in welche die Straße gebrochen ist, vollkommen überschauen. Sie steigt anfänglich breiter, dann schmaler längs des ganzen Bergrückens terrassenförmig hinauf, bis sie endlich zu oberst die schwindelndste Höhe erreicht. Ueberall steil und unbekleidet, hat sie den Abgrund neben sich; und selbst gegen oben, wo eine andere Felsenwand sich an sie anschließen will, steht sie frei und unberührt, hier nicht von der Natur, sondern von Menschenhänden durchbrochen. Jetzt bemerkt der Wanderer auch da und dort über sie aufragendes, aber mit ihr gleichförmiges und ganz in sie verwachsenes Gemäuer, dem er es ansieht, wie sich der glühendste Haß vergeblich bemüht haben mag, es zu überwältigen. Hier stand nun die Burg Falkenstein über den Abgründen der Höllenschlucht, selbst die Wächterin und Beherrscherin derselben. Fast auf jedem Punkte durch die Natur unzugänglich gemacht, wurde sie noch überdies auf der Nordostseite, wo sie ihren Eingang gehabt zu haben scheint, durch eine weithin laufende, zwölf Fuß dicke Mauer, die schon für sich ein Riesenwerk ausmacht, vertheidigt. Sie hatte auf ihren verschiedenen Abstufungen mehrere zum Theil beträchtliche Gebäude, von denen aber jetzt kaum mehr die Grundmauern zu erkennen sind. Die Aussicht war sehr beschränkt; vor- und rückwerts durch das Gebirg gehindert, thalaufwerts umfaßte sie eine Strecke der Höllenschlucht, thalabwerts fielen der Wartthurm, von welchem schon die Rede war, und die zunächst liegenden Hütten in die Augen der Bewohner. Jetzt stehen die Trümmer sehr öde und schauererregend, der gemeine Mann kennt sie nur unter dem Namen des alten Raubschlosses.

Wie fast um jedes merkwürdigere Denkmal der Vorzeit hat die Sage auch um dieses ihr zauberhaftes Gewebe verbreitet. Hier hat sie den Erbauer der Burg selbst, den sie Kuno von Falkenstein nennt und mit allen ritterlichen Tugenden ausschmückt, zu ihrem Helden und Liebling gewählt.

Nur Eines, erzählt sie mit zuversichtlicher Gutmüthigkeit, fehlte zu seiner Beglückung: eine Nachkommenschaft, auf die er Namen und Thaten und Güter hätte übertragen können. Darob ging er tagelang in düstere Gedanken versunken umher, und begegnete nicht selten dem verkappten bösen Feinde, der des Ritters trübe Gemüthsstimmung zu benützen und ihn um das Heil

seiner Seele zu bringen versuchte. Aber Kuno blieb standhaft und beschloß endlich, um dieser Lockung und seines Grames los zu werden, die gefahrvolle Reise in das gelobte Land und zum heiligen Grabe. Doch bevor er hinzog, brach er noch seinen Trauring und hinterließ seiner Gattin die eine Hälfte mit dem Bedeuten, daß sie, wenn er im Verlaufe von sieben Jahren nicht wiederkehre, und den Ring aufs Neue vereinige, ihn für todt, und daher ihr Eheband als für immer aufgelöst erachten solle. Durch viele Schlachten wurde bald im gelobten Lande das Schwert des Falkensteiners berühmt, der nun am heiligen Grabe seinem Gebete und seinen Thränen freien Lauf ließ, aber zuletzt auch in die Gewalt des Sultans gerieth und jahrelang in tiefem Kerker schmachtete. Endlich, durch göttliche Fügung befreit, will er nach Hause eilen, verirrt sich aber in ungeheuern Wäldern, aus denen er keinen Ausweg mehr finden kann. Da sinkt er erschöpft nieder und aufs Neue tritt der böse Feind zu ihm, und versichert ihn hohnlachend, daß so eben das siebente Jahr zu Ende laufe und seine Gattin, des mit ihm geschlossenen Ehebandes ledig, morgen ihre Hand einem benachbarten Ritter reichen werde. Jetzt geräth der niedergedrückte Kuno außer Fassung, und gibt dem Vorschlag des Verführers, ihn bis Morgen in die Heimath zu bringen, unter der Bedingung Gehör, daß seine Seele ungefährdet bleibe, wenn es ihm gelänge, auf der ganzen unermeßlichen Reise sich des Schlafes zu enthalten. Sogleich verwandelt sich der Satan in einen Löwen, dessen Rücken der Ritter besteigt und auf dem er nun durch die Lüfte dahin fährt. Tief unter ihnen lassen sie Länder und Meere zurück, aber bald vermag es die durch die ungeheuersten Anstrengungen erschöpfte Kraft des Ritters nicht länger dem, andringenden Schlafe Widerstand zu leisten. Schon wollen die Augenlider sich schließen, und der wackerste Mann soll des bösen Feindes Beute werden; sieh! da fliegt unversehens ein Falke herbei, setzt sich auf das Haupt des Ritters und hält den Schlaftrunkenen mit seinem Schnabel und dem Schwunge seiner Flügel wach. So gelangt er unversehrt und neu gekräftigt in dem Augenblicke in der Nähe seines Schlosses an, als eben der Brautzug aus der Kirche dahin zurückkehrt und sich Kuno ungekannt in denselben mischen kann. Er nimmt Theil an dem

festlichen Mahle und läßt, der Braut seinen Becher zubringend, die zurückbehaltene Hälfte des Ringes in denselbeu fallen. Sie bemerkt es mit freudigem Erstaunen, wirft auch ihre Hälfte in die goldene Schaale und der Ring vereinigt sich wieder zum ungetrennten Ganzen. Jetzt wird Kuno erkannt, und tritt wieder als Herr und Gemahl in die ihm gebührenden Rechte ein. Auch ist von nun an seine Ehe gesegnet; durch Jahrhunderte erblüht ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft, die mit dankbarer Anerkennung ihres Ahnherrn Retter, den Falken mit geschwungenen Flügeln, in ihrem Wappen führt. *)

So Lieblichschauerliches weiß die Sage vom Gründer der Burg Falkenstein dem gutwillig zuhörenden Wanderer da und dort in einer der einsamen Hütten mitzutheilen: fragt er aber nach den spätern Bewohnern des Schlosses und nach den Ursachen seiner Zerstörung, so zieht sie sich verstummend zurück und weiset den Fragenden in diesem späteren Gebiete an ihre jüngere Schwester, die Geschichte, die so gerne sinnend und forschend an ihrer Seite geht, und nun auch, wenn gleich in einfacherem und ernsterem Tone, dafür aber um so bestimmter und sicherer, das Wort übernimmt.

In den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts hatten an der Burg Falkenstein mehrere Familienglieder Antheil, von denen sich nur Thoman von Falkenstein, eines Edelknechtes Sohn, zu Freiburg, wo er Bürger war, niedergelassen zu haben scheint. Die Uebrigen, Ritter Hans und Künlin, Herrn Künlins seligen **) Sohn, nebst seinen drei Söhnen, dem Ritter Dietrich und den Edelknechten Werner und Klein-Künlin, hatten auf der Burg selbst ihre Häuser und Knechte.

Hier war schon seit Jahren die schöne Zeit ritterlicher Tugenden vorüber, und man benützte ungescheut die allgemeine Gesetzlosigkeit des unter Wenzeslaus der größtcn Verwirrung preisgegebenen Reiches, um Vorüberziehende jeder Art anzufal-

*) Freier erzählt und mit einigen Zusätzen bereichert, findet sich diese Sage bereits in Jakobis „Iris," Jahrgang 1805 Seite 210 u. ff. Hermann v. Rotteck, wie auch der Herausgeber, haben sie metrisch bchandelt.

**) Zuverläßig ist dieser Herr Künlin selig derselbe, dessen abgehobener Grabstein noch in der rechten Seitenwand der Kirche zu Kirchzarten eingemauert zu sehen ist. Der Ritter ist auf demselben in voller Rüstung mit gefalteten Händen abgebildet, seine Füße ruhen auf einem Löwen. Die Rundschrift lautet: „Anno Domini MCCCXLIII. IV. Idus Maji obiit Dominus Cuno de Valkenstein Miles.

len und sich ihres Guts zu bemächtigen. Ohne Zweifel trug anfänglich die ganz abgeschiedene Lage der Burg, die fortwährende Einsamkeit und die Zuversicht, mit der man auf der unzugänglichen Felsenwand jedem Angriffe trotzen konnte, nicht wenig dazu bei, die übermüthigen Herren, welche überdieß noch schwere Schuldenlast drückte, in so schändliches Leben zu verlocken. Wie leicht mochte in ihnen, wenn sie von ihrem Adlersitze auf den tief in der Schlucht dahinziehenden Wanderer herabsahen, der Gedanke aufsteigen: der Fremdling, der hier in den Abgrund eingegangen, habe sich selbst muthwillig in ihr Gefängniß, in ihre Hände geliefert und sie zu Herren über sein Leben und Gut gemacht; sie dürfen nur wollen, so sey ihnen Beides verfallen, denn wer vermöge wohl, sie hier oben deßhalb zur Rede zu stellen?

Jede noch aus den Verhören aufbewahrte Aeußerung der Burgbesitzer zeugt von diesem gränzenlosen Uebermuthe und zugleich von einem sittlichen Verderben, welches nur der eigenen Frechheit Gehör gibt und jedem menschlichen und göttlichen Gesetze Hohn spricht. Als Werner einst vier ehrbare Männer aus den Landen des Herzogs von Geldern oder Jülich niederwarf, ihnen ihr Geld (bei 46 fl. oder mehr*) abnahm und sie selbst gefangen auf die Veste legte, mußten sie ihm bei ihrer Loslassung nicht nur schwören, Niemanden zu warnen, sondern auch sich selbst auf eine bestimmte Zeit wieder auf Falkenstein einzustellen. Zwar, bemerkt die Verhörurkunde, war es Wernern lieber, sie stellten sich nicht wieder ein; doch erwiederte er, als einige Knechte selbst sein Verfahren mißbilligten und ihm ins Gesicht sagten, er habe kein Recht zu diesen Leuten und zu ihrem Gute, wörtlich: „er wolle ihr Gut haben, würde er aber dazu gebracht, daß er es wiedergeben müßte, so hätte er es doch eine Weile unter Händen gehabt; und beriethe ihn Gott inzwischen andern Gutes, dazu er Recht habe, damit wolle er dieß Gut wiedererstatten.“

Noch weit unverholener sprach er sich bei einer anderen Gelegenheit aus und bewies zugleich, daß er sich nicht etwa selbst über sein Gewerbe täusche, sondern dasselbe vollkommen

*) Man vergesse nicht, daß in diesen Zeiten das Geld einen weit höheren Werth hatte.

zu würdigen und mit dem gehörigen Namen zu belegen wisse. Ein wandernder Walker, der zu Freiburg gedient hatte, wurde angehalten. Man nahm ihm sein Geld (5 Schillinge Straßburger) und fand unter Anderm noch zehn oder zwölf Steine bei ihm, welche Werner für Saphire, und darum den Gefangenen für einen Kaufmann hielt. Vergebens machte ihm ein Knecht neuerdings Vorstellungen. Werner bricht darüber voll Zorn in die Worte aus: „Schweig, daß dich . . . ., was geht es dich an? verzagter Minner und barmherziger Räuber thun nie gut.“

Selbst das schöne Geschlecht, das doch allerwerts durch seine Milde sich auszeichnet und gewöhnlich mit Erbarmung die Wunden wieder heilt, welche ein schonungsloser Mann schlägt, scheint hier über den Schluchten des Höllenthales seiner Natur untreu geworden zu seyn und sich in der starren wilden Umgebung ganz verloren zu haben. Spähend sah zu jeder Zeit Werners Frau aus den Fenstern umher, und gewahrte sie dann unglückliche Wanderer, rief sie selbst den Ihrigen mit Lust zu: „Sie kommen, sie kommen, laufet abhin!“ Wie hoch steht neben ihr der gemeine Knecht, der ihr einst zu entgegnen wagte: „ich will nicht abhin laufen; soll ich Einem das Seinige nehmen, wozu ich kein Recht habe? Wie wohl gefiel' es Euch, wenn ich Euch Euern Pelz nähme?“ Und doch vermochte sie es noch, ihm zu erwiedern: „er wolle, schein' es, ein Junker seyn!“

Nebst der Burgfrau besorgten noch besondere Knechte das Geschäft des Ausspähers. Sie sind namentlich in den Verhören aufgeführt: Dietrich Gipper, Hanmann Dietrich, Heintz Keller, der Niggel, der Wenk und Wernli Stock von Breitnau. Bisweilen stand auch einer der Burgherren selbst unter der Veste und angelte; kamen dann Reisende, so blies er in ein Hörnlein und alsbald stürzten die Knechte herbei. Klein-Künlin lief oft drei- und viermal von der Veste herab und war bei sämmtlichen Angriffen.

Auf Stand und Gewerbe wurde keine Rücksicht genommen; wer heran kam und überwältiget werden konnte, zog nur seines Gutes ledig weiter. Zu Rom führten acht Pilger, (wovon drei Geistliche) zwei aus Holland, zwei aus Flandern und vier aus England bittere Klage, wie ihnen 700 Gulden baar bei Falken-

stein abgenommen und sie noch überdieß gezwungen worden, ihren Weg fortzusetzen und Niemanden bis nach Rom zu klagen. Sieben Andere wurden auf der Burg in einen Keller geworfen und durchgesucht, da man aber nichts bei ihnen fand, ließ Werner sie wieder ledig, „aber" sagen die Verhöre, „der Gipper und der Wenk nahmen ihnen ihre Kleider wider Werners Willen." Ein fremder Mönch verlor unter Falkenstein seine ganze Baarschaft, einen Gulden; und noch vor dem Herbste 1389 wurden sogar drei Schüler, deren einer des Vogtes-Sohn von Burgheim war, auf die Veste geführt und durchgesucht und jedem so viel Schürlitz-Tuch abgenommen, als zu einem Wamms gehört.

Einen reicheren Fang machten die Räuber an einem Lombarden, der von Köln nach Como reiste und dem sie gegen seinen Geleitsbrief die gesponnenen Gold- und Silberfäden, die er bei sich trug, im Werthe zu 60 Gulden, abnahmen. Werner selbst bekannte, das Gut zu haben, und der Kaufmann richtete von Como aus an Freiburg eine Klagschrift in lateinischer Sprache. Herr Georg von Pala aus Flandern verlor 140 Gulden, wie des Grafen von Kirchberg Brief ausweist. Dem Peter, des von Mailand Boten, nahmen sie 70 Gulden Werth und 11 Franken, wie aus des Wehingers und Derer von Konstanz Briefen ersichtlich ist. Ein Brief aus Waldshut versichert, mit den Verhören übereinstimmend, daß einem zu dieser Stadt gehörigen Knechte 16 Pfund Heller und 6 Pfund neuer Pfennige abgenommen worden. Ulgker, ein Söldner von Freiburg, klagte, seine Baarschaft von 3 Gulden und 30 Schilling Pfennigen, Brüchlein, ein Kürschner, Hintersaß daselbst, 18 Pfennige verloren zu haben. Munderchingern, die des Weges zogen, wurden ihre Pferde und ihre Baarschaft abgenommen und sie noch überdieß um anderthalbhundert Gulden geschätzt, wovon sie fünfzig bezahlten. Einen andern Munderchinger erledigten die Freiburger. Ein Knecht von Ehingen mußte den Wein, den er führte, auf Falkenstein lassen; einem andern Knechte füllte man noch zum Spotte das geleerte Faß mit Wasser und den geleerten Sack mit Mist. Einem aus Mainz nahm man in Ermanglung von Anderem Briefe und Messer ab und ließ die Briefe durch Herrn Bernhart, einen Priester, lesen. Selbst

zum verächtlichsten Taschendiebstahle scheinen sich die Burgherren, wo es geschehen mochte, erniedriget zu haben. Von Wernern erzählte man, er habe des Bestenwirths Schwester eine silberne Schaale und einer Klosterfrau von Rothenmünster zwei Leilachen und ein Berwer-Mäntelein gestohlen.

Auch des nächtlichen Einbruches scheuten sie sich nicht. So befahl einst Klein-Künlin fünf Knechten, den zwei Brüdern Hennin und Klewin Hase, dem Pforrer und noch zwei Andern, nächtlicher Weile mit ihm zu Zarten in Horants Hof einzusteigen, wo sie einem fremden Händler aus Schwaben heimlich sechs Schafe nahmen, und Jeder, Klein-Künlin selbst auch, eines auf ihren Schultern in die Burg trugen. Dort wurden die Schafe geschunden und die Felle zu kleinen Stücken zerhackt und auf einen benachbarten Berg getragen, damit die That nicht auskommen möchte. Auf gleiche Weise wurde auch nächtlicher Weile von zwei Knechten ein Ochs zu Horben gestohlen und auf die Burg getrieben.

Bei weitem nicht alle von den Falkensteinern näher oder ferner verübte Diebstähle, Räubereien und Einbrüche sind erhoben und aufgezeichnet worden. Die niedergeschriebenen Verhöre umfassen nur einen kurzen Zeitraum vor der Zerstörung der Burg und deuten überdieß Manches nur an. Dabei beweisen verschiedene Stellen, wie unangenehm den Raubgenossen bei ihren Unternehmungen die Nähe der Stadt Freiburg war. Der Eine wünschte sie in Flammen aufgehen zu sehen, der Andere, die Freiburger auf's Rad setzen zu können, ein Dritter brach in offene Drohungen gegen sie aus.

Es ist leicht zu erachten, daß es bei einem so schändlichen, gesetzlosen Leben zu noch weit empörenderen Greuelthaten kommen mußte. Man entsetzt sich, wenn man Klein-Künlins Verfahren gegen einen seiner Knechte, Weltin von Witenthal liest. Er hatte schon seit einiger Zeit mit dessen Frau sträflichen Umgang gepflogen und dafür den Unterhändler, Klewin Hase, mit einem neuen Wamms beschenkt. Der unglückliche Knecht merkte bald das Verhältniß, in dem seine Frau stand und machte ihr deßhalb Vorwürfe. Darüber entzündete sich in Klein-Künlin der heftigste Haß, und er schwur dem Knechte den Tod. Er ließ deßhalb eines Abends die beiden Hase zu sich kommen, gab dem

Klewin seinen eigenen Panzer, machte sie mit seinem Vorhaben bekannt und befahl ihnen, wenn er anfinge, ihm zu helfen, wogegen er auch, wenn sie anfingen, ihnen helfen wolle. Dann nahm er noch den Pforrer und Andere mit sich und ging mit ihnen und noch einem besonders hiezu bestellten Pfeiffer in des Knechtes Haus. Hier ließ er Allen Essen und Trinken auftragen und befahl endlich auch dem Pfeiffer, zu spielen. Unglücklicher Weise nahm ein gerade anwesender Freund des Weltin das Wort: man möge nicht pfeiffen, es sey schon spät, sie wollten schlafen. Da rief Einer der Hase: man müsse es doch thun, und in gleichem Augenblicke zuckte Klein-Künlin sein Schwert und gab unversehens dem Weltin den ersten Streich; worauf auch die Hase ihre Schwerter zogen und, wie der städtische Bericht sagt, den armen Knecht erschlugen in seinem eigenen Hause, zudem, daß sie ihn an seinem ehlichen Weibe entehrt und das Seinige gegessen und getrunken hatten und über seinen Willen in sein Haus gegangen waren. Pforrer und die Uebrigen wagten es wegen ihres Herrn nicht, etwas gegen diese Mordthat zu thun; alle bekannten einstimmig: „Klein-Künlin hätte den Todschlag mit einem Worte gewendet, wenn er nur gewollt hätte.“ Die beiden blutdürstigen Hase, welche so bereitwillig den armen Weltin hatten morden helfen, entgingen, wie sich bald ergeben wird, der gerechten Strafe nicht.

Natürlich fand bei solchen Vorfällen ein steter Wechsel der Knechte auf Falkenstein statt. Den, der nur noch einiges Gefühl für Recht und Sittlichkeit hatte, trieb der Abscheu fort und sein Herr sah sich beim Abschiede genöthigt, ihn zu bitten: „daß er ihm, wenn er ihm auch nicht gut seyn wolle, doch nicht zu Schaden sey.“ Der Bösewicht aber suchte seinen schmählich zusammengerafften Erwerb in Sicherheit zu bringen, und benützte bisweilen die erste Gelegenheit, sich mit einer Summe zu entfernen, die den Besitzern der Burg selbst „unbillig“ däuchte. Wenige, des wüsten Lebens gewohnte, eben so feige und unzuverläßige, als raubsüchtige und grausame Menschen blieben zurück, mochten aber wohl wenig zur gehörigen Vertheidigung der Burg beitragen, bis endlich durch eine der schreiendsten Gewaltthaten, die im Spätherbste des Jahres 1389 auf der Burg vorfiel,

die Gerechtigkeit geweckt wurde und die schon längst verschuldete Strafe vollzog.

Der Untergang der Falkenburg ist an höchst unscheinbare Veranlassungen geknüpft. Ein Mädchen aus dem Kirchzartner Thale, die Tochter Künin Henselers, der Herrn Dietrich von Falkenstein leibeigen war, liebte Hans Schneider, einen Hintersaßen von Freiburg und ehelichte ihn gegen ihres Vaters und ihrer Freunde Willen. Ihr Mann war sehr arm und da auch sie nichts zur Mitgift erhielt, gerieth sie nach und nach in eine so bedrängte Lage, daß sie es doch nach einigen Jahren, als sie schon ein Kind hatte und das andere trug, wagte, mit ihrem Manne zu ihrem Vater und ihren Geschwistern zu gehen und sie um eine Unterstützung zu bitten. Die Bitte war vergebens und hatte die Folge, daß der alte Groll wieder aufgefrischt wurde. Nur ein Bruder war auf eine unkluge Weise mitleidiger; er sagte der armen Frau, sie möge einen Rock nehmen, der in ihres Vaters Hause lag und ihrer Schwester angehörte, um doch etwas für ihre Nothdurft zu haben. Aber eben dieser Rock wurde nachmals die Ursache ihres Unglücks. Der Vater und die übrigen Geschwister nämlich erklärten ihn für gestohlen, und ließen ihren Mann als muthmaßlichen Dieb zu Ebnet vor Gericht laden, wo er jedoch durch richterliches Urtheil sogleich losgesprochen wurde.

Von nun an kochte die unversöhnlichste Rache in den Herzen dieser elenden Menschen, die unabläßig darauf ausgingen, den Gegenstand ihres Hasses aus dem Wege zu räumen. Künin Henseler, der Vater selbst, beredete sich mit seinem Herren, der ihm erlaubte, und ihn sogar aufforderte, den Hans Schneider zu fangen und ihn auf die Veste Falkenstein zu führen, wobei er ihm ein Wortzeichen an Henni Frässelin, den Thorwächter zu Falkenstein, gab, damit ihn dieser mit dem Gefangenen einließe. Das Wortzeichen bestand darin, daß Herrn Dieterichs Kellner zu Baldenweg dem Frässelin vor Kurzem Brod und Fleisch in einem Sack gegeben habe.

Nun wurde dem Hans Schneider von allen Seiten aufgelauert, und es gelang auch dem Schlupf von Kappel, seinem Schwestersohne Hanmann Schlupf von Lütenweiler und Küni Weinmann von Kappel, ihn mit seiner Frau bei Frei-

burg ob der Kapelle am obern Werde aufzufangen. Die Frau, als sie sah, daß man ihren Mann schlug und stach, fing ein lautes Geschrei an, da erhielt auch sie einen Schlag mit einem Spieß über den Rücken, daß sie bewußtlos niedersank. Indessen wurde ihr Mann das Kirchzartner Thal hinauf, zu den Birken in ihres Vaters Haus, fortgeschleppt, wohin auch sie, sobald sie der Sinne wieder mächtig wurde, nachfolgte. Hier blieb er einen Freitag und Samstag gefangen; Sonntag Morgens führte man ihn weiter auf die Burg Falkenstein, wo sie gleichfalls mit ihm einzudringen wußte. Nun legte man sie aber in eine Stube in Eisen, in der sie des folgendes Tages, von den Schlägen und dem Schrecken entkräftet, ein todtes Kind gebar. „Und war," erzählte sie nachher im Verhöre selbst, „Niemand bei ihr von Frauen noch Mannen, der ihr in diesen Sachen zu Statten käme. Und dasselbe ihr todtes Kind wand sie in ihren Daphart und Morndes (künftigen Tages) auf Dienstag zu Mittag ward sie aus dem Gefängniß gelassen und trug ihr todtes Kind bis nach Kirchzarten in das Dorf und begrub es da."

Indessen hatte man sich über ihren Mann aufs Neue berathschlagt und Ritter Dietrich ihrem Vater erlaubt, mit demselben zu leben, wie er wolle. „Denn," sagte er zu ihm: „es ist besser, du verdirbst den Gefangenen, als daß er dich verdirbt." So war der Unglückliche ganz in die Hände seines racheburstigsten Feindes gegeben, der nur noch schwankte, ob man ihn aufs freie Feld vor die Veste führen und dort erstechen, oder in ein Bergloch werfen, oder von der Veste selbst herabstürzen solle, sich aber bald für das Letztere entschied. Somit nahm Künin Henseler noch einen seiner Söhne, ferner Hanmann Schlupf, Künin Weinmann und noch zwei Andere zu sich und kündete dem unglücklichen Gefangenen das Todesurtheil an, wobei man ihn fragte, ob er in den Kleidern hinausfallen oder sie zum Heil seiner Seele in eine Kirche vergraben wolle. Hans Schneiders Antwort war: er wolle sie seinem Kinde geben, und somit zog er sich in Künlins Hause, wo er gefangen gelegen hatte, bis auf sein Niedergewand und sein Hemd aus, und wurde auf den höchsten Punkt der Veste in Herrn Dietrichs Haus an ein Fenster geführt, unter dem sich der Abgrund auf anderthalbhundert Klafter vertiefte, wo man ihm das Haupt zu dem Fensterlein

hinausdrückte und ihn Hanmann Schlupf vollends hinabstieß. Alle hatten Hand an ihn gelegt, nur Künin Henseler nicht, der Haupturheber seines Todes.

Am achten Tage, seit sie die Burg verlassen hatte, bekam endlich die Frau Nachricht von dem, was mit ihrem Manne zu Falkenstein vorgegangen war. „Da ging sie," fahren die Verhöracten fort, „mit ihrem kranken Leibe von Freiburg wieder gen Falkenstein unter die Burg an die Halde und suchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerschmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und schuf, daß er ward begraben im Falkensteinerthal zu St. Oswalds Kirchen."

Wohl mag noch jetzt kaum ein Herz ohne Rührung, kaum ein Aug' ohne Thräne des Mitleids bleiben, wenn diese Ereignisse längst verschwundener Tage an ihm vorüberziehen; diese Gräuel, diese Unmenschlichkeit auf der einen, diese zärtliche, ehliche, väterliche und mütterliche Liebe auf der andern Seite; diese heilige Sorgfalt, die des Kindes in der schweren Todesstunde nicht vergißt und sein Wohl sogar dem eingebildeten Heil der eigenen Seele voranstellt; diese unverbrüchliche Treue, die der Erschöpfung und Kraftlosigkeit des eigenen Körpers nicht achtet, den zerschmetterten, modernden Gatten in ihren Schooß nimmt und ihm den einzigen Dienst erweist, den sie ihm noch erweisen kann: ihm ein Grab an geweihter Stätte zu bereiten.

Ergreifen solche Ereignisse noch jetzt nach mehr als vierhundert Jahren mit fortreißender Gewalt jede fühlende Seele, um wie viel mächtiger, ja wie unwiderstehlich muß nicht damals ihr Eindruck gewesen seyn, als sie so eben vor sich gingen und die neue Kunde lebendig von Mund zu Mund erscholl; als noch bei den frischen Gräbern des Vaters und Kindes sich die Haufen des tief empörten Volkes versammelten, und Frau und Mutter, in ihren Schmerz zerflossen, unter sie und vor den Rath und die Gemeinde zu Freiburg trat, um sie zur gerechtesten Rache aufzurufen.

Freiburg zögerte nicht. Sogleich wurden von allen Seiten her Erkundigungen über die Burg Falkenstein eingezogen, die Beraubten mündlich und schriftlich vernommen, und schon unterm 15. Jänner des folgenden Jahres (1390) ging ein eigener

Abgeordneter an das königliche Hofgericht zu Rotweil ab, dort Wernern von Falkenstein und die Seinigen und die Veste Falkenstein in die Acht zu verklagen. —

Es ist höchst wohlthuend, bei dieser Gelegenheit die Namen so vieler wahrhaft Edeln aufgeführt zu finden, die voll Abscheu gegen die Gräuelthaten einiger ihres Standes, und weit entfernt, denselben Vorschub zu thun, mit dem rächenden Freiburg sich verbanden, um die verdiente Strafe rücksichtslos und furchtbar über die Schuldigen ergehen zu lassen.

Der Angriff scheint noch in diesem Monate (Jänner) oder doch in den ersten Tagen des folgenden ausgeführt worden zu seyn; die Burg fiel im Sturme und wurde sogleich verbrannt und bis auf den Grund niedergerissen.

Merkwürdig ist es, daß die Sage auch hier wieder das Wort nimmt und den plötzlichen, wenn man ihre Lage betrachtet, kaum erklärlichen Fall der Burg, durch eine neue ihrer kleinen Erfindungen wahrscheinlicher zu machen und zugleich auszuschmücken sucht. Sie erzählt nämlich: unter den Gewaltthaten, welche die hier wohnenden Räuber (der gemeine Mann kennt, wie gesagt, diese Burg nur als einen Räubersitz) verübt hätten, sey auch die Entführung einer wunderschönen Frau nicht zu vergessen, welche bestimmt war, hier den Lüsten dieser schändlichen Menschen preis gegeben zu werden. Da sie die Unmöglichkeit, von der Veste zu kommen, eingesehen, habe sie sich scheinbar gutwillig in ihr Loos gefügt und dadurch bei den Räubern den Wahn erregt, als sey sie nun mit voller Seele die Ihrige. Endlich habe sie es gewagt, um Erlaubniß zu bitten, einen Markt in Freiburg zu besuchen, um dort Allerlei einzukaufen. Diese sei ihr auch geworden, und so habe sie dieselbe benützt, um bei dem Rathe zu Freiburg die nöthigen Anzeigen zu machen. Darauf habe sie unter Anderm einen Schurz voll Erbsen gekauft und dieselben durch das Thal bis zum Eingange in die Burg verstreut. Die Freiburger seyen sodann diesen Spuren nachgegangen und hätten, auf ein weiteres Zeichen, — ein ausgehängtes weißes Tuch, — das Thor gesprengt und die überraschten Räuber in ihrem Trunke niedergemacht oder gefangen genommen. — Sollte nicht in diesem Märchen wenigstens einige Spur von Wahrheit und vielleicht unter der wunderschönen

Frau die Wittwe des unglücklichen Weltin von Witenthal verborgen seyn? Wunderbar wäre auf diese Weise wirklich das Walten der geheimnißvollen Wiedervergeltung.

Die Zerstörung der Burg war übrigens nicht die einzige Strafe, welche die Falkensteiner traf. Freiburg hielt den Ritter Dietrich und später Klein-Künlin sammt mehreren ihrer Helfer in schweren Banden und erst nach langer Zeit ließ man jenen eine Sühne angedeihen. —

Ohne Zweifel mußte es den Falkensteinern sehr empfindlich fallen, die fast unbezwingliche Veste ihrer Ahnen schon so früh in Trümmern zu sehen. Sie siedelten sich wahrscheinlich alle, nach dem Sturze derselben, in Freiburg an und ihre Nachkommen versuchten es nun zu Anfange des folgenden Jahrhunderts, von der Stadt Freiburg die Erlaubniß zur Wiedererbauung ihrer Burg zu erhalten. Aber die Rathsbücher aus dieser Zeit melden: „Als vor unsern Rath gekommen sind Kaspar, Hans Jacob und Heinrich von Falkenstein von ihrer selbst und anderer ihrer Freunde wegen, und da erklärt haben, daß sie meinen, Falkenstein die Veste wieder zu bauen: da haben alte und neue Räthe die Briefe und bösen Geschichten, so vor Zeiten auf Falkenstein geschehen sind, darum die Veste gebrochen ward, zu Hand genommen, angehört und darauf erkannt, daß man die Veste nie wieder baue nach den bösen räublichen und schädlichen Thaten, so da geschehen sind. Und ist darauf den Obgenannten von Falkenstein, da sie die Unsern sind, bei ihren Eiden geboten worden, die Veste nicht zu bauen und die Sache fernerhin an Niemanden zu werben noch zu treiben; käme der Rath darüber in Kosten oder Schaden, so werde er sich an sie halten. Und hat der Rath geboten, es in dieß Buch zu schreiben zur ewigen Gedächtnuß." (6. Juni 1414.)

Mit dem Schicksale der Burg Falkenstein scheint auch das des Geschlechtes verknüpft gewesen zu seyn. Noch war jene nicht viel über ein Jahrhundert untergegangen, so sah man auch dieses, wenigstens in unsern Gegenden, verblüht.

Und so sind denn seit Jahrhunderten diese Trümmer in dem Zustande geblieben, in welchem die rächende Hand sie einst verlassen hat. Nur bisweilen wagt es ein Umwohner, vermeinten Schatzgewölben nachspürend, die ungeheueren Mauern da

und dort anzubohren; wenn er aber dann unerwartet, statt der gehofften Schätze, auf einen Haufen modernder Knochen stößt, läßt er mit Entsetzen von seinem Unternehmen ab und versichert den Wanderer treuherzig, es seyen dieß noch Ueberreste von Reisenden, die einst in diesem Raubschloß erwürgt und verscharrt worden.

Dr. Heinrich Schreiber.

(Vergl. auch „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Südteutschland.“ IV. Bd. 1844. „Die Freiherren von Falkenstein.“ S. 149.)

Der Schwarzwald.

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die lieben Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl
Geschützt von seinen Höhn!

Ihr Kirschen und Kastanien sollt
Noch manches Jahr gedeihn,
Und du Gutedel, fließend Gold,
Auch du Markgräfler Wein!

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde ziehts mich hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel sieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Dreisam, süßer Aufenthalt,
O Freiburg, schöner Ort!
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.

Nicht schrecken mich im Höllenthor
Der grause Felsenweg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Dein Wasser schöpf' ich in der Hand,
O Donau, frohe Fahrt!
Verkünde nur im Morgenland
Der Teutschen Sinn und Art!

Du mit dem weißen Wälderhut
Und mit dem weißen Hut,
O Mägdlein sittig, schön und gut!
Grüß mir das teutsche Land.

Ich muß hinauf zum schwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort soll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche seyn.

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch säte Gottes Hand,
Ihr alten hohen Tannen seyd
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein schaurigsüßer Klang:

Das ist ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tausend Jahr,
Von Geistern, deren Zeit entflohn
Und deren Burg hier war.

Wie schaurig hier und wie allein
Im höchsten schwarzen Wald!
Nicht fern kann hier die Wohnung seyn,
Der seligsten Gestalt;

Der Freiheit, die mein Herz gewann,
Der süßen Heldenbraut,
Der ich, ein lieberglühter Mann,
Für ewig mich getraut.

O Freiheit, Freiheit, komm heraus,
So kräftig und so fromm,
Aus diesem dunkelgrünen Haus,
Du holde Freiheit komm!

Dort unten laß dich wieder schau'n
Im freien teutschen Land;
Und wahre die getreuen Gau'n
Vorm wälschen Sclavenstand!

Max von Schenkendorf.
(1814.)

Der Schwarzwald.

(Zwei Gedichte von verschiedenen Verfassern.)

1.

Ein Nachtstück.

Seht ihr den Mond am schwarzen Wald erblassen,
Wo traurig sich die finstre Tanne nährt!
Dort starrt ein Land voll schroffer Felsenmassen,
Wo die Natur stets kreißt und nie gebärt;
Wo feuchter Dunst an kahlen Dorngestrüppen
Und an dem Moos verlaßner Haiden hängt,
Und ährenlos sich auf Granitgerippen
Der dürre Halm aus kalter Furche drängt.

Seht ihr den Berg, wo graue Nebel streifen?
Dort welkt und bricht der matte Blüthenbaum,
Nie wird euch dort die heitre Rebe reifen,
Dort keimt und grünt die rauhe Flechte kaum;
Dort weht kein Lenz; es hüllt nur Nacht und Trauer
Den schönen Tag in düstre Wolken ein;
Des Sommers Hauch, ein kalter Todtenschauer,
Rinnt fieberhaft durch Anger, Busch und Stein.

Seht ihr den Rand in weiter Ferne düstern,
Den frühen Thau trinkt dort kein Morgenstrahl,
Nur einsam tönt, wo gelbe Blätter flüstern,
Der Unken Ruf im freudeleeren Thal;
Der Auer nur falzt in des Forstes Mitte,
Wo traurig sich das morsche Mühlrad dreht;
Verlassen steht des Landmanns arme Hütte,
Wie dort im Wald der braune Giftschwamm steht.

Seht dämmernd ihr die grauen Gipfel ragen
Am Horizont: dort tönt kein Erndtesang,
Nie schimmert dort der blonden Ceres Wagen,
Um den der Fleiß des starken Pflügers rang.
Dort jubeln nie des Herbstes frohe Lieder,
Kein Strom trägt dort des Handels reiche Fracht;
Von Klippen donnert dumpf der Waldbach nieder,
Und wälzt sich grimmig durch des Thales Nacht.

Flieht jenes Land, wo rauh wie seine Eichen,
Durch Forst und Horst der scheue Wildbieb schleicht,
Wo Hirten nur durch magre Halden streichen,
Und Gottes Welt dem düstern Hades gleicht.
Nie senket dort ein Genius sich nieder
Mit goldnem Zauberstab und Segenshand;
Das Schrecken lähmt der Fantasie Gefieder,
Naht sich ihr Flug dem schwarzen Felsenland.

Schönau auf dem Schwarzwald. Anonymus.

2.

Lichtes Gegenbild.

Du wärst das Land, wo finstre Schrecken hausen,
Im Thalgrund immer feuchter Nebel thaut?
Kein Zephir kos't, nur Nordens Stürme braußen,
Stets öd' die Flur, stets trüb der Himmel graut?
Du wärst das Land, wo keine Blüthen keimen,
Kein Strahl der Sonne, noch der Freude lacht?
Wo Bäche wild nur über Felsen schäumen,
Nur Schauer weht aus dunkler Föhren Nacht?

Nein, nein, das bist du nicht! Auf deinen Höhen,
In deiner Thäler lichtem Wiesengrund,
Wo Lüfte rein wie Gottes Odem wehen,
Macht die Natur erst ihre Größe kund.
Seht! wie die Höh'n im blauen Aether ragen,
Umschirmet von der Tannen Immergrün!
Stolz sehn sie seit der Schöpfung ersten Tagen
Gold über sich die Morgenwolken glühn.

Hier weichet schnell des Lebens falber Schleier,
Die Haine grüßt der Sonne frühster Strahl,
Es dampft der Berg in stiller Morgenfeier,
Und blitzt den Tag in's hüttenreiche Thal.
Vom Thau gedrängt die fetten Matten schimmern,
Du trinkst der Fichte süßen Würzeduft,
Und rettest hin dich aus den dumpfen Zimmern,
Sobald der Vögel Chor durchjauchzt die Luft.

Auch hier wird froh der Erndte Kranz gewunden,
Wenn gleich bei uns der Traube Gold nicht glüht;
Tief wird die Freude, heiß die Lieb' empfunden,
Im stillen Thal, wo Fleiß und Handel blüht.
Gewerbsamkeit fand hier das regste Bette,
In schlichter Hütte lebt ein offner Sinn;
Die Kunst erhebt sich eifernd um die Wette,
Und schickt ihr Werk nach allen Zonen hin.

Flieht nicht dies Land, wo fette Heerden weiden,
Und stolz der Hirsch durch hohe Forste streicht;
Das Quellenreich mit seinen grünen Haiden,
Das kaum der Alpen Zauberreizen weicht.
Wie sehnt sich nach den heimathlichen Gründen
Des Schwarzwalds Sohn aus fernem Land zurück!
Er fühlt es wohl, hier einzig kann er finden
Des Wandrers Ziel: ein häuslich stilles Glück!

Stühlingen im Schwarzwalde. Schütt.

Geisterbesuch auf dem Feldberg.*)

Hani gmeint, der Dengle geist, ihr Chnabe vo Todtnau,
Seig e böse Geist, — jez wüßti andre B'richt z'ge.
Us der Stadt, das bini und will's au redli bikenne,
Mengem Chauf-Her verwandt, vo siebe Suppe ne Tünkli,
Aber e Sunntig-Chind. Wo näume luftige Geister
Uffem Chrüzweg stöhn, in alte G'wölbere huse,
Und verborge Geld mit füürige Auge hüete,
Oder vergosse Bluet mit bittere Thräne wäsche,

*) Der höchste Berg des Schwarzwaldes; 4600 Fuß über der Meeresfläche.

Und mit Grund verschare, mit rothe Nägle verchratze,
Sieht's mi Aug', wenn's wetterleicht; sie wimmsle gar sölli.
Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
In der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
An de Fenstere lose und, höre sie liebligi Rede,
Gegen enander lächlen und an der Huusthüre sitze,
Und die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre,
Oder wenn sie, selbander und dritt, uf Gräbere wandle,
Und enander sage: „Do schloft e treui Muetter,
Do en arme Ma, doch hett er Niemes betroge.
Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke, wenn's Zit isch!"
Sieht's mi Aug' im Sterneliecht und höri sie rede.
Menge chenni mit Name und wemmer enander bigegne,
Biete mer is d'Zit und wechsle Reden und Antwort:
„Grüeß di Gott! Hesch gueti Wacht?" — „„Gott dank der!
so ziemli."" —
Glaubet's oder nit! Ne mol, se schickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießliche G'schäfte. —
Wo mer's Kaffi trinken und Ankeweckli drin tunke:
„Halt' Er si nienen uf und schwetz' Er nit, was em in's Muul
chunnt," —
Rueft mer der Vetter no — „und loß Er sie Tabatiere
„Nit im Wirthshuus liege, wie's sust bim Here der Bruuch isch." —
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
Hani richtig versorgt. Jez sitzi z'Todtnau im Adler —
Und jez gang i spaziere und mein', i chönn nit verirre,
Mein, i seig am Dorf; z'letzt chresmi hinten am Feldberg;
D'Vögel henn mit g'lockt und an de Bächlene d'Blüemli.
Selle Fehler hani, i cha mi an Allem verthörle. —
Drüber wird es chüel und d'Vögel sitze und schwige.
's streckt scho dört und do e Stern am düstere Himmel
's Chöpfli usen und luegt, öb d'Sunn echt aben in's Bett seig,
Oeb er echt dörf cho, und rüeft den Andere: „Chömmet!"
Und i ha kei Hoffnig meh. Druf legi mi nieder.
's isch e Hütte dört und isch en Aerpfeli Strau drinn.
„O du liebe Zit," — so denki, — „wenn i deheim wär'!
Oder es wär' scho Mitternacht! Es wird doch e G'spenstli
Räume dohinte si und z'Nacht um Zwölfi verwache,

Und mer d'Zit vertribe, bis frueih die himmlische Liechter
D'Morgeluft verlöscht, und wird mer zeige, wo's Dorf isch."
Und jez, woni's sag, und mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli stand, — 's isch z'finster für's Aug gsi, —
Und wo's Zitli seit, 's gang ab den Oelfen, und woni
's Pfifli use leng und denk: jez trinki no Tuback,
Aß i nit vertschlof — bim Bluest! so fangen uf eimol,
Ihrer Zwe ne G'spröchli a. I mein, i ha g'loset! —
„Gell, i chumm hüt spot? Drum isch e Meideli g'storbe
Z'Mambach; 's het e Fieberli g'ha und leidige Gichter.
's isch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
Aß es ringer gang; und d'Auge hani em zuedruckt.
Und ha g'seit: ‚Schlof wohl! Mer wenn die wecke, wenn's Zit isch. —
Gang und biß so gut und hol mer e wengeli Wasser
In der silberne Schaale, i will jez mi Sägese dengle."
Dengle? hani denkt, e Geist! und düsele'n use.
Woni lueg, so sitzt e Chnab mit goldene Fegge
Und mit wißem G'wand und rosefarbigem Gürtel
Schön und lieblig do, und nebenem brenne zwei Liechtli.
„‚Alli guete Geister ...'" sagi, — „‚Her Engel, Gott grüeß di!'"
„Loben ihre Meister!" — seit druf der Engel — „Gott dank der!" —
„‚Nüt für übel, Her Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
Sag mer, was hesch du denn z'dengle?'" — „‚D'Sägese'" — seit er.
„‚Jo, sel siehni,'" — sagi — „‚und ebe das möchti gern wisse,
Wozue du ne Sägese bruuchsch?'" — „Zuem Meihe, was hesch g'meint?"
Seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchti gern wisse;'"
Sagi zuenem, — „‚Isch's verlaubt? Was hesch du denn z'meihe?'"
„Gras; und was hesch du so spot do hinte z'verrichte?"
„‚Nit gar viel," — hani gseit — „i trink e wengeli Tuback;
Wäri nit verirrt, wohl wär's mer z'Todtnau im Adler.
Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn d'witt so guet sy,
Was du mittem Gras witt mache?'" — „Fuetere" — seit er. —

„„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gott will,
ke Chue ha?‟‟ —
„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele,‟ — seit er — „und Esel;
Siehsch dört selli Stern?‟ — Druf het er mer obe ne Stern
zeigt.
„'s Wienecht-Chindli's Esel, und's heilige Friedeli's Chalble*)
Othme d'Sterne-Luft dört oben und warten ufs Fueter.
Und dört wachst kei Gras! Dört wachse numme Rosinli‟ —
Het er g'seit — „und Milch und Hunig rieslen im Bäche,
Aber 's Vieh isch semper, 's will alli Morge si Gras ha,
Und e Löckli Heu! und Wasser us irdische Quelle.
Dorburwille dengli jez und willi gho meihe.
Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au
helfe?‟ —
So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zuem Engel:
„„Lueg, 's isch so ne Sach: Es sott mer e herzligi Freud sy;
D'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe;
Zähle Geld, sell chönne mer, und messen und wäge,
Laden uf und laden ab, und esse und trinke.
Was me bruucht in's Muul, in Cuchi, Cheller und Chammer,
Strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
's lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:
Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!
Chromet Ziebele, geli Ruebe, Peterliwurze!
Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
Paraplü', wer koof? Reckholderberi und Chümmi?
Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Kaffi, ...
— Hesch du au scho Kaffi trunke, Herr Engel, wie schmeckt's
der?‟‟ —
„Schwetz mer nit so närsch!‟ — seit druf der Engel und
lächlet —
„Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
Vieri alle Tag, und an de Sunntige fünfi.
Chumm jez, wenn de mit mer witt, jez gangi go meihe,
Hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde.‟ —

*) Nach der alten Sage hätte der heilige Fridolin mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

„„Jo, Herr Engel, frili willi, wenn de mi mit niemsch,
's wird afange chüel. I will der d'Sägese trage.
Magsch e Pfifli Taback rauche, stohts der zue Dienste!"' —
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" — Ne füürige Ma stoht,
Wie im Wetter do. — „Chumm, zündis abe go Todtnau!"
Seits und voris her marschiert der Puhu in Flamme,
Ueber Stock und Stei und Dorn, e ledigi Fackle.
„Gelt, 's isch chummli so?' — seit jez der Engel — „was machsch echt?
Worum schlagsch denn Füür? Und worum zündisch bei Pfifli
Nit am Puhu a? De wirsch en doch öbbe nit förchte,
So ne Fraufaste-Chind, wie du bisch, — het er di g'fresse?" —
„„Nei, Her Engel, g'fresse nit; doch mueßi bikenne,
Halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tuback.
Selle Fehler hani, die füürige Manne förchi;
Lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan!"' —
„'s isch doch au ne Gruus," — seit jez der Engel — „aß d'Mensche
So ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's nit nöthig.
's sin zwee einzigi Geister de Mensche g'fährli und furchtbar:
Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander;
Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
Stigt er eim in Chopf und macht zerrütteti Sinne.
Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
's goht mit eim z'unterst und z'öberst, der Bode will unter eim breche;
D'Brucke schwanke, d'Berg bewege si, Alles isch doppelt.
Nimm di vorem in Acht!" — Druf sagi wieder zuem Engel:
„„'s isch e Stich, er bluetet nit! Herr Gleitsma, i merk di.
Nüechter bini g'wis. I ha en einzig Schöppli
Trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth selber.
Aber biß so guet und sag mer, wer isch der Ander?"' —
„Wer der Ander isch?" — seit jez der Engel — „das frogsch mi!
Es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre!
Wemme frücih verwacht, um Vieri oder um Fünfi,
Stoht er vorem Bett mit groſse, füürige Auge,
Seit eim guete Tag mit glüehige Ruethen und Zange.

's hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
Wemme bete will, enanderno hebt er eim 's Muul zu.
Wemmen an Himmel luegt, se streut er Aeschen in d'Auge; —
Het me Hunger, — und ißt, — er wirft eim Wermuth in
d'Suppe;
Möcht mer z'Obe trinke, er schüttet Gallen in Becher.
Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.
Schlicht me wie ne Schatte, se seit er: Jo, mer wenn g'mach
thue.
Stoht er nit in der Chilchen und sitzt er nit zue der in's Wirths-
huus?
Wo de gohsch und wo de flohsch, sin G'spenster und G'spenster.
Gohsch in's Bett, thuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressirt nit
Mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehle:
Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli bitroge,
So und so, und das und deis; und wenn er am End isch,
Fangt er vo vornen a, und viel will's Schlofe nit sage." —
So het der Engel g'seit, und wie ne füürige Luppe
Het der Puhu g'sprützt. Druf sagi wieder: „,J bi doch
Au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geistli bifründet,
Aber b'hüet mi Gott der Her!'" — Druf lächlet der Engel:
„B'halt di G'wisse rein, 's goht über d'siebmen und d'segne,
Und gang jez das Wegli ab, dort nieden isch Todtnau.
Nimm der Puhu mit, und lösch en ab in der Wiese,
Aß er nit in d'Dörfer rennt und d'Schüüre nit azündt.
B'huet di Gott, und halt di wohl!" — Druf sagi: „,Her
Engel!
B'huet di Gott der Her, und zürne nüt! Wenn de in d'Stadt
chumsch,
In der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
's stöhn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di animmt.
D'Sterneluft isch rau, absonderli nebe der Birsig. *)"
Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
Und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, se trage sie 's Meideli use,
Mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,

*) Birsig; ein Flüßchen, welches durch Basel fließt.

Mittem Chranz am Todtebaum, und briegen und schluchze.
Hent ders denn nit g'hört? Er will's jo wecke, wenn's Zit isch.
Vnd am Zistig druf, se chummi wieder zuem Vetter;
D'Tubak-Dose hani richtig näume lo liege.

J. Peter Hebel.

Die Kinder im Stollenbach.

Auf der Mitternachtseite des Feldbergs liegt der Stollenbach, die Viehhütte der Gemeinde Zastler; dort begab es sich vor etwa 30 Jahren, daß ein Paar Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein, als sie den ganzen Sommer hindurch — von Morgens früh bis Abends spät beisammen allein gelassen, — die Heerde weideten, sich nach und nach eine ganz eigene Sprache bildeten. Als man nach Heiligkreuz wieder heimfuhr in's Thal, zeigte sich's, daß diese Kinder die gewöhnliche Sprache gar nicht mehr verstunden; dagegen bedienten sie sich nun einer ganz eigenen, selbst erfundenen. Sie schnalzten nämlich auf eine besondere, so verschiedenartige Weise mit der Zunge, daß sie einander ganz wohl verstanden; auch wollten sie anfangs gar nicht anders miteinander sprechen, als so. Man mußte sie mit Gewalt dazu nöthigen, die gewöhnliche Wortsprache wieder neu zu lernen und anzunehmen.

L. H. W.

Feldberg.

Der Jäger.

Nicht ferne vom Feldberg, über einer der einsamsten Schluchten des Schwarzwaldes, sieht man noch das zerbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen ist. Doch hat sich noch folgende Sage davon erhalten.

Der letzte Bewohner des Schlosses war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine andere Lust und Beschäftigung kannte. Er hegte das Wild in seinen Forsten so reichlich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüstete und viele armen Leute darüber Hungers starben.

Einst, am Vorabend eines kirchlichen Festes, trieb er sich, wie gewöhnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, kam dabei ab von seinem Gefolge und verirrte sich in eine ihm völlig unbekannte Gegend. Umsonst gab er sich alle Mühe, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer verwachsener und ihm blieb zuletzt kaum so viel Kraft, sich durch das dichte Gestrüpp hindurch zu arbeiten. Endlich um Mitternacht kam er anf einen freien Platz im tiefsten Forste, wo er sich auf den Rasen niederwarf, um auszurasten. Da vernahm er ein Rauschen und Stöhnen in den Gebüschen und griff rasch nach seinem Jagdspieße; doch seine Hunde begannen so ängstlich zu winseln und sich hinter ihm zu verkriechen, daß es ihm selbst, so beherzt er sonst war, ganz unheimlich zu Muthe wurde. Plötzlich stürzte ein hoher stattlicher Mann, einen Schießbogen in der Hand und ein Hifthorn an der Seite, aus dem Walde hervor auf den freien Platz, und hinter ihm drein klappernd und rasselnd eine Schaar von Todtengerippen, sämmtlich auf gewaltigen Sechzehnendern daherjagend. Der Mann suchte ihnen, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, zu entrinnen, aber wohin er sich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp solcher mit langen Spießen bewaffneter knöcherner Reiter entgegen und hetzte ihn wohl über eine Stunde lang auf dem Platze hin und her, bis der Graf in der Angst seines Herzens mit lauter Stimme den Namen des Erlösers anrief, worauf im Nu die Gerippe auf ihren Hirschen nach allen Richtungen auseinanderstoben und verschwanden. Der Mann aber, den sie so herumgejagt hatten, trat zum Grafen und sagte im hohlen Tone:

„Ich bin der Geist deines Urgroßvaters und habe, wie du, mein Lebenlang Wild und Menschen zu Tode gequält. Wohl hundert arme Wilderer, die sich in meinen Bann wagten, ließ ich lebendig auf Hirsche schmieden und diese dann durch meine Hunde hetzen, bis sie dem Tode nah zusammenstürzten, während die Unglücklichen, die darauf saßen, unter langen Qualen ihren Athem verhauchten. Zur Strafe muß ich nun jede Nacht in diesen Wäldern umherirren; jede Nacht werde ich nun selbst verfolgt und gehetzt von dem Schwarme der von mir Gemordeten und ich büße tausendfach für das, was ich an ihnen verübt.

Laß dich mein jammervolles Beispiel warnen: gehe nach Hause und werde menschlicher, als ich es war!"

Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung. Der Graf aber war so vom Schrecken gelähmt, daß er sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Erst am Morgen fanden ihn seine Leute dort liegen, allein seine Züge waren so sehr entstellt, daß sie kaum ihn mehr noch erkannten. Sie wollten ihn auf seine Burg tragen, aber er that ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kund, an diesem Orte eine Klause zu bauen, und bis diese fertig seyn würde, einstweilen in einer nahegelegenen Felsenhöhle zu wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen vertheilen und alle Zugänge zu seiner Burg vermauern, damit kein menschliches Wesen dieselbe mehr betreten könne, und der Name seines Geschlechtes verschwinde unter den Menschen.

Nach Aloys Schreiber.

Feldsee.

Hat man von dem furchtbar-schönen Todtnauer Thal aus über Brandenberg den Feldberg erstiegen, so zieht sich der Weg eine Zeitlang auf der fast wellenförmigen Hochebene fort bis zu dem östlichen Abhange desselben. Nun erblickt man auf einmal in einer schauerlichen Tiefe von mehr als 2000 Fuß unter sich, jedoch noch in einer Höhe von 2287 Fuß über dem Meeresspiegel, einen schwarzgrauen, kleinen, kreisförmigen See, mit düstern Tannen und Föhren, von welchen viele Stämme, theils vom Blitze verkohlt, theils vom Sturme hiehergeschmettert, umherliegen, begrenzt. Dieser See heißt der Feldsee, ist über 13 Morgen groß, und soll gute Lachsforellen enthalten. Seine schwarze Tintenfarbe, in Verbindung mit der finstern Nadelwaldung und den zerklüfteten Felsenhängen, welche sein Ufer bilden; die tiefe Einsamkeit der Gegend und die schauerliche Stille der Natur, bilden hier eine grausenhaft-schöne Naturscene.

Außer den Naturfreunden, worunter namentlich die Liebhaber der Botanik hier eine schätzbare Ausbeute finden, wendet nur dann und wann ein Bäuerlein in frommer Einfalt und mit scheuem Herzen sich diesen unheimlichen Gestaden zu. Denn —

so geht die Sage — seit undenklichen Zeiten wurden böse Geister oder Dämonen in die unergründliche Tiefe des Feldsee's versenkt. Spuckt ein solcher Kobold in irgend einem Hause der Umgegend, so wird er von dem nächsten besten Geistlichen beschworen, in eine Flasche gebannt, dieselbe, wenn gleich nicht mit dem Siegel Salomonis, doch fest genug verspundet, in aller Stille zum See getragen und darin versenkt. Jetzt, nachdem er das geheimnißvolle Werk vollbracht und dem See wieder den Rücken gewandt, jetzt — nimm dich in Acht! Blicke ja nicht zurück! Denn seltsame Stimmen in wirrer Tonmischung rufen dir zu, rufen dir nach. Du bist verloren, wenn du dich umschaust — die noch freien Geister ergreifen dich und stürzen dich in den nächtlichen Abgrund des See's.

An den Ufern desselben spuckt auch zuweilen der durch unsern Hebel berühmt gewordene Denglegeist. (Siehe das Gedicht: „Geisterbesuch auf dem Feldberg.") Schon Mancher, der z. B. von Todtnau her aus dem Wirthshaus einen andern Geist im Kopf mitgeschleppt, welche Art der Denglegeist nicht ausstehen könne, soll's übel empfunden haben. Er sey im Nebel herumgeführt worden die ganze Nacht hindurch; ja, einst habe derselbe einen Wildfrevler, der schon viel Schlimmes begangen und über die Neckereien des Denglegeist entsetzlich geflucht hatte, in seinem Grimm in den See hinuntergestürzt. Auch die geistlichen Herren von St. Blasien sollen ihm verhaßt gewesen seyn, weil ihn einige zu beschwören und zu bannen versucht hatten. Sie seyen einst ausgegangen und hätten auf dem Gipfel des Feldbergs ein Feuer angezündet, um ihm auf die Spur zu kommen. Da habe der Denglegeist es sogleich wüthend ausgeblasen und die Mönchlein mit einer fürchterlichen, von einem Stein- und Hagelregen begleiteten Windsbraut den Berg wieder hinunter gejagt. Zwei Professoren oder weisen Meistern von der Freiburger Universität, welche bald nachher denselben Versuch anstellen wollten, sey es nicht besser ergangen.

M. Schzlr.

Titisee.*)

Nachdem schon Manche vergebens gesucht hatten, die Tiefe des Titisee's zu erforschen, fuhr Einer, mit dem festen Vorsatz, dieselbe kennen zu lernen, in einem Kahn in die Mitte des See's und warf an einer fast endlosen Schnur das Senkblei aus. Schon schwebte dieses in ungeheurer Tiefe und doch war noch eine Menge Schnur zum Nachlassen vorhanden, da rief aus dem Wasser eine Stimme in fürchterlichem Tone:

„Missest du mich,
So freß ich dich!“

Voll Schrecken ließ nun der Mann von seinem Unternehmen ab und seitdem hat Niemand mehr gewagt, die Tiefe des See's zu ergründen.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. v. J. 1829.)

---

*) Zwei Stunden östlich vom Feldberg, an der Poststraße nach Lenzkirch.

Sagen aus der Baar.*)

Das Kolmen-Weibchen.

Oberhalb des großen Hofes in der zur Pfarre Friedenweiler, Bezirksamts Neustadt, gehörigen Thalgemeinde Schwärzenbach, wird die Höhe der Kolmen genannt. Die Umgebung desselben ist der Aufenthalt eines sogenannten Berg-

---

*) Baar bezeichnet überhaupt eine Gegend, nicht aber eine abgeschlossene Grafschaft, weßhalb es gewöhnlich als Anhängewort gebraucht wird, z. B. Bertholdsbaar, Adelhartsbaar, Albuinsbaar rc. Dieser große Gau grenzt westlich an den Breisgau und die Ortenau, nördlich an den Nagold- und Sülchgau, östlich an die Schwäbische Alp und südlich an den Eritgau, Hegau und Albgau.

Neben einem festen und doch heiteren Glauben, der des Lebens Lustbarkeit nicht ausschloß am ersten Maitag, um die Feuer der Johannisnacht bei den Hahnentänzen der Kirchweihe, bei dem drolligen Hammeltanze rc. konnte es dem Volke in der Nähe so einsamer Gebirge, so geheimnißvoll rauschender Tannenwälder, an mancherlei Aberglauben und Märchen nicht fehlen. So wurde das erstgelegte Ei einer Henne über das Dach des Hauses geworfen, damit sie später um so reichlicher lege. So wurde neben dein Hofgut die geweihte Palme gegen den Blitzstrahl aufgerichtet; ein Ruhm, wer die größte und schmuckeste zur kirchlichen Weihe trug. So wurden durch besondere Segnungen und Gebräuche Brautleute und Wöchnerinnen gegen den Einfluß böser Geister geschützt; gegen diese verrichtete der Hausvater das Abendgebet zum offenen Fenster hinaus; von ihnen bevölkert sind die Tiefen der Waldseeen, die Schachten der Bergwerke, die Schluchten des Urgebirgs; sie führen im Riede von Pfohren, (darunter namentlich der sog. „Schnaufer",) den Wanderer irre in den langen Windernächten; deßwegen erschallt um 9, 10 und 11 Uhr von den Kirchthürmen die geweihte Schnee- und Nebelglocke. Solcherlei Geister bannte aus Hof, Haus und Stallung der Kapuziner in eine Büchse und trug sie keuchend auf den Feldberg, um sie in den schwarzen Abgrund des stillen See's zu versenken. Auf eben diesem Berge vernimmt der Schwarzwälder in schwülen Sommernächten die Arbeit des Denglegeistes und die Wälder zwischen der Brigach und Brege bevölkerte die Fantasie mit dem „Hollohoh!" einem menschenwürgenden Gespenste. — Von größeren und leider traurigeren Folgen war der Glaube an den Verkehr des Menschen mit den bösen Geistern in den, freilich zum Theil auch durch Habsucht angeregten Hexenverfolgungen, vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an. Wie dieser aufgekommen und in ganz Europa zur krankhaften Sucht zweier Jahrhunderte geworden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; nur das glauben wir erwähnen zu müssen, daß, während Rotweil von 1561 bis 1648 Einhundertdreizehn Personen gerichtlich verhörte, folterte und verbrannte, in Bräunlingen doch einmal die Folter nicht angewendet wurde; — freilich mußte der Beschuldigte Urfehde

weibchens, in der Umgegend unter dem Namen „Kolmen-Wible" bekannt. Dieses räthselhafte Wesen sei, wie Diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, es beschreiben, von kleiner, gedrungener Gestalt, habe ein Grechsle oder Hutte (Tragkorb) auf dem Rücken und einen langen Stock in der Hand; die Kleidertracht sei jene der Bewohner des Thales von St. Märgen: kurze Jüppe (Rock) mit dreifarbiger unten vorstehender sogenannter B'lege. —

Das Kolmenweibchen treibt verschiedenartigen Spuck; folgender Vorfall ist aus neuerer Zeit.

An einem Spätherbstmorgen ritt der Obervogt von Neustadt quer über den Kolmen in das Schollacher Thal. Er hatte lederne Handschuhe an. Um bequemer eine Prise Taback aus der Dose nehmen zu können, zieht er den einen aus und will ihn unter dem linken Arm festhalten; er entfällt ihm jedoch und schon ist er Willens vom Pferd zu steigen, als er vom nahen Waldrand eine kleine weibliche Person bis auf etwa fünfzehn Schritte eilig auf ihn zukommen sieht. Der Obervogt ruft: „He Weible, sei so gut und hebe mir gegen eine Belohnung meinen Handschuh auf!" Dieses bleibt jedoch, beide Hände auf den Stock gestützt und auf diese das Kinn legend, unbeweglich und starr ihn anblickend, stehen. Der Obervogt, in der Meinung, das Weibchen höre nicht gut, ruft wiederholt und stärker und langt zugleich ein Geldstück aus der Tasche, das er als Belohnung verspricht. Als aber das Weiblein nach wie vor unbeweglich stehen bleibt, ruft ihm der Reiter verdrießlich zu: „ich glaubte dich nicht so reich, daß du den kleinen Dienst nicht um ein Sechskreuzerstück mir thun könntest!" und begleitete diese

---

schwören und geloben, seine Hofstätte nie mehr zu verlassen, außer um in einer nahen Kapelle zu beten (1564). — Auch erholte sich die nämliche Stadt bei Rechtsgelehrten und Jesuiten Rathes, wenn die Inquisiten zu leugnen pflegten, und wurde zu ihren Untersuchungen durch Geständnisse aus anderen Städten aufgefordert, z. B. von Hüfingen, 1632. — Auf dem Lande kamen natürlich solche Hinrichtungen selten vor, da die Opfer des Wahnglaubens meist in den Städten von ihrem Schicksal ereilt wurden; auch war, im 17. Jahrhundert wenigstens, meistens das Bekenntniß grober Verbrechen das Ende des Prozesses. Die letzte Hinrichtung geschah wohl zu Donaueschingen an einem fünfzehnjährigen Knaben, der des Bündnisses mit dem Satan und der Giftmischerei angeklagt war, durch das Schwert, im Jahr 1719.

(Vergleiche Universallexikon von Baden, die Artikel „Baar" und „Fürstenbergische Landesgeschichte.")

Worte mit einem gewöhnlichen Fluch. Doch kaum war das Wort aus seinem Munde, so verlängerte sich die Gestalt des Persönchens um das Doppelte und fuhr, geschwind wie der Wind an dem Pferde (das laut zu wiehern anfing) vorüber bis an den andern Saum des Waldes, in welchem es verschwand. Der Obervogt, obgleich ihn Furcht ergriff, stieg dennoch ab und hob den Handschuh selbst auf, das Pferd, so „tuglich" selbes sonst war, ließ ihn aber bis Schollach durchaus nicht mehr aufsitzen, obgleich er dies wiederholt versuchte und demselben auf alle mögliche Art schmeichelte.

Nicht selten geschieht es, daß Leute, die Nachts über den Kolmen gehen, sich verirren, obgleich ihnen der Weg sonst wohl bekannt ist. Bald kommen sie nach stundenlangem Umherlaufen wieder auf der nämlichen Stelle an, wo sie vom Wege abkamen, oder sie schlagen eine ganz andere Richtung ein, bald bergaufwärts durch Wald oder thalabwärts durch Brachfeld und Wiesland, oft halbe, ja ganze Nächte sich abmüdend. Gewöhnlich haben sie das Kolmenweibchen zur Begleiterin, das bald näher oder ferner, vor- oder seitwärts wandelt, doch nur von Denjenigen gesehen wird, welche in den sogenannten Frohnfastenwochen geboren sind.

J. A. Rueb.

Das Jungfrauenkirchlein zu Vöhrenbach.

An der Straße von Villingen nach Freiburg und am Bregbache liegt das gewerb- und handelsthätige Städtchen Vöhrenbach, das dem Phönix gleicht, welcher immer wieder aus seiner eigenen Asche ersteht; denn schon viermal (zuletzt im Jahre 1819) hatte es das Unglück, ein Raub der Flammen zu werden, und doch stand es bald wieder und immer schöner aus seiner Asche wieder auf. Unweit davon, an der Villinger Steig, steht eine Kapelle, zu den sieben Jungfrauen, die, vom Sturme der Zeit hart mitgenommen, ehrwürdig zu schauen ist und von dem sich folgende Sage erhalten hat:

Hoch ob dem rauschenden Bache, umgeben von einem weiten Kranze mächtiger Eichen und Linden, stund in grauer Vorzeit ein Ritterschloß, dessen Besitzer, stark und kühn, sonst nie die Lanze schwang, als in den Kämpfen, wo es galt, sein eigenes

Recht zu wahren oder die flehende Unschuld zu schützen. Seine Tugend war felsenfest, seine Tapferkeit eines biedern Teutschen würdig. Sieben Töchter, die ihm seine Gemahlin während einer langen, glücklichen Ehe geschenkt hatte und die, schlanken Wuchses, hold und zart, worüber die Sittsamkeit ihren Lilienschleier goß, den Reiz der Mutter bekundeten, versüßten ihm den Wittwerstand und die sich allmälig zeigenden Beschwerden des Alters. Zum Dank für dieses ihm vom Himmel bescheerte Glück baute der Ritter jenes Kirchlein, welches er andächtig zu schmücken beschloß. Ehe dieses aber geschehen konnte, erscholl die Schreckenskunde, daß ein Schwarm der wilden Hunnen, deren furchtbares Heer unter ihrem Anführer Attila wie ein verheerender Strom sich in die Rheingegenden wälzte, auch in das einsame Thal der Brege eingebrochen sey. Ein heißer Kampf entspann sich zwischen den Thalbewohnern und der räuberischen Schaar. Der Ritter, welcher mit seinen Treuen löwenmuthig focht, fiel, und über ihn hinweg rückte die mordende Horde zur Erstürmung des Schlosses, dessen unbeschützte Mauern sohin leicht überstiegen wurden. Wild durchtobten die Feinde die Hallen der Burg und drangen auch in den hochgewölbten Saal, wo sie die sieben Töchter des gefallenen Ritters vor einem Jesusbilde knieend fanden. Die Rohen, denen weibliche Tugend eben so wenig als Wehrlosigkeit galt, wollten sich der Jungfrauen zur Stillung ihrer frechen Lüste bedienen; doch auf das heiße Flehen der Bedrängten vor dem Bilde des leidenden Heilandes verwandeln sich plötzlich die Gestalten der sieben Schwestern in Engel, und vor dem Verklärungsschein der Himmlischen beben die Hunnen zurück, jene aber schweben ungefährdet durch die Reihen der Feinde singend aus dem Schloßthore zum Kirchlein hinüber, das, von unsichtbaren Händen geöffnet, sie aufnimmt und sogleich wieder fest sich verschließt. Von Angst gedrängt und Schauer umflossen gedenkt die so eben noch zügellose Rotte nicht mehr an die Ausführung ihres ruchlosen Vorhabens, sondern flieht, wie von Rachegeistern verfolgt, aus dem Thale.

Das Ritterschloß mit seinem Eichen- und Lindenkranze ist im Verlauf der Zeit gefallen, doch das Wunderkirchlein steht noch und oft hört in stillen Nächten der einsam Vorbeiwan-

dernde liebliche Stimmen gleich süßen Harfentönen erklingen, daß sich unwillkürlich die Schritte hemmen und das Gemüth mit Sehnsucht nach oben erfüllt!

J. A. Rueb.

Die Entstehung der Wallfahrtskirche in Triberg.

In einer höchst eigenthümlichen und romantischen Lage, deren Umgebung zu den reizendsten Partien des Schwarzwaldes gehört, und im Herzen dieses Berglandes, in einem ziemlich engen, von drei steilen Bergrücken gebildeten Thale, beim Zusammenfluß dreier Waldbäche (der Schonach, des Fall= und Nußbaches), aus welchen die Gutach entsteht und die den bekannten großartigen Wasserfall bildet, welcher der Gegend einen wahrhaft schweizerischen Charakter voll wildschöner Reize verleiht, ruht einsam und traulich das Städtchen Triberg, seit dem Brande vom 1. Juli 1826, wobei nur das einzeln stehende und hochliegende Amthaus und einige entfernt liegende Häuser verschont blieben, schön und regelmäßig wieder aufgebaut.

Die Pfarrkirche, bei der man das Städtchen überschauen kann und woselbst auch noch unten am Pfarrhause ein kleiner, niedlicher Wasserfall sich befindet, ist zugleich ein Wallfahrtsziel, welches gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstand.

In der von dem raschen Waldbache durchrauschten Felsenkluft ist eine natürliche Aeolsharfe, gebildet durch ein jach abgebrochenes Felseneck, das auf den Luftzug eine eigene widerstrebende Einwirkung übt. Melodisch bewegen sich im Windhauche die Wipfel der Bäume und der Bergbach gegenüber begleitet die geisterhaften Töne, deren Musik in windigen Nächten eben so schauerlich als angenehm zu hören ist. — Zur obgenannten Zeit lagen auf den benachbarten Schönwälder und Schonacher Höhen östreichische Soldaten, die sehr oft das nahe Triberg besuchten. Jedesmal, wenn sie vom Städtchen den engen Fußpfad am rauschenden Bache von Schonach heraufkamen, glaubten sie wunderbare Melodieen in den Wipfeln der Tannen zu hören, deren Entstehung ihr frommer Sinn aus einer übernatürlichen Wirkung herleitete. Sie suchten nach und fanden in einem der

schönsten und höchsten Tannenbäume, neben dem ein klarer Felsenquell hervorsprudelte, ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild mit dem Jesuskinde, welches ein Triberger Bürger, Friedrich Schwab, als Opfergabe für die an diesem Felsbrünnlein erhaltene Genesung vom Aussatze im Jahr 1680 hier angeheftet hatte. Die Soldaten, in den ungewöhnlichen Tönen eine Huldigung der Engel ahnend, welche hier der Gottesmutter gebracht werde, bezeugten dem Bilde ihre Ehrerbietung, faßten dasselbe in eine blecherne Kapsel mit der Ueberschrift: Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis! und befestigten eine Opferbüchse daran, in die so reichlich gespendet wurde, daß bald eine hölzerne Kapelle errichtet werden konnte. Bis zum Jahre 1696 waren die milden Gaben schon so beträchtlich angewachsen, daß der Bau einer großen Kirche begonnen werden konnte, deren Grundstein ein Hauptmann von Kageneck legte, zu dessen Regiment die Soldaten gehörten, welche die Aeolsharfentöne hörten und das Marienbild fanden. Oestreichs und Badens Fürsten, so wie andere hohe und niedere geistliche und weltliche Personen unterstützten das Werk, welches im Jahr 1709 vollendet wurde, reichlich und begabten es noch zudem mit bedeutenden Einkünften; auch andächtige Pilgrime, von religiöser Begeisterung ergriffen, strömten bald von allen Seiten zu dieser neuen Wallfahrtsstätte.

J. A. Rueb.

Die sieben Höfe im Rittiswald.

In Waldkirch lebte einst eine edle Frau, Namens Magdalena Lützelmann; diese hielt einst bei der Herrschaft Triberg darum an, ihr so viel Feld zu gewähren, als in einem Tag mit einem Pflug umfahren werden könnte; da ihr nun dies Gesuch bewilligt worden, ließ sie ein kleines Pflügchen von Gold verfertigen, dasselbe mit Pferden bespannen und durch ihren Knecht um die sieben Höfe im Rittiswald herumfahren. Als dies geschehen, berichtete sie es nach Triberg und sprach die sieben Höfe als ihr Eigenthum an; die Herrschaft aber wollte nicht Wort halten und schlug es ihr ab; darüber aufgebracht, ließ die Edelfrau die sieben Höfe ausplündern und verbrennen, und seitdem ist jener Wald öd' und wild verblieben; nur im

sogenannten Kastengrund sieht man noch einige Mauertrümmer von drei jener Hofstätten.

Julius Leichtlin.

(Siehe Freiburger Wochenblatt. Jahrgang 1819, S. 183.)

Die Glocke zu St. Georgen.

Als man in diesem Dorfe des Schwarzwaldes zur ersten lutherischen Predigt die alte Glocke zog, welche Susanne hieß, fiel dieselbe gleich aus dem Kirchthurme und eine Strecke weit den Berg hinab. Man lud sie nun auf einen Wagen, woran zehn Ochsen gespannt waren und wollte sie wieder hinaufführen, allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen, worüber die Bauern so böse wurden, daß sie riefen:

„Susanne!
In unserer Kirche mußt du hangen,
Es sey Gott lieb oder leid!“

Kaum war dies gesagt, so rollte der Wagen mit sammt Glocke, Ochsen und Fuhrleuten in den unten liegenden Weiher, wo Alles mit einander unrettbar versank. Noch jetzt hört man darin, zu den heiligen Zeiten, die Glocke läuten, die Ochsen brüllen und die Fuhrleute mit den Peitschen knallen; auch wird noch das Loch gezeigt, welches die Glocke, bei ihrem Fall aus dem Thurme, in den Boden geschlagen hat.

(Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Jahrg. 1829.)

Villinger Sagen. [1])

Das wilde Feuer.

Gleichwie die göttliche Schickungen, Verhängnuß und Zulassungen zu allen Zeiten, alle Orth dieser Welt bald zu Gnaden, oder Straff, oder Schrecken, Begaabung oder Heimsuchung nach dero unerforschlichen Gerichten und Absehen befallen; solchen Schicksaal empfindete auch Villingen im Jahr 1271, in welchem, nach Bezeug uralter Schriften, dise Statt durch das

wilde Feur, so vom nideren Thor hereingebrochen, (außer der Kirchen, Spithal, und Hauß der Niederen [Minoriten] Brüder) schier gar in die Aschen so schnell und häfftig zusammengeworfen worden, daß in dieser so kläglich- als schädlichen Brunst auff die 330 Manns- und Weibspersohnen jämmerlich mit verbrunnen, oder sonsten armseelig umkommen, worbey zwar die neben Bericht (an) geben: daß selbe erste Statt-Häußer bey weitem nit so bemauret, sondern meisten von Holtz-Laim und Lett-Wänden aufgebauet gewesen.[2]) Nachdem aber die Wider-Aufferbauung von 1271 weit in das 1300te Jahr hinein sich erstrecket, so hat indessen der versöhnlich und allzeit wider tröstende Himmel dem erschreckten Villingen weit einen theureren und kostbareren Statt-Schatz ohnverhofft zukommen lassen, als der ganze Feur- und Brunsts-Verlust zu schätzen wäre, nemlich an dem so genanten Nägelins-Creutz sunder- und wunderbahrer Erhaltung.[3])

(Auszug aus einem alten Büchlein ohne Titel, eine Art kurzer Chronick der Villinger Stadtgeschichte, gefälligst mitgetheilt von Herrn Chorregenten Dürr dortselbst.)

[1]) Villingen wurde im Jahr 1119 von Berthold III., dem Erbauer Freiburgs i. B. zu bauen angefangen, und durch dessen Sohn, Berthold IV. mit nach Freiburgs Vorbild eingerichtetem Gemeindewesen, vollendet. Die Geschichte der Stadt ist eine Bilderreihe des manichfachsten Schicksalswechsels, namentlich schwerer verheerender Belagerungen.

[2]) Zu obenerwähnter Feuersbrunst gibt Herr Chorregent Dürr in einem Briefe an den Herausgeber folgende Anmerkung:

„Es befindet sich eine Art Bergkessel (genannt „Wannen") ohngefähr zehn Minuten von der Stadt, Villingen gegenüber; dieser soll ein vulkanischer Krater gewesen seyn, aus welchem sich einst ein Glutherguß bis in die Stadt hinein gewälzt habe. Anderen Berichten nach entwickelte sich damals ein feuriges Meteor, welches seinen Weg durch das niedere Thor in die Stadt gekommen. Ein, der heiligen Agathe, als Fürsprecherin bei Jesu in Feuersgefahr, geweihtes Votivbild ist unter dem Bogen des Thorthurmes angemalt und vor etwa 20 Jahren renovirt worden. Noch vor 30 Jahren wurden von den Bewohnern der Umgegend vor dieser Votivtafel bei brennenden Kerzen, am Feste der heiligen Agathe im Februar, öffentliche Gebete zur Abwendung von Feuersgefahr abgehalten.

[3]) Die Geschichte der Auffindung dieses „Nägelin-Kreutzes" ist kurz folgende:

Um das Jahr 1300 trug es sich zu, daß Andreas Nägelin, ein Bauersmann aus dem Spaichinger Thale, von Dürheim nach Villingen ging, um daselbst den Markt zu nützen. Unterwegs in der Gegend

der sogenannten Schönwiesen fand er ein schön gearbeitetes Crucifix zur Seite der Straße liegen, hob es voll Ehrfurcht auf und verbarg es einstweilen in einem nahen Gebüsche, um es auf seinem Rückwege mit nach Hause zu nehmen.

Dies geschah; er stellte das Bild in seiner Kammer auf und verrichtete zwei Jahre hindurch täglich seine Andacht davor. Nach Verlauf dieser Zeit fiel er in eine schwere Krankheit, die dergestalt überhand nahm, daß Nägelin bald alle Sinne schwanden und er 24 Stunden lang wie eine Leiche da lag, so daß die Leute ihn für todt hielten und Anstalten zu seiner Beerdigung trafen.

Allein Wunder über Wunder! Nägelin erhält plötzlich sein Bewußtsein wieder und fängt ganz deutlich folgende Worte zu reden an: „Laßt dieses heilige Kreuz durch einen vertrauten Mann nach Villingen tragen, mit Vermelden, daß wenn diesem Crucifix zu Ehren daselbst ein Kirchlein errichtet würde, dann werde Villingen von großen, schwerdrohenden Uebeln verschont und erhalten werden." — Man erfüllte Nägelins Wunsch und sandte Boten mit dem Kreuze in die Stadt; allein die Obrigkeit setzte Zweifel in die Wahrhaftigkeit des Berichtes und die Boten mußten unverrichteter Sache mit dem Crucifix wieder heimkehren. Doch in der folgenden Nacht, gegen Tagesanbruch, vernahm Nägelin von dessen Platze her folgende Worte: „Steh auf, Andreas Nägelin, nimm dieses Kreuz und trag es nun selbst nach Villingen, um die versprochenen Gnadenverheißungen durch deinen eigenen Mund zu bekräftigen!" — Mit einem Male fühlte sich Nägelin von aller Krankheit und Schwäche befreit; zum höchsten Staunen der Seinigen erhob er sich kräftig vom Lager, eilte zum Pfarrer des Orts, erzählte ihm den Vorgang und und bat ihn um seine Begleitung nach Villingen. Alsbald machten sich die Beiden mit dem Wunderkreuze auf den Weg und es gelang ihnen, den Magistrat der Stadt zum Entschluß zu bewegen, das Kreuz in ihren Mauern aufzustellen und ihm ein eigenes Kirchlein zu bauen, wozu man den Platz vor dem Bickenthore wählte. Bald war die Kapelle fertig und seit der Zeit hat das Nägelinskreuz, von Wallfahrern aus Nähe und Ferne immer zahlreicher besucht, in schweren Zeiten der Stadt und ihrer Bewohner der Wunder unzählige gethan und sie geschützt in den drohendsten Gefahren, namentlich während der Belagerung im Jahr 1633 von den Schweden.

(Auszug aus einem dem Herausgeber von Herrn Chorregenten Dürr mitgetheilten Büchlein unter dem Titel „Das Nägelins-Kreuz rc. zu einem förmlichen Betbüchlein eingerichtet." Herausgegeben von M. C. S. Villingen. (Ohne Jahrszahl.) In diesem Büchlein sind eine Menge Wunderwirkungen des heiligen Kreuzes aufgezählt, wie auch eine kurze Geschichte der von der Stadt erlittenen Belagerungen.)

Romeias, der Villinger Simson.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Villingen ein Mann, Namens Romeias Mann, der von beinahe rie-

senhafter Gestalt und Gliederstärke war. Als Lieblingsgeschäft trieb er die Jägerei, beschränkte sich aber nicht auf die Gemeindewaldungen, sondern holte sich auch aus den entlegeneren Forsten der Umgegend reiche Beute an Schwarz- und Edelwild, weßhalb ihn die Nachbarn, als einen verheerenden Wilderer, gar gerne gefangen und in Verwahrung und Strafe genommen hätten, wär' ihm nur etwas leichter beizukommen gewesen. Unser Held stund in Villingen wegen seiner herkulischen Eigenschaften in hohem Ansehen und war, wenn auch von dieser Seite nicht wenig gefürchtet, doch von Seite seines geraden offenen Gemüths, seines mannlichen Charakters und leutseligen Wesens, bei Alt und Jung im Volke sehr beliebt. In Folge des noch nicht ganz abgeschafften Faustrechts und der Villinger kriegsständiger Einrichtung waren die hiesigen Bürger in Rotten und Fähnlein eingetheilt. Anführer eines solchen Fähnleins war auch Romeias geworden und, dasselbe stets in kriegerischer Uebung zu erhalten, unternahm er mit ihm bald da, bald dorthin, bald als Freund, bald als Feind, Streifzüge in die benachbarten Orte, je nachdem sie mit den Villingern auf friedlichem oder feindlichem Fuße standen. Die andern Rottenmeister trieben es nicht viel besser, doch war Keiner so gefürchtet auf weit und breit, wie unser Held. So bekriegten sie die Städte Haslach, Hornberg, Rotweil ꝛc. und nahmen an Beute weg, was ihnen gefiel, wenn sie den Sieg errungen hatten.

In einem solchen Strauße mit der benachbarten Stadt Rotweil zeichnete sich nun Romeias durch ein Kraftstück aus, das ihm den Ehrennamen „der Villinger Simson" auf ewige Zeiten erworben hat. Bei nächtlicher Weile schlich er sich, von der Dunkelheit begünstigt, durch den Graben watend, dicht an das Stadtthor, schlug mit einigen Streichen die Wachen nieder, mit ein Paar andern das Thor ein, hob den einen schweren hölzernen Flügel desselben aus, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn, ohne nur einmal auszuruhen, im Triumphe bis auf den Stumpen, einen zwischen Villingen und Rotweil gelegenen Berg, wo er ihn als Siegesdenkmal aufstellte.

Auf solchen Zügen wurde geraubt und gebrandschatzt, daß es oft ein Greuel war; zugleich verschmähten diese Rotten nicht, das edle Handwerk der Wegelagerei zu treiben, das sie

den Rittern trefflich abgelernt hatten. Eine schöne Glocke auf einem der Thürme des Villinger Münsters ist die Beutefrucht eines derartigen Zuges nach Düningen, einem drei Stunden von da gelegenen Würtembergischen Dorfe.

Bei der unbeschränkten Freiheitsliebe und Streitlust, die Romeias' ganzes Wesen erfüllte, konnt' es nicht fehlen, daß er bald in arge Händel nicht nur mit der Nachbarschaft, sondern auch mit dem Villinger Stadtrathe selbst gerieth, der ihm nichts recht nach Sinnen machte; besonders erboßt war er auf eine der ersten Rathspersonen, auf den Stadtschreiber und Schultheißen, Hans von Frankfurt genannt, der ihn einmal ziemlich hart zur Strafe gezogen. Er suchte seine Rache an ihm durch solche Stachelreden und thätliche Beschimpfungen auszulassen, daß sich zuletzt der Magistrat genöthigt sah, diesen unruhigen Kopf wo möglich unschädlich zu machen. Am Tage Mariä Empfängniß, im Jahr 1498, ward Romeias auf Befehl des Stadtraths unversehens gefangen genommen und in das Verließ des Michaels-Festungsthurmes, den sogenannten Diebsthurm, gesperrt. In diesem Thurme sieht man noch, 30 Schuh über dem Fundamente, in der Mitte des dicken Holzbodens ein Loch, durch welches unser Held hinuntergelassen wurde und durch welches er auch seine Nahrung, wie es heißt, ein ganzes gebratenes Kalb täglich, erhalten haben soll. Romeias aber machte sich die abgenagten Knochen trefflich zu Nutze; er sammelte sich binnen kurzer Zeit einen solchen Vorrath davon, daß er sich eine Art von Stiege, die er in die Mauerritzen und gebohrten Löcher seiner Kerkermauer einkeilte, verfertigen und darauf bis zur Decke klettern konnte. Allein da das erwähnte Loch in der Mitte derselben, durch welches ihm seine Kost herabgelassen wurde, noch ohngefähr 12 Schuhe vom Saume der Mauer entfernt war, gelang es ihm doch nicht, auf diese Weise zu entkommen. Dazu verhalf ihm hingegen glücklicherweise sein eigener Gefängnißwärter, den er durch Versprechung reichlichen Lohnes zu bestechen wußte. Dieser steckte ihm die nöthigen Instrumente zu, um den Bohlenboden, welcher die Decke seines Verließes bildete, zu durchbrechen. Aus dem Thurme, der an der Stadtmauer steht, entfloh nun Romeias, auf dem sogenannten Umlauf an der Ringmauer, nach St. Johann, einer ehemaligen Com-

mende des Teutschherren-Ordens, in die sogenannte Freiheit. (Ort, in welchem Verfolgte freies Asylrecht genossen.) Da ihm dort der Stadtrath nichts anhaben konnte, beschloß er, mit ihm zu kapituliren. Wirklich fügte sich Romeias den gestellten Bedingungen, schwor sein unordentliches Leben ab und erhielt bis auf seinen Tod den Genuß der sogenannten weißen Pfründe im heiligen Geist-Spitale, in dessen Kirchlein, wo heut zu Tage das Kornhaus steht, er auch begraben wurde.*)

Auszug aus Heinrich Hug's Villinger Chronik.

„Item A. D. 1498 auf Concept. Mariæ, da ward Einer gefangen, der hieß Romeyus Man und ward gelegt in den Diebsthurm von wegen etlicher Reden, die er gegen den Stadtschreiber und den Schultheißen Hans von Frankfurt getrieben sollte haben; und lag im Thurm bis Weihnachten, da hatte man einen gebotenen und zusammengeläuteten Rath, und ward mit dem Mehr erkannt, daß er (Romeyus) sein Leben mit einem Stück Brot und Wasser in dem Thurm aufgeben und beschließen sollte; was aber ihm seine Freunde und gute Gönner um Gottes Willen gäben, das möchte man wohl leiden. Da gaben ihm dieselben je einen um den andern Tag im Thurm zu essen, und auch der gemeine Mann hatte groß Mitleiden mit ihm, aber es mocht ihm nit zu Hülf kommen. Und begab sich hernach in der Fasten, daß des Herzogs von Bayern Zeug allhieher kam. Der wollte in's Hoch-Burgund reiten; dem zeigten fromme Leut an und hielten ihm des Romeyus Sache für, warum er also hart gefangen war; dazumal baten für ihn drei Grafen, auch sieben Ritter und Freiherrn &c. Aber es half Alles nichts; ein ehrsamer Rath vermeinte, er müßte im Thurm sterben, nach Ihrer Erkenntniß, und ließen ein Brück (Blockhaus) aus eichenen Fleckling (Planken) in den Thurm machen und verwahrten ihn gar wohl, daß ihm kein Mensch von dannen helfen möchte. Da rief er Jesum Christum, auch Maria die Mutter Gottes und alle seine liebe Heiligen also getreulich an, und lugte dabei was ihm gut seyn mochte. Indem so wurde ihm ein Messerlein eines Fingers lang in den Thurm geschafft, damit brachte er mit Hülfe des Allmächtigen also viel zuwegen, daß er einen Spreißen (Riß) nach dem andern in die Mauern brachte, bis er oben an die Bühne kam, da hatt' er große Noth, denn die Balken all gar groß und eichene Fleckling waren. Er arbeitete aber so streng Nachts mit dem Messerlein und trieb es also lang bis an unsers Herrn Frohnleichnams Abend

*) Von diesem Berichte, den ich der gütigen brieflichen Originalmittheilung des Herrn Chorregent Dürr zu Villingen verdanke, weicht in einigen Punkten die Erzählung von Romeias' Gefangenschaft ab, welche sich in der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen (im Besitz des Generallandes-Archivs zu Carlsruhe) befindet. Ich lasse sie, vergleichshalber, in modernisirter Abschrift hier folgen.

Anm. des Herausg.

um die eilfte Stunde im Tag. da war er auf der Bühne des Thurms und rüstete sich mit den Seilen, die daselbsten lagen und da es Nacht war zwischen 10—11 Uhr, da hatt' er sich ganz gerüstet und ließ sich zu einer Baye oder Laden hinaus herab an einem Seil, bis auf das Dächlein, so vorm Thurm ist, und sprang dann hinab auf die Dillen, so damals daselbsten lagen; er hatte aber vorher große Klötze hinausgeworfen, die er ausgegraben im Thurm; die trug er mit sich gen Sankt Johannes, allwo der eine noch liegt in dem Chor; den andern hat er mit sich gen St. Wolfgang in's Bayerland getragen. Und do er gen St. Johannes kam, da war es das allergrößte Wnnder, das je gehört ward, daß er aus seinem harten Gefängniß sollte kommen seyn und ging Jedermann zu ihm und lobten Gott; aber Keiner kam zu ihm, der aus dem Rath oder ein Rathsfreund war; zudem ward auch der Werkmeister (des Blockhauses) in den Bickenkäfig*) gelegt und ihrer viel deßwegen gefangen. Aber der Werkmeister brach auch aus und kam auch gen St. Johannes, wollt' er aber gerichtet (seine Sache geschlichtet haben) seyn, so mußte er dem Rath 20 Gulden geben. Und den Thurmhüter fing man auch; es konnt' aber Niemand erfahren, wer dem Romeyus das Zeng gegeben hatte, damit er hatt' können ausbrechen. Es legte auch ein ehrsamer Rath einen großen Kosten auf ihn, mit Hut und Wartung, und hatte großen Anschlag, ihn aus der Freiheit (Asyl) zu nehmen. Aber auf St. Urbans Abend, da kam ein so großes Schneegestümes Wetter, daß Jedermann seiner Behausung besorgen mußte. Als aber Romeyus Man solches gewahr wurde, da stieg er aus dem Kirchlein hinaus und kam hinweg und begehrte Rechts; aber man ward mit ihm gerecht (verglich sich mit ihm) um alle Sachen und gab ihm ein ehrsamer Rath all seine Verschreibung hinaus und noch Geld dazu und er durfte wandeln, wohin er wollt. — Er war ein wunderbarlicher Mensch, daß seine Sachen nicht zu beschreiben sind; denn er war ein Kriegsmann von Jugend auf und hat große Sachen gethan und verrichtet seiner Tage.

Und darnach im 1499er Jahr fing der Schweitzerkrieg an, da lag Romeyus Man auf einem Schloß hieß Kissaberg bei Waldshut; damals hielt er sich also mannlich und redlich, daß ihm der König allhier (in Villingen) im Spital in der oberen Stuben eine Pfründe gab. Die war ihm (wie wohl zu glauben) viel lieber als die einstige Pfründe im Diebsthurm, die ihm ein ehrsamer Rath zuvor versprochen. — Es ist und kann nicht Alles von seinem Thun und Lassen beschrieben werden.

Inschrift an der Villinger Stadtmauer vor dem Rotweiler Thore zu dem Freskobilde des Romeias.**)

Als man zählt 1498 Jahr
Hat hier gelebt, glaubt fürwahr,
Ein Wundermann, Romeyas genannt,

*) Eine Art Gefängniß auf dem Bickenthor.

**) Sowohl das Riesenbild als obige Verse, welche der Herausgeber der freundlichen Mittheilung des Herrn Hofpredigers Becker von Donaueschingen zu danken hat, sollen bereits seit einigen Jahren von der Villinger Stadtmauer verschwunden seyn.

Im ganzen Land gar wohl bekannt.
Nachdem er ritterliche Thaten vollbracht,
Sein Stärke ihn verführet hat,
Fing an seine Obrigkeit zu schelten,
Dessen mußt er im Thurn entgelten.
Broch wunderlich mit List daraus
Und floh in Sanct Johanniser Haus,
Allda noch ein Balken zu finden,
Welchen Romeyas dahin tragen konnte;
Wagt sich hernach über d'Mauern n'aus
Belagert Kusenberg, das feste Haus,
Das er in wenig Zeit eingenommen,
Daher wiederum Gnad bekommen,
Daß im Spital bis an das Grab
Die Herren-Pfrund ihm geben ward,
Endigt also in Ruh sein Leben.
Gott woll' uns allen den Frieden geben!

Das Rad auf dem Villinger Rathhaus.

„Anno 1562 auf Montag in der Kreuzwoche (4. Mai) hat des Fürlins Tochtermann allhier ein neues Rad gemacht, das wärschaft ist und hat's denselben Tag von hier (Villingen) gen Rothweil getrieben und wieder herüber und verzecht, was das Rad werth war, Alles an einem Tage. Es hatt eine Wette gegolten; Martin Billing hatt eine Krone und Mattheus Schüttle, der Metzger, einen Thaler gesetzt. Der Wagner hat's gewonnen und hat ihm ein ehrsamer Rath einen Gulden darzu geschenkt und ist dasselbige Rad noch auf den heutigen Tag allhier auf dem Rathhaus zu sehen."

(Aus der handschriftlichen Chronik von Heinrich Hug in Villingen.)

Der zauberische Pater.

Der noch während der Belagerung von 1633 in Villingen lebende Franziskanermönch Pater Ludovikus Ungelehrt soll ein ausgezeichneter Physiker, besonders in der Magie bewandert, gewesen seyn.

Dieser Mann hatte sich nach besonderem Mechanismus ein Pferdchen verfertigt, das, ausgenommen das Haberfressen, alle

Eigenschaften eines Pferdes besaß. Ein Jude machte nun einen Handel mit dem Pater, welcher die einzige Bedingung beifügte, daß das Pferd niemals in's Wasser gelassen werden dürfe. Der Jude schwang sich nach geschlossenem Kauf frisch zu Pferde und ritt zur Stadt hinaus. Beim Anblick des Briegflußes konnte er doch dem Kitzel nicht widerstehen, durch denselben zu reiten, um zu sehen, was dies auf sein Pferd für eine Wirkung haben werde. Gedacht, gethan: Doch siehe! in der Mitte des Wassers fühlt er sich auf einmal ohne Bewegung und sieht sich, statt auf dem Pferd, auf einem Bund Stroh sitzen. Mit Zetergeschrei eilt er in's Kloster zurück und fragt nach dem Pater Ungelehrt, der ihn so schrecklich betrogen habe. Der Pater, dies voraussehend, hatte sich auf's Bette gelegt und einen Fuß herausgestreckt, während er sich dabei stellte, als ob er in tiefem Schlafe liege. Umsonst war alles Rufen des Juden, um den Schläfer zu wecken. Endlich zog er am hervorgestreckten Fuße desselben aus Leibeskräften: aber wehe! Der Fuß blieb in den Händen des Juden, der ihn fallen ließ und voll Entsetzen davon rannte.

Die Kreuzvögel.

Im vorigen Jahrhundert hatten die Villinger in der ganzen Umgegend den Spitznamen Kreuzvögel; dies verhielt sich wie folgt:

In den Wiesen vor dem Riedthore entdeckte man einst im Gehäge bei der Brunnenstube ein ungemein großes Ei. Die Anzeige wurde sogleich dem Magistrate gemacht und, als ein außergewöhnliches Phänomen, das Ei von demselben in höchsteigener Person erhoben und in die Stadt gebracht. Nun entstand die große Frage, was in dem Ei verborgen seyn möchte und wie man den Inhalt herausbringen könne? Da man kein Thier kannte, welches fähig gewesen wäre, dasselbe auszubrüten, so entschloß sich ein wohlweiser Rath, in höchsteigener Person sich diesem wichtigen Geschäfte zu unterziehen. Vom Rathsdiener an bis auf den Bürgermeister verlegten sich nun alle Herren auf das Ausbrüten des räthselhaften Ei's. Durch die Kraftwärme des wohlbeleibten Consuls beseelt, sprang endlich die Schale auf, und

ein wunderschöner **Kreuzvogel** kam zum Vorschein. Der Magistrat hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als alle Stadtthore zusperren zu lassen, um das Entfliehen des Vogels zu verhindern.

(Beide obige Sagen aus brieflicher Mittheilung des Herrn Chorregenten **Dürr** zu Villingen.)

Volkssagen aus der Baar.

(Originalmittheilung von Herrn Gymnasialdirektor Dr. **Fickler** in Donaueschingen.)

I.

Ruchtraut von Allmendshofen und die Kirche von Mistelbrunn.

Welcher Bewohner der Baar oder des Schwarzwaldes kennt nicht das kleine Dorf **Mistelbrunn**, welches von den letzten Abhängen des Schwarzwaldes über die schwäbische Hochebene der Donauquellen herabblickt? Dunkler Tannenwald säumt von drei Seiten es ein und fügt zu dem, an die heilige Mistel erinnernden Namen seltsame Ahnungen einer großen Vergangenheit, welche sich unter Andern auch zu der Volkssage gestalteten, daß unfern des Ortes, wo das Gebirg in jähem Abfalle in das Thal der **Brege** sich senkt, einst eine Stadt gestanden: **Laubenhausen**, durch Handel mächtig und blühend, lange bevor die Zähringer sich Villingen erbauten. — In der That zeugen auch die Hünengräber, welche man eine halbe Stunde gegen Osten bei dem heutigen Sebastianskreuz unfern Hubertshofen entdeckte, eben so wie die nicht allzuferne Hügelstätte auf der Windistelle bei Waldhausen, für ältern Anbau der rauhen Gegend, als man anzunehmen geneigt ist. Die wenigen Häuser Mistelbrunns aber reihen sich um eine Kapelle, die einstens um die Hälfte größer gewesen seyn soll, bis Unlust, dieselbe in baulichen Ehren zu halten, sie dem geringern Bedürfnisse an Raum anpaßte. Das Innere zeigt eben nichts Merkwürdiges, außer einem löschpapiernen Brustbilde des heiligen Markus, welches an der Stelle eines steinernen steht, das einstens nach Bräunlingen in feierlichem Umzuge getragen und hier oder dort in einen Brunnen getaucht wurde, — wie alte Leute noch wissen wollen, — um nasse oder trockene Witterung zu erflehen. Eine Votivtafel nehme ich aus, welche eine Waldkirche darstellt, gegen die ein Paar

Ochsen aus einem Dorfe heraus einen Sarg führen, von Fackelträgern umgeben. Die Erzählung davon im Volksmunde lautet also: In alten Zeiten haben in dem Dorfe Allmendshofen bei Donaueschingen reiche Ritter gewohnt, denen fast die ganze Gegend gehörte. Einer von ihnen hatte eine Tochter, Ruchtrud mit Namen, welche an frommer Gesinnung die Ihrigen weit übertraf. So weit ging ihre Frömmigkeit, daß sie mit der Andacht in ihrer Schloßkapelle sich nicht begnügte, sondern mitten in der Nacht vom Lager sich erhob und ihrer zarten Füße nicht schonte, um vor Tagesanbruch dem Frühgottesdienste anzuwohnen, welchen in der drei Stunden entfernten Kirche von Mistelbrunn ein frommer Priester hielt. Damals aber deckte die ganze Gegend dichter Wald, wovon die wenigen Tannen des Hasenwäldchens bei der Allmendshofer Ziegelhütte die letzten Zeugen sind. Doch wie die Jungfrau ohne Vorwissen der Eltern ihre Andacht verrichtete, so mußte sie auch ohne Begleitung den schaurigen Weg antreten. So wie sie aber zum ersten Male den Wald betrat, ward es plötzlich helle vor ihren Augen, denn siehe! ein Hirsch von siebzehn Enden stund vor ihr; auf jeder Zacke seines Geweihes flammte ein Licht, und er geleitete sie durch des Waldes Dickicht den geradesten Weg, bis von der heiligen Stätte die erleuchteten Kirchenfenster ihr entgegen glänzten. Und oftmals machte sie den Weg in lauen Sommernächten und oft über den knisternden Schnee der winterlichen Gegend; aber immer ging leuchtend und begleitend der Hirsch vor ihr her. Endlich kam die Zeit, da sie, nicht mehr in der Kirche von Mistelbrunn, sondern vor dem Throne der Herrlichkeit selbst Gott anschauen sollte. Da ließ sie die Ihrigen an das Todbette kommen und nahm ihnen das Versprechen ab, sie nicht in der Familiengruft, sondern dort zu begraben, wo es Gottes Wille sey. Da legten sie nach ihrem Hinscheiden den Todtenbaum auf einen Wagen und spannten diesem zwei des Joches ungewohnte Stiere vor und überließen ihnen, zu gehen, wohin sie wollten. Die Leidtragenden aber und ganz Allmendshofen, denn Alle hatten das fromme Fräulein lieb gehabt, folgten von ferne nach.

Und siehe! die Thiere zogen durch Dick und Dünn den geraden Weg durch den Wald, und als sie vor der Kirche zu Mistelbrunn angelangt waren, legten sie sich vor dem Kirchhof

nieder. Die Ihrigen aber begruben sie in derselben Kirche und als die Herren von Allmendshofen schon lange ausgestorben waren, gedachten die armen Leute des Dorfes immer noch der frommen Ruchtrud und ehrten ihr Gedächtniß durch ein Votivbild. Wirklich läßt sich auch auf der Votivtafel an der Kirche des abgebildeten Dorfes der Thurm von Allmendshofen nicht verkennen und die Tafel selbst trägt folgende gereimte Inschrift:

Rucht-Traut von Allmendshofen war mein Nam
Aus Andacht und Geids (Begier) Gottes ich nemlich kam
In diese Kirchen in vil Zeit zur Nacht ·
Herzue ein Hirsch mein hat guot acht
Von Gott aus gnaden zuo gesandt
Zu solcher Fahrt mir fleißig gant
Darum wie Gott bis an mein End
All meine Sachen glücklich gwendt
Darnach zwei Stier des jochs nit gwan
Mich hieher gefierk ohn ein Fuhrmann.
Da ich dann ruohe in disem Grab
Und wart des Herrn jngsten Tag
Als man zelt in der Zeit zwar 1584 iar.
Verneuert von der gemeind allmendshofen 1775 iar.

Die historische Kritik der Sage ist nicht leicht. Zwar hat es allerdings ein reichbegütertes Geschlecht der Herrn von Allmendshofen gegeben, dessen urkundliches Vorkommen und Erwähnung im Seelenbuche des Klosters Maria Hof (S. die Beil. zum Herbstprogramm des Gymnasiums in Donaueschingen, 1845) bis zum Ende des 16. Jahrhunderts reicht. Auch das ist gewiß, daß im Geiste der Zeit, besonders unter den weiblichen Sprößlingen, die Andacht besonders gepflegt wurde, wie denn eine große Anzahl derselben in dem oben erwähnten Kloster den Schleier nahmen.

Allein die Hauptschwierigkeit liegt in der Oertlichkeit. Angenommen, das Bedürfniß der Andacht habe die Jungfrau in eine auswärtige Pfarre geführt — und die nahe alte Pfarrkirche von Eschingen habe ihr nicht genügt; — warum besuchte sie nicht Hüfingen, wohin seit dem 14. Jahrhundert Allmendshofen eingepfarrt war; oder wenn die Begebenheit in noch frühere Zeit fällt, Bräunlingen, die Mutterkirche von Hüfingen und Allmendshofen, durch welche Stadt sogar der Weg nach Mistelbrunn führt, welch letzterer Ort zwar wohl auch eine alte und — nach dem Namen des heiligen Markus Schutzheiligen zu schließen — von dem Kloster Reichenau nach 930 (als dem Erhebungsjahre des Heiligen) begabte Kirche hatte, die aber sicher nur Tochterkirche von Bräunlingen war.

Vielleicht hebt sich die Schwierigkeit, wenn man annimmt, die durch die Sage Gefeierte habe in der Burg von Brucken, bei Wolterdingen, gewohnt, welche im 15. Jahrhundert die Herren von Allmendshofen an Heinrich von Fürstenberg verkauften; denn diese liegt in gerader Richtung von Mistelbrunn nicht viel weiter entfernt, als von Bräunlingen und Wolterdingen. Die Jahreszahl der Votivtafel bezeichnet nicht wohl das Ereigniß, — wiewohl nach jener Zeit noch das Geschlecht im Weiberstamme fortlebte — sondern die Zeit, da die erste Gedenktafel gesetzt wurde.

Die wunderbaren Nebenumstände sind theils aus der Legende der Ida von Toggenburg, wie sie jetzt noch im Volksmunde lebt, entlehnt, wie z. B. der Hirsch mit leuchtendem Geweih, theils treffen sie mit mehreren Legenden zusammen, wovon wir nur an die vaterländische der Stiftung des Klosters Allerheiligen erinnern. (Siehe „Das Fräulein von Randenburg," Seite 112 dieses Bandes.)

2.

Das Gespenst in Donaueschingen.

Jeder Badener kennt es wohl, das freundliche Städtchen, welches sich so traulich um die junge Donau lagert, — Donaueschingen, mit seinen Schwänen und seiner Donauquelle und den Zaubertönen seines Mästro *) und dem hellen Klange, den der Name seines edlen Fürsten in jeder biedern Seele erregt. — Doch wenn Einen in der heiligen Zeit, zwischen Advent und Weihnachten, Geschäfte dahin führten und er schritte etwa im schwarzen Regenmantel, oder vermummt in den weißen Lammpelz, durch die dunkeln Straßen, — denn seit nicht langer Zeit erst brennen Laternen darin, wenn nicht etwa Mondschein im Kalender steht — dann könnte ihm wohl begegnen, daß ein Vorüberwandelnder, beim Scheine eines erleuchteten Hauses ihn erblickend, sich bekreuzte, daß eine Magd mit unterdrücktem Schrei an ihm vorüber flüchtete. Und des andern Tages erzählt man sich mit geheimem Flüstern in dem guten Städtchen, der Geist gehe wieder um. — Und wer ist er denn, dieser „Geist"? Es dürfte unter den ältesten Leuten nur Wenige geben, welche mehr über ihn wüßten, als, es sey ein alter Fürst von Fürstenberg gewesen, der die armen Leute gedrückt mit Frohnen und Tagwänen und ihnen sogar ihr Bischen Feld weggenommen. Darum müsse er geistweis gehen, von der Ziegelhütte beim Weiherhause

*) Kalliwoda.

bis zur Kirche und rings um die alte Stadt herum, bis ihm einmal die Stunde der Erlösung schlage.

Und doch ist es eines der ältesten, vornehmsten und beglaubigtsten Gespenster Badens. Der Graf Wernherr von Zimmern nemlich sagt in seiner um 1560 geschriebenen Chronik, einer sehr reichhaltigen Quelle für schwäbische Geschichte, ganz deutlich, Graf Wolfgang von Fürstenberg, der um Mitternacht zwischen den Jahren 1509 und 1510 starb, sey dieses Gespenst. Er habe zwischen Dürrheim und Donaueschingen das sogenannte Weihergut angelegt und dabei des Eigenthums der Donaueschinger Bürger nicht sonderlich geschont, weßwegen er nach dem allgemeinen Glauben der Letztern gespenstweise umgehen müsse. — Betrachten wir die Sage vom Standpunkte der geschichtlichen Kritik, so ist es allerdings auffallend, daß der Volksglaube einem Manne, welchem das Haus Fürstenberg einen großen Theil seiner Herrlichkeit verdankte, welcher, der erste seines Geschlechtes, von Kaiser Maximilian, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt ward und in seinem Rathe und bei seinen Heeren keine unbedeutende Stelle bekleidete, eine solche Rolle zugetheilt hat.*) — Allein außer seiner ungewöhnlichen Sterbestunde vereinigte sich noch Manches, ein geheimnißvolles Grauen um seine letzten Tage zu verbreiten. Er war im Feldlager von Padua von seiner letzten Krankheit befallen und auf einer „Roßbahre" in's Vaterland zurückgebracht worden und allgemein ging die Sage, die Ursache seines Todes sei das Gift gewesen, welches er in Spanien von der Infantin Isabelle erhalten, welche ihn zugleich mit ihrem Gemahle in einem Anfalle von Eifersucht vergiftet habe. (Vergleiche meine Beilage zum Donaueschinger Gymnasial-Programm. 1845. S. 16 — 17.)

Die Verbindung seines ruhelosen Wanderns nach dem Tode mit dem Gerüchte von Uebervortheilung seiner Unterthanen läßt sich gleichfalls aus der Geschichte des Ortes Donaueschingen erklären. Eine Schenkung Königs Arnulf, war derselbe schon im 9. Jahrhundert an die mächtige Abtei Reichenau gekommen,[1]) von dieser einem gleichnamigen Lehensadel übergeben, aber schon im 14. Jahrhundert durch Kauf und Heirath an die Herren

*) Eine ähnliche ungerechte Verwandlung in ein Sagengespenst mußte Herzog Berthold V. v. Zähringen sich gefallen lassen. S. „Der versteinerte Herzog," S. 358. dieses Bandes.

von Blumberg und Allmendshofen theilweise gediehen. So kam er aus wechselndem Besitz der Herren von Stein und Habsburg an das Haus Fürstenberg, und Wolfgang von Fürstenberg war der erste, der das um diese Zeit aufkommende Recht der Landesherrlichkeit auch hier zu üben anfing. Er dämmte, wie es scheint, die Seen, welche sich noch im 14. Jahrhundert zwischen Dürrheim und Donaueschingen urkundlich vorfinden, zu einem „Weiher" ein. Wenn er das dadurch gewonnene Terrain für sich ansprach, mochte er theils die Ansprüche des Pfarrers, theils die der Allmend zurückgewiesen, auch andere wohlgelegene Güter von Bedrängten zu günstiger Zeit angekauft haben, wie er z. B. im Kinzigthale die Noth der Herren von Geroldseck zum Kaufe ihrer Herrschaften benützte.

[1]) Jenes Esginga bei Dümge, Reg. Bad. S. 80, ist nicht Riedöschingen, sondern, nach den spätern Verkäufen zu schließen, sicher Donaueschingen. Die auf der verfälschten Urkunde eingetragenen Namen Sontheim und Uffheim sind ebenfalls nicht, wie D. meinte, im Elsaß, sondern Auffen und Sunthausen bei Donaueschingen. Jenes ist jetzt noch der Pfarre incorporirt; dieses hatte Reichenauischen Lehensadel, wie aus dessen Vergabungen zu Allenspach sich schließen läßt.

3.

Der böse Graf von Neufürstenberg und der Esel im Wappen der Stadt Vöhrenbach.

Wenn du von dem zertrümmerten Thurm von Zindelstein, oder Sindoltstein, wie es in alten Urkunden heißt, hinabsteigst in's Bregthal und auf seinem sattgrünen Teppiche am Ufer des rauschenden Baches gegen Westen wanderst, so erblickst du an der Einmündung des Eisenbacher- und Urach-Thales, auf einem steilen Hügel über dem Hammerwerke von Eisenbach und seiner alten Kapelle, die Trümmer einer Burg. Ihr Name ist Neufürstenberg und wenn gleich ein gegenüberliegender Berg dem Neugierigen als Altfürstenberg bezeichnet wird, bleibt ihr Daseyn dennoch bis zum Ende des 14. Jahrhunderts der Geschichtsforschung unbekannt.

Die Volkssage aber bewahrt eine blutige Geschichte, welche wie ein Gespenst an diesen Mauertrümmern haftet.

Einst lebte auf der Burg ein wilder Herr, ein Schrecken der Bauern, der ihnen kaum das Bischen Leben und das schwarze

harte Brod gönnte, welches sie von den Haferfeldern gewannen, die sie den rauhen Bergen abgetrotzt hatten. So weit hatte sein Uebermuth und seine Bedrückungslust sich gesteigert, daß sie beschlossen, ihm an's Leben zu gehen. Wie der Graf durch eine mitleidige Seele von dem wider ihn gefaßten Anschlag Kunde erhielt, suchte er durch List zu entrinnen. Er ging hinab in den Marstall und sattelte und zäumte den kräftigsten Hengst, schlug ihm die Hufeisen verkehrt an die Füße, damit keine Spur seine Flucht verrathe und ritt um Mitternacht die Burghalde hinab, in einen Reitermantel gehüllt und die Filzkappe tief in's Gesicht gezogen, als wär' er ein reisiger Knecht. Und schon war er über die Ura gekommen, da hielt ein Trupp Bauern ihn an und ein Mann vom Ruedenberg zog ihm den Filz vom Kopf herab und sagte: „Seht, das ist der böse Graf!" Fielen alsbald die Bürger von Vöhrenbach, denn diese waren die lautesten Schreier dabei, über ihn her, rissen ihn vom Pferd herunter, schlugen ihn und gruben ihre Spieße in seine Brust. — Aber die andern Grafen von Fürstenberg wurden Meister im Lande und wollten Vöhrenbach von Grund aus vertilgen. Wie es aber eine alte Stadt ist, die schon zu der Heiden Zeit viel Ungemach ausgestanden, und, nach einer Weissagung der sieben Frauen, schon mehrmals abgebrannt war, erbarmten sie sich derselben wieder. Zur Strafe aber mußten sie einen Esel in das Stadtwappen aufnehmen und erst spät erkauften sie sich die Erlaubniß, diese Schmach wieder aus ihrem Wappen ätzen zu dürfen.

So weit die Sage. Ihr historischer Grund knüpft sich wohl an die Zerstörung von Neufürstenberg, welche zugleich mit der von Zindelstein im Bauernkriege 1525 erfolgte, als die Schwarzwälder Haufen mit denen aus der Baar und dem Klettgau sich vereinigten. Damals wurde der Obervogt von Neufürstenberg unter den Rauchsäulen der brennenden Veste durch die Spieße gejagt. Merkwürdig ist es, daß Vöhrenbach, welches durch seine (auch von Spindler schon dargestellte) Legende von den sieben Schwestern von Vöhrenbach in die Hunnenzeit hinauf reicht (wiewohl es urkundlich erwiesen im 13. Jahrhundert mit Schönenbach nur ein Filial von Herzogenweiler war) auch in diese Sage gezogen wurde. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß seine

Bürger an jenen Unruhen Theil nahmen, und auf einer Tischtitel-Urkunde vom Ende des 16. Jahrhunderts findet sich auch wirklich zum Erstenmale der Esel in dem Wappen der Vogtei. Genauerer Aufschluß ist mir auf dem Wege geschichtlicher Forschung noch nicht geworden.

4.

Die Kreuzkapelle in Geisingen.

Wer vom Wartenberg zum Städtchen Geisingen herabsteigt, stößt vor den Thoren auf eine Kapelle oder unvollendete Kirche, welche von Linden umgeben, einen recht anmuthigen Anblick bietet, und nur seit dem dreißigjährigen Kriege durch das Andenken eines Unglücklichen umdüstert wird, der an der Schwelle des Heiligthums sein Leben gewaltsam endigte.

Die Kirche heißt zum Kreuze, oder auch „zum geschossenen Christus" und von den Leuten, welche jährlich zum Erinnerungsfeste der Stiftung wallfahrten, hört man folgende Erzählung.

Es war im Schwedenkrieg, da ritten eines Nachmittags aus dem Würtembergischen mehrere Reiter über Unterbaldingen nach Geisingen. Unfern des Städtchens stund ein Christusbild am Wege, von dessen bloßen Füßen der Regen ebenso herabträufelte, als von den Reiterstiefeln der Soldaten. Da schimpfte einer von ihnen, ein Cornet, mit schweren Flüchen über das Unwetter und den bodenlosen Weg, und gab dem Christus die Schuld des Reiseungemachs mit gotteslästerlichen Worten, und spornte seine Mähre, bis sie sich dem Bilde gegenüber aufstellte; dann zog er aus der Halfter sein langes Reiterpistol, legte es auf dem linken Arm zum Zielen fest und wie er abdrückte, drang die Kugel dem Bilde durch die Stirne. Doch alsbald öffnete sich der Boden unter des Frevlers Füßen und verschlang ihn sammt dem Pferde. — Von jähem Schrecken erfaßt, sprengten seine Gefährten mit verhängtem Zügel in die Stadt und erzählten den Bürgern die Wundermäre. Sofort begaben sich Diese mit Kreuz und Fahnen unter dem Vortritt ihrer Priester zur Stätte und fanden das Christusbild am alten Orte mit dem Maale seiner sechsten Wunde; — eine Vertiefung aber, schon mit Rasen bedeckt, zeigte das Grab, welches den Gotteslästerer

verschlungen hatte. Und sie erhoben das Bild von seiner Stelle und brachten es zu ihrer Stadt und bauten eine Kapelle darüber, an dem Platze, wo die jetzige Kirche steht. Die Vertiefung welche den Gotteslästerer verschlang, bezeichnet ein einfaches Kreuz.

(Obige Sage ist von C. Kaiser in seinen „Liedern vom Bodensee“ S. 223. dichterisch bearbeitet.)

Die Schächerkatze.

In jenen Zeiten, wo es fast kein altes Gebäude, keinen Wald noch Feldstrich gab, in dem nicht irgend ein Geist oder Gespenst umgehen sollte, konnt' es nicht fehlen, daß auch in der guten Stadt Hüfingen allerlei derartige Wesen ihren Spuk trieben. Bei Anbruch der Nacht hätte sich gewiß kein Mädchen mehr auf den sogenannten Graben hinaus gewagt. Denn hier, wo früher das alte Schloß gestanden, machte nächtlicherweil ein großer schwarzer Hund die Runde und ließ sich zuweilen auch auf der dortigen Gartenmauer sitzend sehen. In wohlunterrichteten Kreisen wollte man wissen, er hüte daselbst einen vergrabenen Schatz. Dieser Cerberus ist indessen in neueren Zeiten verschwunden und an seiner Stelle schleicht jetzt, besonders in der Nähe eines alten Kapellchens oder sogenannten „Schächers“, an der Straße zwischen Donaueschingen und Hüfingen, eine ungeheure schwarze Katze umher, die unter dem Namen „die Schächerkatz“ von Jedermänniglich in der Gegend gefürchtet wird. Wahrscheinlich eine Verwandte, oder gar die Großmutter des Teufels, scheint ihr die Aufgabe gestellt zu seyn, die frommen Leute, die dort in der Kapelle ihre Andacht verrichten wollen, davon abzuschrecken und das Bethäuslein in üblen Ruf zu bringen. Manchem Vorübergehenden ist sie schon zwischen die Beine gesprungen und hat ihn zu Falle gebracht; Anderen schwang sie sich auf den Rücken und krallte sich in ihren Halskragen fest; wieder Anderen folgte sie Schritt für Schritt mit gräulichem Miauen, Zischen und Pruhsten eine Strecke nach. Einem Mähder, welcher früh Morgens vor Sonnenaufgang auf der nahgelegenen Mönchswiese mähte, sprang sie mehrmals nacheinander zwischen die Hiebe, ohne von der Sense nur im Ge-

ringsten verletzt zu werden. Als er das Unthier verscheuchen wollte, stellte sich ihm dasselbe auf den Hinterpfoten entgegen und er mußte die Flucht ergreifen. Ebenso wurde schon manches verliebte Pärchen, das spät Abends vom Donaueschinger Markte heimkehrte, von der Schächerkatze im zärtlichsten Kosen geschreckt und sie konnten nicht genug erzählen von deren feurigen Augen und entsetzlichem Miauen.

Hüfingen. Lucian Reich, Maler.
(Originalmittheilung.)

Das Deckrischen-Elsele bei Hüfingen.

In den Kunkelstuben und sonstigen abendlichen Zusammenkünften, welche zur Winterszeit in Hüfingen nach dem allgemeinen Brauche der Baar veranstaltet werden, wurde früherer Zeit viel vom Deckrischen-Elsele geplaudert und verhandelt. Dieses Elsele soll ein Waldgeist seyn, welcher als kleines Weiblein mit „Jüppe" und „Schihut" in dem Hüfinger Gemeindewald „Deckrischen" seit vielen Jahren sein Wesen treibt. Meistens erschien es den Menschenkindern, um sie zu schrecken oder zu necken, doch war es auch zuweilen mitleidig und hülfreich. Damit soll es, wie alte Leute erzählen, folgende Bewandtniß haben.

Als der unselige dreißigjährige Krieg ausgekämpft, manches gute alte Recht vergessen und verloren, Mancher von Habe, Gut und Heimath vertrieben war und Jeder nur zunächst für sich selbst zu sorgen hatte, gab es nicht selten Leute, ja selbst ganze Familien, welche in Wäldern lebten, ohne in irgend einer Gemeinde Heimathrecht zu besitzen. In dieser Zeit hauste in dem obgenannten Walde bei Hüfingen ein Weiblein, Niemand wußte woher es stammte; an einsamer, schwer zugänglicher Stelle, unter finstern Tannen bewohnte sie eine ärmliche Hütte. Den Sommer über sammelte sie Kräuter, die sie an die Apotheker oder Doctoren der Umgegend verkaufte. Nur beim grimmigsten Winterwetter kam sie in's Städtlein, Obdach und Nahrung erbettelnd. Man bot aus freien Stücken nichts an, wagte aber auch nicht, sie abzuweisen, da sie halb und halb im Geruche der Zauberei stand. Ihr aber gar Sitz und

Heimathsrecht in der Gemeinde zu gewähren, fiel noch weniger Jemanden ein. Denn die ehemaligen Gemeindeverfassungen waren allgemein in diesem Punkte hart und streng, hatte man ja ohnehin Leute genug, welche, wie man zu sagen pflegte, „der Gemeinde zur Last fielen.“ Viele Jahre lang lebte nun das Elsele, oder, wie man es von seinem Aufenthalt nannte, das Deckrischen-Elsele, so vor sich hin. Endlich blieb es aber aus; auch beim gräßlichsten Unwetter kam sie nicht mehr in's Städtlein und man vermuthete, daß sie gestorben sei; Niemand aber wußte von ihrer Todesart etwas Näheres anzugeben. Ihre Hütte zerfiel und Jedermann war froh, sie los zu seyn. —

Doch bald sollt' es Anders kommen. Bald hieß es allgemein, das Elsele gehe im Walde „geistweis“; man erzählte von mancherlei Schabernack, den sie den Leuten anthue. Der Wald kam in Verruf, und wer etwas darin zu thun hatte, machte, daß er vor Sonnenuntergang heim kam, ebenso Diejenigen, welche die Straße, die durch Deckrischen führt, passiren mußten. Hatten z. B. die wohlweisen Rathsglieder der Stadt etwas im Walde zu schaffen oder zu beaugenscheinigen, und es rauschte was im Gebüsch und ein Weiblein huschte vorüber, oder sie wollten, um ihr auszuweichen, einen andern Heimweg einschlagen, so konnt' es leicht geschehen, daß sie nach langem Umhertappen den Weg verloren und an ganz entgegengesetzter Stelle des Waldes herauskamen.

Einem Krämer, der oft mit einem Esel-bespannten Wägelein durch diesen Wald fuhr, begegnete schon häufig, daß sein Thierlein auf einmal „stättig“ wurde, zu keuchen und schwitzen begann und zuletzt den ganzen Kram umwarf, worauf gewöhnlich ein kleines Weiblein lachend in den Wald hinein sprang. Manchem Wanderer hockte es auf den Rücken und ließ sich tragen bis wo der Wald ein Ende hatte.

Ein Holzhauer sah es einst über einen hohen, an einem andern Baume lehnenden Windfall in kühnem Sprunge setzen. Oft erblickte der Jäger tief im Walde an der höchsten Tanne ein Paar zierlich geflochtene Zöpfe und entfernte sich schweigend, denn er wußte, in wessen Nachbarschaft er sich befand. Zuweilen sahen Schnitterinnen ein Weiblein aus dem Walde kommen, auf den Platz, wo ihre Hüte und sonstigen Kleidungsstücke lagen, zuge-

hen, eiligst Alles zusammen raffen und mit der Beute in den Wald hinein springen. Wenn sie nun schreiend und scheltend an die Stelle eilten, lag noch Alles unberührt am Platze. Auch sahen sie es oft nach Sonnenuntergang über die Kornfelder dahin tanzen.

Armen Leuten soll es sich meistentheils hülfreich erwiesen haben; oft half es alten Leuten beim Holzlesen, oder zeigte Kindern, welche um Erdbeeren zu gewinnen in den Wald kamen, die besten Plätze.

So trieb es sein Wesen bis nach dem letzten Kriege, von wo an sein Erscheinen selten und seltener wurde und zuletzt ganz aufhörte. Ist es vielleicht durch die milderen neuen Gesetze, welche Niemanden mehr vom Heimathsrecht ausschließen „verlößt" oder zur Ruhe gebracht worden? So viel ist gewiß: in Hüfingen leben noch alte Leute, die sie persönlich gekannt und gesehen haben wollen. Von Jahr zu Jahr wird aber die Zahl dieser ehrwürdigen Bekannten kleiner, und bald wird nach deren Tode auch die Sage verklungen seyn. —

Hüfingen. Lucian Reich.
(Originalmittheilung.)

Das weiße Fräulein von Kallenberg.

Groß ist die Ueberraschung, wenn der Wanderer, über die weite Fläche von Neuhausen herüber gekommen, plötzlich an den schroffen Felsenabhängen des hier noch sehr schmalen Donauthales steht; denn jenseits dehnt sich, gleichfalls wieder mit vielen Ortschaften, die weite Ebene aus und nichts ließ hier so viele Schluchten vermuthen. Durch eine derselben gelangt man auf den Vorsprung, auf welchem die Trümmer von Kallenberg liegen. Unerschütterlich erhebt sich noch auf der äußersten Spitze des Waldfelsens der vierseitige Thurm, rings von eingestürzten Mauern umgeben. Dieser Thurm, — erzählt die Sage — verschließt noch unermeßliche Schätze, die ein Ritter als Beute mit sich gebracht aus den heidnischen Nordlanden, wo er für das Kreuz gestritten. Während des Ritters Abwesenheit hatte aber der schmucke Mühlknappe im Thale das Herz seines einzigen Kindes geraubt; in der Verzweiflung über diese

Schande mißhandelte der kaum zurückgekehrte Ritter die Tochter und stieß sie aus der Veste. Ihre Leiche wurde am folgenden Morgen vor dem Stabgitter des Mühlgangs gefunden. Bald ergriff aber Reue über seine grausame That das Herz des Vaters und verdüsterte seinen Sinn, der jetzt nur noch darauf gerichtet war, seine Schätze zu vermehren und dieselben in den tiefen Gewölben des Thurmes zu hüten; die Thore der Burg blieben von nun an jedem Besuche verschlossen und nur zur Plage seiner Vasallen stieg noch der Ritter zuweilen aus seinem Felsenhorste hernieder. Nun schwebt in mondhellen Nächten, gleich einer Najade, des unglücklichen Fräuleins weißer Schatten der Donau entlang gegen die Mühle; während eine hohe finstre Gestalt an den jenseitigen Felswänden auf- und absteigt und die Hände ringt. Wagt es aber einmal ein Habsüchtiger, in der Mitternachtstunde zu dem Thurme hinauf zu klimmen, um die Schätze zu suchen, dann naht ihm die schwarze Gestalt und droht ihm mit furchtbar glühenden Blicken; ja, ein Hirte, der keck genug war, einst die Zinne des Thurmes zu erklettern, stürzte sinnesverwirrt hinunter in die Tiefe. Dagegen waltet des Fräuleins sanfter Geist sichtbar schirmend über den Frauen und Töchtern der Mühle; besonders hold ist sie den Liebespärchen von unwandelbarer Treue; oft schon stand sie auch braven Frauen in Geburtsnöthen bei, wenn die Hebamme nicht schnell genug von Lieberdingen oder Krähenheimstetten herüber kommen konnte.

(Vergl. Max von Ring's: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands.“ 6. Heft.)

Der Schwede zu Wildenstein.

Nicht weit vom Fürstenbergischen Pfarrdorfe Leiberdingen, (Amt Mößkirch) liegt das Schloß Wildenstein auf einem steilen, etwa 80 Fuß hohen Felsenkegel in der Donau; durch eine Zugbrücke ist das sehr feste Gebäude mit dem Ufer verbunden; auch führte vor Zeiten ein bedeckter Gang von der Festung aus in das Thal hinunter. Seit 1642 gehört das Schloß zur Fürstenbergischen Standesherrschaft und hatte im 17. Jahrhunderte öfters eine Besatzung.

Während die Schweden im August 1642 den Hohentwiel besetzt hielten, kam einer der kühnsten ihrer Unterofficiere, der zufällig mit einigen seiner Leute diese Gegend durchstreifte, auf den Gedanken, die Veste Wildenstein zu erobern, denn er hatte vernommen, daß die Fürstenbergischen Beamten, welche damals auf dem Schlosse wohnten, mit den wenigen Soldaten, welche dessen Wache bildeten, nach Mößkirch gegangen waren, um dort die Messe zu hören, und daß nur die Frauen und Kinder sich noch im Schlosse befänden. Da besann sich der vermessene Schwede nicht lange. Auf einer schwachen Leiter stieg er zur Zugbrücke hinüber, kletterte sodann an deren Kettenwerk hinauf und wand dasselbe mit kräftigen Armen aus den festen Angeln, so daß die Brücke fiel, worauf er mit drei seiner Genossen in das Schloß eindrang. Sein furchtbares Aeußere, — die Bewohner der Gegend nannten ihn nur den Schwarzen — hatte die Frauen so sehr in Schrecken versetzt, daß sie nicht einmal das Thor zu schließen gewagt. Den Eroberer verlockte die reiche Beute, die er hier vorfand und, sey es nun, um nicht theilen zu müssen, oder aus Furcht vor der Rückkehr der Feinde, er schloß sich eiligst mit seinen drei Auserwählten in die Veste ein, ohne die Andern zu rufen, welche sich indessen in dem Walde verborgen gehalten. Wirklich kehrten auch die Beamten mit ihren Soldaten bald aus Mößkirch zurück und begannen, da sie das Schloß in fremden Händen fanden, mit Zuziehung benachbarter Garnisonen, den Angriff auf dasselbe; da erbot der eingeschlossene Schwede die Uebergabe unter der Bedingung, daß er und seine Begleiter mit sich fortnehmen dürften, was sie forttragen könnten. Dies ward gestattet und er brachte großen Reichthum mit auf den Hohentwiel, wo er jedoch nur mit Mühe sich einem schweren Strafurtheil entzog.

(Vergl. Max v. Rings: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands 6. Heft.)

Kinzigthal und Seitenthäler.

Wie der Teufel und ein Weib miteinander das Städlein Schiltach verbrennen.*)

Es ist ein alt Sprichwort: wohin der Teufel nicht kommen kann, dahin schickt er ein alt Weib. Wie das Sprichwort entstanden ist, weiß ich nicht und muß mich fast darüber wundern, warum gerade nur die alten Weiber zu Werkzeugen des Teufels ausersehen seyn sollten, da sie doch bekanntlich zum andächtigen Geschlechte gehören.

Im Jahr 1533 Donnerstag vor Ostern (fiel damals auf den 13. April) brannte das im obern Kinzigthale gelegene Städtlein Schiltach ganz ab. Wie das zugegangen sey, das haben ehrliche Bürger von da, gleich nach dem Ereignisse dahier, vor gesessenem Rath erzählt, von dem es Einer gehört und seinem guten Freunde mitgetheilt hat, von dem ich es erfahren habe. Der Salmenwirth zu Schiltach saß am Abend jenes Tages in seiner Wirthsstube und sein Knecht bei ihm, von dem er sich über die heutigen Vorfälle im Haus, Stall und Scheune referiren ließ. Auf einmal hört er vor der Thür ein sonderbares Gezisch und Gepfeife. „Hans, was ist das?“ fragt er den Hausknecht, „hast du's gehört? Es sind fremde Leute im Haus. Die Sache ist nicht richtig. Laß uns nachsehen!“

Auf der Stelle muß Hans die große Hauslaterne zurichten und mit seinem Meister Hausgang, Stall und Keller und jeden Winkel unten im Hause visitiren. Aber es fand sich nichts.

„Riegle mir alle Thüren wohl zu und vermach' alle Läden, Hans, damit uns kein Schelm in's Haus komme, denn das

Land lauft jetzt voll liederlichen Volks.“ Der Hausknecht versicherte, es sey bereits Alles gut geschlossen und verwahrt und damit beruhigte sich der Wirth, der nun sein Hausexamen mit dem Knechte wieder fortsetzte. Kaum hatte er einige Minuten damit zugebracht, siehe da, so zischt und wisperts wieder ganz vernehmlich, aber nicht mehr unten im Hause, sondern im obern Stocke.

Nun ward die Visitation wiederholt und weil man denn doch nicht wissen konnte, was man da oben antreffen würde, so bewaffnete sich Hans, der Hausknecht, dieses Mal mit der alten Hellebarde, die ein Inventariumstück des Hauses war und immer unter der Stiege aufbewahrt wurde. Der Salmenwirth aber nahm den Haushund, Türk genannt, mit sich und in die Hand sein Schwert, das er als Hauptmann der ehrsamen Bürgerschaft zum letztenmal trug, als die Landschaft gegen den Herzog Ulrich sich erhob und ihn zwang, sein Land mit dem Rücken anzusehen. Also gerüstet stiegen Beide die Stiege hinauf, den treuen Türk als Vorplänkler voraussendend, um bei Zeiten sich in Positur setzen zu können, wenn derselbe anschlagen und etwas Verdächtiges entdecken sollte.

Dieses tapfere Kleeblatt durchsuchte nun alle Gemächer des zweiten Stockes, und der Hausknecht Hans bewies bei dieser Gelegenheit ungemeine Geistesgegenwart und ausgezeichneten Muth. Denn an jeder Stelle, die er für verdächtig hielt, streckte er seine Hellebarde voraus und befahl dem beherzten Türk, vorauszuschreiten, um den Schelm aufzusuchen. Der Salmenwirth aber deckte mit erhobenem Schwerte den Rücken des Hausknechts. Aber auch dieser Streifzug war erfolglos. Das Gezische und Geflüster war verstummt, und verdrüßlich stiegen Herr und Knecht mit dem treuen Türk, welcher dieses Mal die Nachhut machte, wieder in den unteren Stock herab.

„Du hast doch das Gezisch und Geflüster und Gekreische gehört, Hans?“ fragte der Salmenwirth den Hausknecht verdrüßlich.

„‚Freilich wohl, Meister, hab ich es gehört und darauf kann ich einen Eid thun. Der Geier weiß, was hier im Spiel seyn mag.‘“

„Ich denke,“ fuhr der Salmenwirth fort, „wir warten dem

Ding noch etwas ab; denn am Ende muß es sich doch noch zeigen, was es sey. Aber mir fällt ein, daß wir unser Küchenkamin noch nicht untersucht haben. Vielleicht hat sich Jemand dorthin verborgen, der gerne die Paar Speckseiten holen möchte, die noch darin aufgehängt sind."

Kaum hat der Salmenwirth seine Rede geendet, so pfeifts und flüsterts und zischt es wieder und zwar dieses Mal von der Seite des Ofens her, so, als ob der Laut aus dem Kamin käme.

Flugs wischen jetzt der Salmenwirth und sein Knecht mit dem treuen Türk in die Küche und horchen daselbst. Da vernehmen sie denn ganz deutlich zu oberst aus dem Kamin herab das Gezisch und Gepfeife, gerade dem ähnlich, das man zu machen pflegt, wenn Einer dem Andern ein Zeichen gibt und ihn herbeirufen will. Jetzt wird's dem Salmenwirth etwas unheimlich; denn der Türk streckt die Nase gewaltig in das Kamin hinauf und windet und sträubt die Haare, als wär' etwas, ob dem er sich entsetzt, oben im Kamin.

Der Hausknecht hatte unterdessen die Kaminleiter zurecht gestellt und stieg nun, in der Rechten die Hellebarde, in der Linken die Laterne haltend, die Sprossen langsam hinan und sah sich sorgsam im Kamin um. Auf einmal rutscht er hastig drei Sprossen herab, lehnt die Hellebarde an die Heerdwand und schlägt ein Kreuz über das andere.

„Was fehlt dir Hans?" fragte der Salmenwirth.

„„Herr,"" antwortete der Knecht, „„sagt mir, hängt noch ein Hinterviertel von dem Bock im Kamin, denn wir zur Lichtmesse schlachteten? Denn dort oben sehe ich einen Bocksfuß.""

„Der Bock ist längst verzehrt," antwortete der Salmenwirth, „und wenn du einen Bocksfuß siehst, so hat der Teufel hier sein Wesen und wir müssen auf der Hut seyn. Rufe meine Leute zusammen!"

Jetzt wurde das ganze Haus in Aufruhr gebracht. Man schickte nach Geistlichen und alsbald erschienen zwei derselben. Diesen erzählten der Wirth und sein Knecht das Abenteuer dieses Abends und die Erscheinung des Bocksfußes im Kamin und Alles, was sie gehört und gesehen und nicht gehört und gesehen hatten.

„Was Ihr sagt, lautet sehr bedenklich," sprach jetzt der Eine der Priester, „und besonders ist der Bocksfuß und die Furcht eures Türk ein Zeichen, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Führt uns demnach in die Küche und wenn der Böse vorhanden ist, so wollen wir ihn schon von dannen treiben, denn wir fürchten ihn nicht."

Nun ging der Zug, dem sich unterdessen auch des Wirths ältester Sohn und dessen betagtes Weib, die in der Nähe wohnten, beigesellt hatte, in die Küche, wo die beiden Geistlichen sogleich den Satan zu exorzisiren begannen und zuförderst ein Zeichen seines Daseyns von ihm verlangten. Der Schwarze ließ sich nicht nöthigen, sondern erklärte ganz furchtlos, daß er hier sey, und da die Geistlichen weiter fragten, was er hier zu schaffen habe, so antwortete er: „ich bin hier, um euer Nest zu verbrennen."

Das sollst du wohl bleiben lassen! dachten die Geistlichen und fingen nun an, ihre Exorzismen wieder anzuwenden und dem Teufel zu drohen. Allein er spottete ihrer Drohungen und rief ihnen aus dem Kamine zu:

„Laßt euere Bemühungen unterwegs, denn ihr könnt mir Beide doch nichts anhaben. Ihr Beide seyd Gaudiebe und Einer von euch sündigt alle Tage gegen das Cölibatsgebot."

Unter den Umstehenden befanden sich aber, wie bereits erwähnt, des Wirths Sohn und dessen Frau. Diese ward während der Exorzismen sehr unruhig und entfernte sich aus dem Hause. Kaum hatte sie aber die Gasse betreten, so ergriff sie der Teufel beim Schopf und setzte sie auf's Dach und zu oberst auf das Kamin. Da gab er ihr einen Topf in die Hand und befahl ihr mit drohender Gebehrde, denselben auszuleeren. Das that sie und noch bevor eine Stunde verfloß, stand das ganze Städtlein in Flammen und alle menschliche Anstrengung, dem Feuer Schranken zu setzen, war vergeblich. Der Salmenwirth war auch unter den Abgebrannten.

Weil aber seines Sohnes Frau von den Nachbarn in der mondhellen Nacht auf dem Kamin sitzend und mit einem Topf in der Hand gesehen worden war, so wurde sie allgemein als die Brandstifterin angesehen und eingezogen. In den Verhören zeigte sich's denn, daß sie vor ihrer Verheirathung 14 Jahre

lang mit dem Satan verliebte Bekanntschaft unterhalten und manchen schönen Spazierritt zum Tanz mit ihm gemacht habe. Weil sie nun seit ihrer Verheirathung die Bekanntschaft mit dem Schwarzen aufgegeben und seine Anträge abgewiesen hatte, so ward er eifersüchtig und wollte sich an ihr und dem Städtlein dadurch rächen, daß er es durch sie anzünden ließ. —

Der gute Freund, der mir dies Geschichtlein erzählte, hält es wenigstens für wahrscheinlich, daß den Teufel die Eifersucht zu dem Bubenstück gebracht habe, obgleich er nicht alles glaubt, was damals über diese Geschichte unter dem Volke gesagt wurde. Des Salmenwirths Schwiegertochter aber wurde als eine Hexe und Brandstifterin zu Oberndorf verbrannt. Im Jahr 1590 verbrannte das Städtlein wieder, aber ohne Zuthun des Teufels oder einer Hexe, obschon zu jener Zeit das Hexenwesen noch in vollem Kredit war und noch manche, die man für eine Hexe hielt, oder sich selbst als eine angab, ohne viele Umstände verbrannt wurde.

Ich habe übrigens, geneigter Leser, diese Brandgeschichte von einem ehrlichen Mann, der sie von einem weiland berühmten Professor zu Freiburg im Breisgau hörte, dem gelehrten Erasmus von Rotterdam. Es scheint, sie müsse großes Aufsehen gemacht haben, weil der gelehrte Portugiese Damian von Goes sich nähere Auskunft darüber erbat. Es gibt jedoch Erasmus die Sache nicht so ausführlich als ich, da er Anstand nahm, seinem gelehrten Freunde die im Volke verbreiteten märchenhaften Berichte über den Vorfall aufzutischen.*)

K. Walchner.

(Aus dem „Freiburger Adreßkalender,“ 1827.)

[1]) „Auf den grünen Donnerstag 1533 verbrannte der Teufel Schiltach durch eine böse Hexe.“

(Aus der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen.)

Das Bergmännlein.

Vor einigen Jahren weideten ein Paar Hirtenbuben in der Gegend von Schiltach bei einer verlassenen Erzgrube. Da sahen sie ein Bergmännlein, welches ganz wie ein Bergknappe

*) „Non libet, aures tuas vulgi fabulis remorari.“ Erasm. Epist. ad D. de Goes.

gekleidet war, mit Licht und Gezäh' in den Stollen der Grube fahren und hörten es alsdann darin arbeiten. Erschrocken liefen sie zu dem Bauern, in dessen Hofmarkung das Bergwerk lag und erzählten ihm, was sie gehört und gesehen hatten. Als des Bauers erwachsene Tochter hierauf zur Grube geeilt war, hörte sie gleichfalls das Arbeiten darin. Durch alles Dies wollte das Bergmännlein anzeigen, daß die Grube mit Vortheil wieder gebaut werden könne, allein dieses Winkes ungeachtet ist der Bau noch bis heute nicht unternommen worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 173.)

Burg Falkenstein im Schappacher Thal.*)

Das Schappacher Thal ist in der Geschichte durch die Burg Falkenstein berühmt, deren Trümmer unterhalb des Dorfes Schappach auf einem Hügel noch sichtbar sind. Hier fanden die getreuen Waffenbrüder Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg ihre letzte Zuflucht, aus der sie endlich der Mangel an Lebensmitteln in die feindlichen Speere und in den Tod trieb. Joseph Bader erzählt die Begebenheit wie folgt:

Nach dem Tode Herzogs Hermann von Schwaben trat dessen Schwager Ernst, der Sohn des Markgrafen Leutbold von Oesterreich, in diese Würde, starb aber bald an einem unglücklichen Pfeilschuß auf der Jagd. Sein Erstgeborner ist jener Herzog Ernst, von welchem die Sage des Volks so wunderbarliche Abenteuer zu erzählen weiß. Sein ganzes Elend entsprang aus seinen Ansprüchen auf das Erbe des Burgundischen Reichs, während König Konrad dasselbe als ein der teutschen Krone zugesprochenes Vermächtniß behauptete. Diese Angelegenheit wurde der Zunder einer blutigen Partheiung durch ganz Schwaben; allenthalben erhoben die Großen ihre Waffen gegen einander, endlich mit dem Grafen Welf der Herzog Ernst selbst gegen den König, und zum zweitenmal, nachdem er im ersten Kriege sich unterwerfen hatte müssen. Aber auch jetzt

*) Aus dieser Burg, und nicht aus der im Höllenthal, (Siehe S. 409 dieses Bandes) stammt die noch jetzt blühende Familie der Freiherrn von Falkenstein.

schien ihm kein besseres Glück; geächtet und von Allen verlassen, welche die Rache des gewaltigen Kaisers fürchteten, mußte sich Ernst mit seinem einzigen, ihm noch treu gebliebenen Freunde und Waffenbruder, dem Grafen Werner von Kyburg, in die Wildnisse des Schwarzwalds flüchten, auf die Burg Falkenstein, in der untern Baar. Durch Auslieferung Werners, in welchem König Konrad den Hauptanstifter des ganzen Aufstandes sah, hätte sich Herzog Ernst noch retten können, aber er gab den königlichen Unterhändlern großherzig zur Antwort: „Eher will ich Alles einbüßen, als meinen Freund verrathen!“ — Als in der Burg Falkenstein endlich die Lebensmittel ausgingen, rafften die beiden Unglücksgefährten Alles zusammen, was ihnen noch anhing und drangen gegen Schwaben vor. Da erschien mit überlegener Macht Graf Mangold von Nellenburg, Schirmherr zu Reichenau, dessen Besitzungen zunächst gefährdet waren. Voll verzweifelten Muthes stürzte sich Ernst an der Spitze seines Häufleins in die Massen des Feindes. Es wurde mit äußerster Erbitterung gefochten; endlich fiel der Herzog, ritterlich bis zum letzten Hauche, hinter einem Walle von Leichen; ihm folgte sein treuer Werner in den Tod; aber auch Graf Mangold blieb auf dem Schlachtfelde — zur Sühne der unglücklichen Waffenbrüder.

(Siehe Joseph Bader's „Badische Landesgeschichte.“ S. 100. — Zugleich verweisen wir auch auf Uhland's gediegenes, kernteutsches Drama: „Ernst von Schwaben.“)

Der Schlangenhof im Schappacher Thal.

Im Gute des Bauern dort hinten im Thal,
Da nisten die Schlangen in mächtiger Zahl.

Sie füllen das Haus ihm, den Hof und den Stall
Mit buntem Gewimmel fast überall.

Doch thun sie kein Leids, weder Menschen noch Vieh,
Die friedlichen Leutchen gefährden sie nie.

Sie leben vertraulich mit Herr und Gesind,
Sie leihn sich gemüthlich zum Spiele dem Kind.

Gern nehmen sie Theil an dem ländlichen Mahl,
Da schlürfen sie zierlich die Milch aus der Schal'.

Das Heu in der Scheune, so duftig und weich,
Das ist ihres Königes Sitz und Bereich.

Das Haupt ihm ein goldenes Krönchen umkränzt,
Mit Perl' und Demant und Karfunkel durchglänzt.

Er wird als Beschützer des Gutes verehrt,
Darin sich die Fülle des Segens vermehrt;

Als hätt' er's umzogen mit magischem Bann,
Daß keinerlei Mißgeschick treffen es kann;

Nicht Krankheit noch Seuchen bedrängen es je,
Kein Sturm und Gewitter, kein Hagel und Schnee.

Die Schlangen sie bringen nur Glück in das Haus,
All' anderen Gütern blüht dieses voraus. —

Als aber der biedere Bauer verstarb,
Ein Anderer käuflich das Hofgut erwarb.

Der war gar ein falscher und geiziger Mann
Und gegen die Schlangen ein wahrer Tyrann.

Ab hieb er dem König das glitzernde Haupt,
Das goldene Krönchen er gierig ihm raubt.

Dann jagt er die Schlangen aus Hof und aus Haus,
Aus Keller und Küchen und Feldern hinaus.

Doch freut er nicht lange des Segens sich mehr,
Der drinnen gewaltet — er büßet es schwer!

Denn Alles verdirbt ihm, als wär' es verflucht:
Die Heerden, die Gärten, die Wiesen, die Frucht.

Das stattliche Haus, es geräth in Zerfall
Von der Fluth des Gebirgs unterwühlendem Schwall.

Und als er einst Nachts, wie seit lange ja schon,
Sich wälzt auf dem Lager, vom Schlummer geflohn;

Da hört er ein Wispern und Schleichen ringsum,
Ein Zischen und pfeifender Stimmchen Gesumm.

Da ringelt sich's ihm um den Nacken so kalt,
Umschlingt ihm die Glieder mit Riesengewalt;

Da züngeln viel Hundert von Schlangen ihn an,
Mit betäubendem Odem, mit spitzigem Zahn.

Sie halten mit rächender Wuth ihn umstrickt;
Sein Schreien, sein Röcheln, — bald ist es erstickt.

A. Schlzr.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrgang 1837. S. 174.)

Warnungszeichen.

In der Wildschappacher Grube Friedrich Christian zeigen sich an Stellen, welche den Einsturz drohen, blaue Lichtlein oder es klopft dort mit unsichtbaren Händen an das Grubenholz. Den Bergleuten sind diese Warnungszeichen wohlbekannt und wo eines sich sehen oder hören läßt, wird der Stollen unverzüglich untersucht und gefahrlos gemacht.

Vom Seewenhof bei Rippoltsau.

In dem unergründlichen Glaswaldsee bei Rippoltsau hielten sich vor Zeiten Seemännlein auf. Eines derselben war mit den Leuten des Seewenhofs, welcher drei Viertelstunden weiter unten am Berge liegt, so befreundet, daß es jeden Morgen zu ihnen kam und erst am Abend sie verließ, um in den See zurückzukehren. Den ganzen Tag über besorgte das Männlein allerlei Arbeit für die Hofbewohner, welche, damit Alles wohl gerathe, bei Zutheilung einer jeden Arbeit zum Seemännlein sprechen mußten: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!“*) — Täglich bekam es auf dem Hofgute sein Frühstück, Mittag- und Abendessen besonders aufgetischt. Obgleich seine Kleider alt und abgetragen waren, hielt es doch stets den Seewenbauer

*) Vergleiche damit die Sage vom Hausgeist Ruedi, Seite 259 dieses Bandes, Vers 11 von unten.

von seinem Vorsatz ab, ihm neue anzuschaffen. Endlich aber ließ derselbe doch heimlich einen neuen Rock machen und gab ihm eines Abends dem Seemännlein. Dieses aber sagte aufgebracht: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen; von Morgen an komm' ich nie wieder zu Euch!" Umsonst betheuerte der wohlmeinende Bauer, daß er ihm ja den Rock nicht als Lohn, sondern als freiwilliges Geschenk verehren wolle — das Männlein war von seinem Vorhaben nicht mehr abzubringen. Hierüber unwillig, setzte ihm diesmal die Magd kein Nachtessen vor und das Männlein mußte mit leerem Magen von dannen gehn. Am andern Morgen fand man die Magd todt vor dem Hause und zwar auf den Kopf gestellt, welcher ganz in den Boden eingegraben war. Das Seemänlein aber ließ sich, seinem Vorsatze getreu, niemals wieder auf dem Seewenhofe blicken.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in „Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 175.)

Die Schwedenschanze.*)

Hinter grüner Hügelstrecke
Thürmt der Berg sich wie zum Streit;
Hingestürzte Felsenblöcke
Sind sein festes Waffenkleid.
Seines Hauptes Wälder starben,
Denn das Alter macht ihn kahl;
Droben schwillt, wie Heldennarben,
Morscher Schlachtenwälle Mahl.

Seiner hohen Haiden Oede
Ruht im Monde silberweiß,
Steht dem Geisterrufe Rede,
Lockert sich auf sein Geheiß.
Aus dem Wall, im Waffenklirren
Steigt ein zürnend Riesenbild;

*) Auf dem Kniebis im Schwarzwald, zwischen Griesbach und Freudenstadt, 2960 Fuß über der Meeresfläche. In den aus dem dreißigjährigen Kriege stammenden versunkenen Erdwällen der Schanze finden sich noch Reste gefallener Schweden. Der Bereich des Kniebis gehört zwar schon zum Rench- oder zum Murgthal-Sagenkreise; ich fand jedoch in diesem Buche keine passendere Stelle, um dies Gedicht einzureihen, als gleich hinter der vorhergehenden Sage vom Seewenhof.

Anm. des Herausg.

Seine Herrscherblicke irren
In die Tiefen streng und wild.

Erwins kühne Münstersäule,
Bei des Rheines Silbertuch,
Späht er aus in Gier und Eile,
Donnert ihr hinab den Fluch:
„Breitest noch die Götzenhallen
Du, des Seelenbannes Haus,
Gegen den mein Leib gefallen,
Deinem falschen Glauben aus!

„Deine heißern Mettenglocken
Bannen mich zu Neid und Wuth
Aus der Himmlischen Frohlocken,
Höhnend mein verspritztes Blut.
Seit Jahrhunderten vom Staube
Klirr' ich auf in jeder Nacht;
Thürmt mich auf der reine Glaube
Gegen deine Afternacht!

„Dich verdammend will ich dauern,
Bliebst du bis zum Weltgericht,
Bis sich neigen deine Mauern,
Deine Spitze knirschend bricht;
Bis die Glocken berstend wimmern
Wie vor Gott der Lügner Brust,
Und bis über deinen Trümmern
Jubelt reiner Engel Lust!"

Mit der blanken Hand von Eisen
Schleudert er den Fluch in's Land,
Wie die raschen Blitze kreisen
Um den schwarzen Wolkenrand. —
Doch des Domes Morgentöne
Schweben leise durch die Luft,
Seiner Pyramide Schöne
Blühet auf in Rosenduft.

Und der Freiheit Siegesfahnen
Steigen von ihr aus der Nacht;

Ihrem freudenvollen Mahnen
Ist ein großes Volk erwacht:
Tief hinein, in seinen Landen,
Bricht der volle Jubel aus:
„Tag des Heils, du bist erstanden,
Künd' ihn laut, o Gotteshaus!"

Und der Liebe Wonnen schlagen
Still des Geistes tiefen Gram:
„Sey gegrüßt, mein himmlisch Tagen,
Sieh mich nah'n in Dank und Scham!
Schwindet, enge Seelenketten!
Freiheit, ja dein Zauberschlag
Soll der Herzen Höchstes retten!" —
Er verschwindet in den Tag.

Georg Rapp.

Spuk und Schatz.

Auf einem Bergacker bei Wolfach geht Nachts ein gespenstiger Priester im Meßgewand um, das Meßbuch unter dem Arme tragend. Einmal erschien er daselbst am hellen Tag einem kleinen Mädchen und winkte ihm, herbei zu kommen; allein das erschrockene Kind ergriff die Flucht.

Die Eigenthümerin dieses Ackers fand einst darauf viele Glasscherben von bunten Farben und steckte einige davon für ihre Kinder zu sich. Als sie dieselben zu Hause hervorholte, fand sie alle in uralte Thaler verwandelt.

Eine andere Frau, welche auf demselben Acker ein Häuflein Laubes von besonderem Glanze bemerkt und davon mitgenommen hatte, fand bei ihrer Heimkunft die Blätter in lauter alte Silberthaler verwandelt.

(Mittheilung von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 173.)

Der weiße Mann und der Bauer.

An dem Berg, worauf die verfallene Burg Schenkenzell*) liegt, weideten einst zwei Bauern miteinander ihre Ziegen. Da

*) Drei Stunden östlich von Wolfach.

gesellte sich ein ganz weißer Mann zu ihnen und sagte zu dem Einen, der allein ihn sah und hörte, er solle mit ihm gehen. Als derselbe folgte, ward er auf die Burg an eine eiserne Bogenthüre geführt, die er noch nie zuvor bemerkt hatte und die sein Führer mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie traten ein und gelangten durch einen langen Gang und zwei andere eiserne Thüren, welche der weiße Mann ebenfalls aufschloß, in ein Gewölbe, worin eine große Kiste stand. Nachdem der Bauer, auf seines Führers Begehren, deren Deckel zurückgeschlagen, hieß ihn Jener so viel von den Goldmünzen, womit sie angefüllt war, mitnehmen, als er fort zu bringen im Stande wäre. Er nahm aber, aus Schüchternheit, weit weniger, und da ihn sein Begleiter, als sie sich wieder unter Gottes freiem Himmel befanden, deßhalb zur Rede stellte, gab er zur Antwort, er wolle schon wieder holen, wenn das, was er mitgenommen, verbraucht sey. Da sagte Jener, dies sey unmöglich und weil er ihm Solches erst jetzt eröffnen dürfe, habe er ihn vorhin so viel mitnehmen heißen, als er fort zu bringen vermöge. Hierauf verschwand der weiße Mann; die Thüre war ebenfalls nicht mehr zu sehen und ist auch bisher von keinem Menschen mehr wahrgenommen worden. Von den Goldmünzen, welche dünn und so groß wie Sechsbätzner sind, befinden sich noch heut eilf Stücke im Dorfe Schenkenzell, woselbst auch der andere Bauer, welcher den weißen Mann weder sehen noch hören hatte können, erst kürzlich, über hundert Jahre alt, gestorben ist.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Archiv zur Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 69.)

Der Teufelsstein.

In dem Wald oberhalb St. Roman, nicht weit vom Städtchen Wolfach, begegnete einst der Teufel, welcher einen mächtigen Felsblock auf den Schultern trug, einem kleinen Mann, der ihn fragte, wo er mit dieser Last hin wolle? — „Den Schweinstall da unten mit diesem Stein zusammenschmeißen!“ antwortete der Böse, indem er auf das weiter unten am Berg gelegene Kirchlein von St. Roman hinwies. Der Mann sprach ihm zu, er solle doch vorerst seine Last ein wenig absetzen; allein

der Teufel weigerte sich dessen aus dem Grunde, weil er alsdann den Felsblock, dessen erstes Aufladen ihm ohnehin so schwer gefallen, nicht mehr in die Höhe würde bringen können. Durch das Versprechen des Männleins, ihm beim Wiederaufladen des Steins behülflich zu seyn, bewogen, setzte Herr Satanas endlich den Block auf den Boden nieder. Kaum war dies geschehen, so verschwand der kleine Mann, der Niemand anders als unser lieber Herrgott gewesen war, und der Teufel mußte nachher also den Stein, welchen er nicht mehr aufzulüpfen vermochte, da wo er ihn hingesetzt, hübsch liegen lassen.

Lange Zeit lag hier der Felsenblock, in welchen die Krallen des bösen Feindes eingedrückt sind, unangefochten, bis es endlich einem Steinhauer einfiel, ihn benutzen zu wollen. Trotz der Warnung der Leute, ja nichts mit dem Block vorzunehmen, sprengte der Steinhauer denselben mit Pulver in drei Stücke, wovon ihm aber eines an das rechte Bein geschleudert wurde und es zerschmetterte. Hierdurch gewitzigt, ließ er den Felsen fortan unberührt auf demselben Platze liegen, wo derselbe sich noch heutzutage befindet und unter dem Namen „Teufelsstein" in der ganzen Gegend bekannt ist.*)

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 70.)

Sagen von Benau.

1.

Auf dem Schwarzenbrucher Berg ist ein Platz, das Moos genannt, worauf zur Zeit, als das Schappacher Thal noch ein See war,**) eine Stadt, Namens Benau, stand. Weil ihre Bewohner ein Leben wie die von Sodom führten und ein goldenes Kalb anbeteten, wurde die Stadt durch Gottes Strafgericht in die Tiefe des Berges versenkt. Neun Tage hindurch hörte man das Jammergeschrei der Versunkenen und Niemand war dem Verderben entgangen, als der Pfarrer und der Meßner, welche Beide, gerade zur Zeit des Unterganges der

*) Bei dieser und ähnlichen Sagen muß bemerkt werden, wie wenig das Volk bedenkt, welche unwürdige Rollen es Gott darin spielen läßt! B. Baader.

**) Siehe die Einleitung zu diesem Werke. Seite XVII.

Stadt, einen auswärtigen Kranken mit den heil. Sterbsakramenten versahen.

2.

Vor etwa vierzig Jahren suchten zwei Männer aus dem Oberwolfacher Stabe jenes goldene Kalb mit Hülfe von Zaubermitteln zu gewinnen. Da der Bergspiegel ihnen gewiesen hatte, daß es bei dem sogenannten Goldbrünnlein auf einer eisernen Kiste liege, trieben sie dort einen tiefen Stollen in den Berg. Schon waren sie zu dem Kalbe gekommen, schon hatte der Eine von ihnen es bei dem Schweife gefaßt — da regneten von unsichtbaren Fäusten solche Schläge auf seinen Rücken, daß er seine Beute auf immer fahren lassen mußte. Bei diesem Schatzgraben hatte er und sein Genosse ihr ganzes Vermögen zugesetzt; außerdem ward, in der Folge, Jener stockblind und Dieser wahnsinnig bis zur Raserei.

3.

In neuerer Zeit wurden auf dem Schwarzenbruch zwei Benauer Taufsteine ausgegraben. Den Einen verwendete ein Hofbauer aus dem Stabe Oberwolfach als Schweintrog; da fielen ihm alle Schweine, welche daraus fraßen; weßhalb er denselben eiligst fortschaffte und der Johanniskapelle unweit seines Hofgutes schenkte. Der andere Taufstein war in der nächsten Sägemühle vor die Thüre des Ochsenstalles gepflastert worden, aber der erste Ochse, welcher darüber hinschritt, brach ein Bein, worauf der Sägemüller den Stein sogleich ausgrub und ihn gleichfalls der erwähnten Kapelle schenkte.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 174.)

Hornberg im Gutachthale.

Die alte Burg Hornberg, über dem Städtchen gleiches Namens, liegt schon längst in Trümmern, und nur noch ein hoher Thurm kündigt die ehemalige Herrscherin des Thales an. Sie war einst in Kriegszeiten eine wichtige Würtembergische Veste zur Sicherung des Durchzuges der Heere: so während des dreißigjährigen Krieges und in den Kriegen Ludwigs XIV.

Das neue Gebäude, seitwerts von den Ruinen, dicht an dem Bergrande, war die Wohnung einer Fürstin aus dem Würtembergischen Hause, welche hier für mancherlei Verirrungen büßte. Die Sage suchte ihr Verbrechen hier in dem Orte ihrer Verbannung selbst. Hier soll sie nämlich ihren Gemahl, einen Fürsten von Taxis, lange Zeit in dem hohen Thurme eingesperrt und endlich mit Gift aus dem Leben geräumt haben. Sie hatte mit vieler Sorgfalt ihren traurigen Wohnsitz verschönert, und unter ihrer Pflege standen die schmalen Gärten der Burg im üppigsten Flore. Jetzt sind alle Spuren jenes kurzen Glanzes verschwunden, und das tiefe Gewölbe, welches ehemals den Zugang zu den Hofräumen wahrte, führt nur noch in wildes Buschwerk oder kärglich angebaute Grundstücke. So sehr ist diese herrliche Anlage verwildert, daß sie vor einigen Jahren ein Handwerker des Städtchens um den Spottpreis von 1500 fl. erkauft hat.

(Vergleiche Max von Rings „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands." Section Baden. 7. Heft.)

Das Felsenfräulein*) bei Hornberg.

Es sind emol, 's isch ame Sunntig gsi,
D'Schuelmeisteri und 'sDokter's Sepeli
Go Hornberg zue vo Niederwasser her
— Des Meidli mueß g'wiß nuf in d'Christelehr —
Bim Rai am Rübesbe**) just z'semme cho.
Sie hentsi grüeßt und 'nander d'Zit abgno.

Die eine seit: Siehsch dört d'Steiprinzessi stoh? —
„Her Jesis jo; sie luegtis weger no!"
Drum allimol wenn i do füre chum,
Se zieht's mi Blick zuem Felsefräuli num,
Und allimol — chum weidli! 's isch nit just —
Se chunnts mer für, 's biwegsi no si Brust.

's soll no ne Herz im Felsebuse schlah,
So seit mer. Nu, was luegsch mi denn so a?

---

*) Eine Felsenpartie bei Hornberg.
**) Ein Seitenthal.

's hent zwische sellem g'stärrige Lokehor
Als*) Aeugli blizt, wie dini, frisch und chlor,
Und menge harte, chezerische To
Isch fürnehm über selli Lippe cho.

Vor Zite het dört ufem Berg im Schloß
E Ritter g'waltet mit sim Wib und Troß.
Er het e sufer gwachse Fräuli g'ha,
Hoffertig au und truzig wie ne Ma,
Si einzig's Chind. Er het's frei schalte lo,
Drum isch's vur Busget**) bis zuem Nüsnutz cho.

Het d'Muetter g'seit: „mer wend in d'Chilche go!"
Se het's nu g'lacht und Pfil und Boge gno,
— Me het vor Alters keini Füsi***) g'ha —
Und helluf! mit viel Hunde vorned'ra,
Goht's in de Wald dur mengi Habersoot!
Was chümmert sie des frech vertrapplet Brod? —

Und isch en arme Buur zuem Aetti cho
Und seit: „i ha bim Jage Schade gno."
Se schlächtet sie†) bis an de Grabe nus
Und, wie mi Bürli chunnt, nei, 's isch e Gruus!
Gitsem en Schuk††), und g'schwinder asses blitzt,
Se heter 's G'hirn im Felsegrab verspritzt.

Druf lacht's und seit: „'s chunnt ufen Buur nit a,
Me cha do nidsi gnueg so G'sindel ha!"
's verzwiflet Wib mit sine Chinderli
Chunnt üs'rem Fräuli frili nit in Si. (Sinn)
„Was goht mi ander Lüte Chummer a?"
Seit's, „wenn nu i, was 's Herz bigehret, ha."

's het All's si Zit. Es jagt emol im Wald;
Druf stigt e Männli usem Felseg'halt,
Mit wiße Loke. 's stüzt si uf si Stab:
„Ach Fräuli! nummen au e chleini Gab!" —
„„Glattsufernit!†††) Marsch mit dim Weh und Ach!""
Und handumcher! se keit's en nab in Bach.

*) Ehemals.
**) Bosheit.
***) Flinten.

†) schleicht sie.
††) Stoß.
†††) Nichts da!

Doch eis Rungs stoht mi Männli wieder uf
Und wachst in d'Höh bis über d'Felse nuf.
Zum Tremel*) wird si Stab; er rüehrt's mit a:
„Du witt di Herz für di alleinig ha?
Se schlag's für ew'gi Zite dir ellei!"
Und sieder g'stablet**) 's Fräuli zuem e Stei. —

So seit mer. Maideli, verstohsch de Si?
„He! 's Männli wird, denk wohl, d'Vergeltig si;
Und witers: het Eis 's Herz für ihn's ellei,
Was isch es andersch, asse chalte Stei?" —
De hesch's verrothe, jo, und 's fehlt si nit;
Jez b'hüet di Gott! versum mer d'Christlehr nit!

's Schwizerseplis Salmo.

(Siehe „Oberrheinische Zeitung" von 1844. Nr. 358.)

Das Hornberger Schießen.

Das Sprichwort „Es geht aus wie das Hornberger Schießen," rührt von einem zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Hornberg gehaltenen Schießfeste her. Da den Schützen die dazu getroffenen Anstalten unzweckmäßig erschienen und ihnen auch sonst Manches dabei nicht gefiel, lief einer nach dem andern wieder hinweg, so daß sich das Fest in ein Nichts auflöste. In Hornberg selbst geht die Sage, daß die dortigen Bürger, als sie einem durchreisenden Würtembergischen Herzog zu Ehren ihr Geschütz lösen wollten, dies unterbleiben lassen mußten, indem sie schon vorher alles Pulver verschossen hatten. Daher auch das andere Sprichwort: „Er hat das Pulver zu früh verschossen." Die Hornberger machen sauere Gesichter, wenn man sie damit neckt.

(Vergl. J. Eiselein's „Sprichwörter u. Sinnreden des teutschen Volkes rc." S. 321.)

Die seltsame Fahrt.

Auf dem verfallenen Bergschlosse bei Kirnbach befindet sich in einem steilen Felsen ein brunnenartiges Loch von unergründlicher Tiefe. Aus demselben steigt in den Adventsnächten eine Kutsche, die mit zwanzig grauen Geißböcken bespannt ist und an der zwei brennende Laternen hängen. Sie wird von

*) Balken.

**) Erstarrt.

einem ehemaligen Grafen des Schlosses gelenkt, welcher, in voller Rüstung und mit geschlossenem Helmgitter, allein darin sitzt. Mehr denn hundert Knappen folgen ihr aus dem Felsenloche nach, jeder einen Speer und eine angezündete Fackel in den Händen tragend. Mit Blizesschnelle und wildem Getöse fährt der Zug den steilen Felsen und eine Schlucht hinab und macht dann unten im Thale Halt. Hier sammeln sich die Knappen im Kreis um die Kutsche, der Graf steigt aus und legt an ein Rad den Hemmschuh, worauf er sich wieder hineinsetzt. Unter großem Geschrei werfen sodann die Knappen ihre lodernden Fackeln, die sogleich erlöschen, von sich, und verschwinden mit der Hälfte der Geißböcke, welche als Vorspann gedient hatten. Bei dem spärlichen Lichte der zwei Laternen kehrt hierauf der Graf mit den übrigen zehn Böcken und mit gesperrtem Rade nach dem Felsenloche zurück, indem er, troz dem, den Weg eben so schnell hinauffährt, als er ihn mit dem starken Vorspann und ohne Sperre herabgekommen ist.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1837. S. 70.)

Das Geistermädchen.

Auf der Landstraße bei den Hagenbücher Höfen läßt sich zuweilen bei Nacht ein gespenstiges Schwarzwäldermägdlein sehen, welches aus dem benachbarten Bergwalde herabkommt. Ein betrunkener Flößer, der Nachts zwischen 11 und 12 Uhr aus dem Wirthshaus in Hausach nach Wolfach gehen wollte, wurde von den Wirthsleuten vor dem Geistermägdlein gewarnt, verlachte aber die Warnung und machte sich keck auf den Weg. Als er an die Höfe kam und kein Gespenst erblickte, rief er, indem er seine Axt schwang: „Wäldermädle, komm heran, daß ich dich z'sammenhauen kann!" — Kaum waren diese Worte heraus, so stand das Mägdlein vor ihm, ergriff ihn beim Schopf und warf ihn kopfüber in die Kinzig, worauf es in den Wald zurückkehrte. Schon war der Flößer am Ertrinken, da ward er noch glücklicherweise von einem Manne gerettet, der nicht weit hinter ihm hergegangen und Zeuge des Vorfalls gewesen war.

(Siehe Bernh. Baader's Mittheilung in Mone's „Anzeiger ꝛc." 1837. S. 304.)

Sagen vom Hausacher Schloße.

1.

Auf dem verfallenen Bergschloße bei Hausach liegt ein Schatz verborgen, wonach einmal Nachts von etlichen Bauern gegraben wurde. Schon sahen sie einen Kessel voll Geld vor sich, als im Dorfe die Betzeitglocke zu tönen begann. „Es läutet Betzeit, wir wollen beten, das Geld haben wir ja!" — sprach nun Einer von ihnen. Augenblicklich versank der Kessel mit dem Geld in die Tiefe und die Schatzgräber mußten mit leeren Händen abziehen.

2.

Auf dem Schloße lassen sich in manchen Nächten gespenstige Lichter sehen. Von dort führte vor Zeiten nach dem „Klösterle" im Thal ein unterirdischer Gang, worin ganz bequem eine Kutsche fahren konnte.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 304.)

St. Gallus im Harmersbacher Thal.

Vor Alters, als das Harmersbacher Thal noch eine Wildniß war, wohnte darin der heilige Gallus als Einsiedler. Seine Hütte stand an einem Brunnen und nächst einer Dornhecke, aus welcher manchmal ein wunderschöner Gesang ertönte. Eines Tages kam zu dem Heiligen ein Bär dahergehinkt und hielt ihm mit Stöhnen seine Tatze hin, worin ein großer Dorn steckte. Gallus zog ihn geschickt heraus und nun führte ihn das dankbare Thier zu einem Felsen, wo er eine Menge wilden Honigs fand; auch wich es nicht mehr von seiner Seite, trug ihm Holz herbei und verrichtete sonstige häusliche Dienste*).

Als der Andrang der Leute zu dem Heiligen zu sehr überhand nahm, zog er sich eine Stunde weiter in das Thal zurück, an den Ort, wo jetzt die ihm geweihte Pfarrkirche von Oberharmersbach steht. Aber auch hier entging er dem Zulaufe der frommen Menge nicht, weßhalb er sich mit seinem Bären in die

*) Einerseits scheint dieser Zug der Legende vom heiligen Hieronymus nachgebildet, der ebenso einen Löwen heilte, anderseits ist es bemerkungswerth, daß der Bär das Wappenbild des Klosters St. Gallen war, von welchem auch die Städte St. Gallen und Appenzell den Bären in ihre Wappen aufnahmen. Diese Sage von Gallus und dem Bären scheint daher auch in der Schweiz bekannt gewesen. Mone.

Schweiz begab, wo er nachmals das Kloster St. Gallen gründete. Ungeachtet seiner Entfernung pilgerten die Leute noch immer in das Thal zu seinen verlassenen Hütten, und als auch sie den Gesang aus dem Dornbusche hörten, suchten sie daselbst nach und fanden ein hölzernes Muttergottesbild mit dem Jesuskindlein im Arme. Dort erbauten sie nun eine Kapelle, und nachher ließ sich der Gesang nicht wieder vernehmen. Statt der Kapelle steht jetzt auf dem Platze die Wallfahrtskirche „Maria zur Kette", und außen über ihrer Hauptthüre das hölzerne Madonnabild. Bei demselben haben schon Manche Hülfe gefunden, auch werden durch das Wasser des Brunnens verschiedene Leibesübel, besonders Augenleiden, vertrieben.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Gengenbach durch einen Kanarienvogel vom Brande gerettet.

Den 8. Januar 1789 in der Nacht, kam im Klosterkeller zu Gengenbach — auf welche Art, ist unbekannt — Feuer aus. Der Pförtner schlief ruhig, aber sein beflügelter Retter wachte. Ein Kanarienvogel, den er im Zimmer hängen hatte, machte, von dem aufsteigenden Rauche belästigt, ein so heftiges Geräusch in seinem Bauer, daß er dadurch den Pförtner weckte, der, als er das Zimmer voll Dampf sah, schnell Lärmen erhob und die Klosterleute zu Hülfe rief. Durch schleunige Gegenanstalten ward das Feuer, das bereits dem Ausbruche nahe war, gedämpft und so das Kloster glücklich erhalten, nur das arme vergessene Vögelchen fiel als Opfer — es war im Rauch erstickt. „Wie also einst," — so parallelisirt mein treuherziger Chronist ganz naiv. — „die Stadt Rom durch der Gänse Geschnatter erhalten worden, so hat das Geräusch dieses Kanarienvogels das Kloster Gengenbach gerettet."

Zum Andenken hat man das Thierchen ausgebälgt und auf ein kleines Gerüst gestellt, mit dieser Beischrift:

„SeXto IDVs IanVarII
JnCenDIa ClaVstrI
StrepItanDo aVertI."

A. S.

(Siehe „Badisches Magazin." Jahrg. 1811. Nr. 10.)

Inhaltsverzeichniß

des Ersten Bandes.

Linzgau.

Hegau.

Seite.

Rheinthal.

Klettgau.

Albgau.

Waldstädte und Umgegend.

Breisgau.

Sagen aus der Baar.

Berichtigungen:

Seite 147 Vers 2 von unten statt „will“ lies „eilt“.

In der Sage „Hans zu der Gige,“ Seite 154, ist der Name des Schloßes unrichtig bezeichnet, es muß statt „Richberg“ heißen: „Rheinsberg“.

